



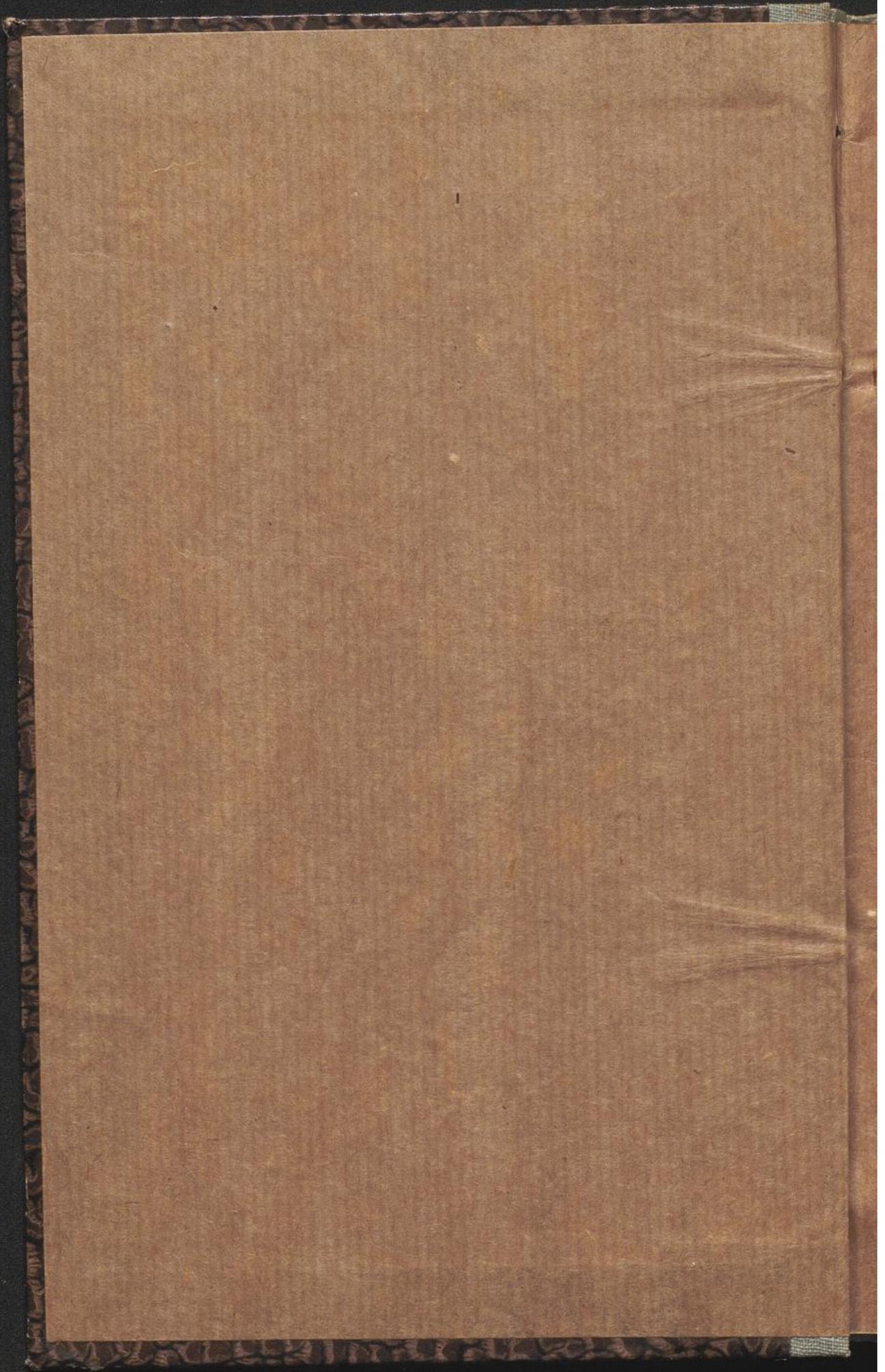
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

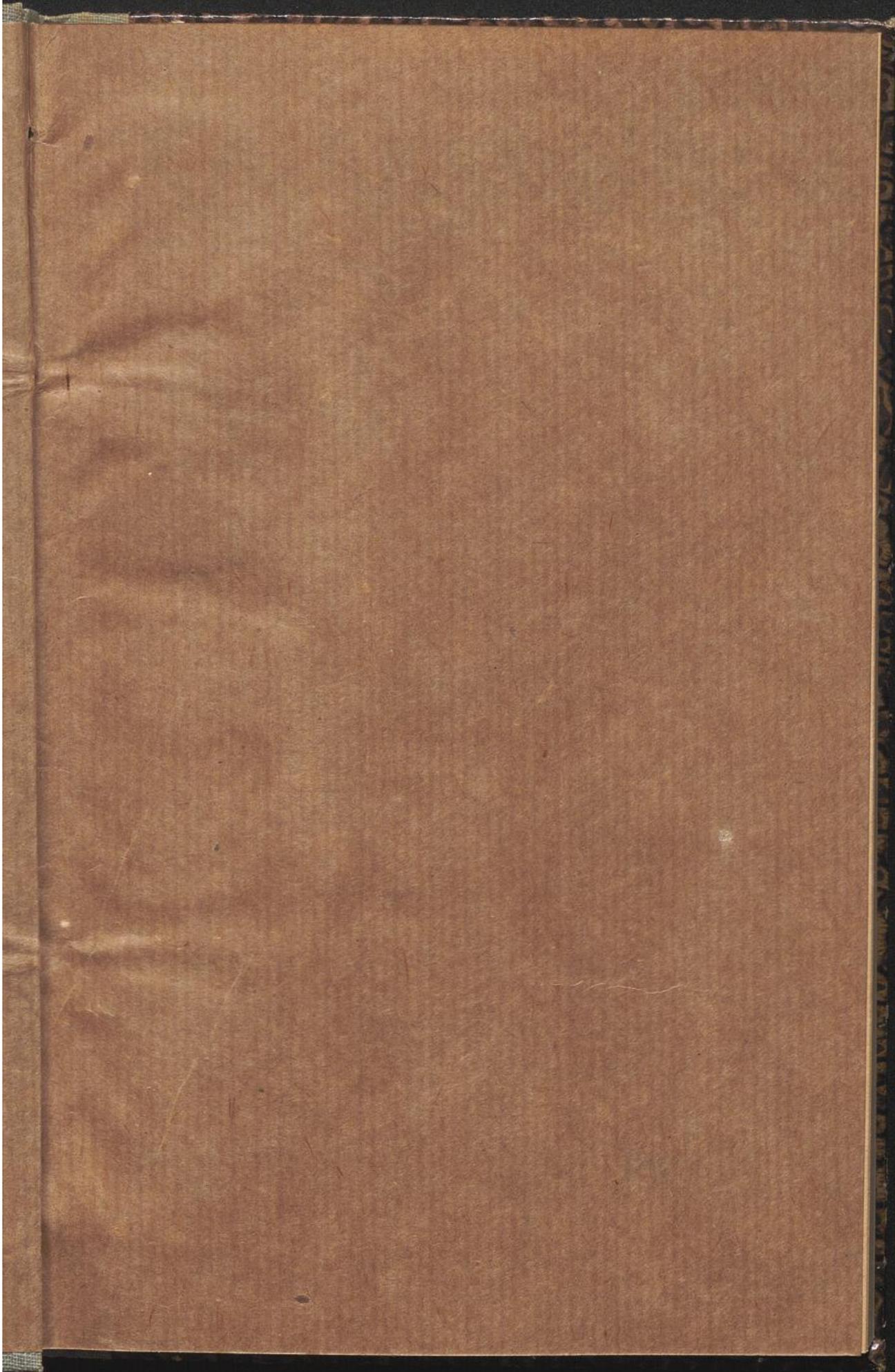
Caritasblüten aus der Mission

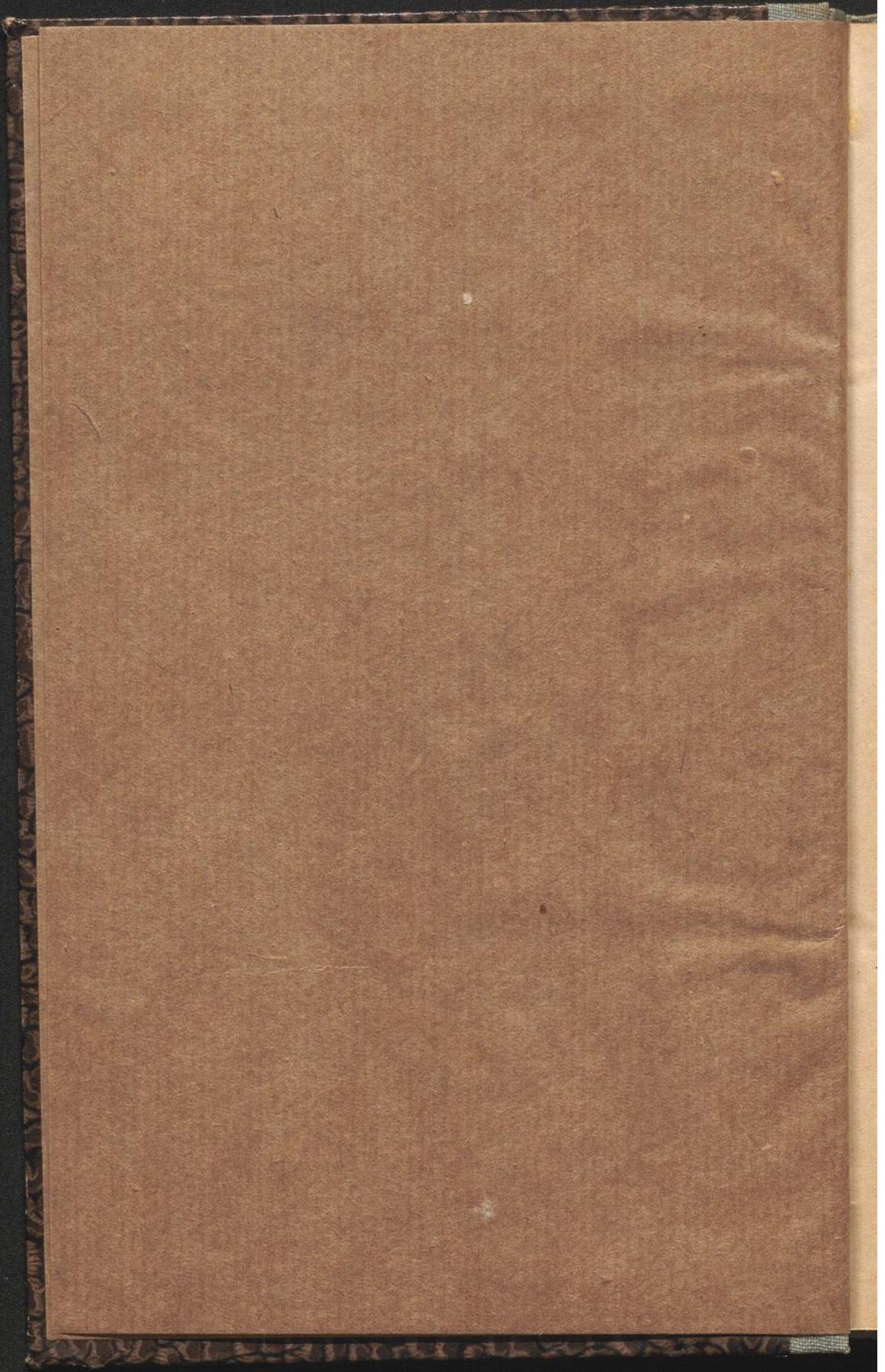
1936

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79124](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79124)

ten







Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1936



Glückliches Neues Jahr!

Ein neues Jahr,
In dichtem Schleier eingehüllt,
Hat es verdrängt das alte,
Das seine Pflicht nun hat erfüllt.
Das neue Jahr!
Was es wohl birgt, wir wissen's nicht,
Es muß sich erst entfalten;
Allmählich bringt es dann ans Licht,
Was Gottes weises Walten
Für uns schon längst beschlossen hat:
Sei es nun edler Menschen Tat,
Sei's böser Feinde falsche Schlingen,
Sei's Krankheit, Wohlfahrt, bittere Not,
Sei's Sorge um das nöt'ge Brot;
Was immer es für uns mag bringen,
Wir stehn in Gottes Vaterhand,
Sie lenkt das Volk, sie hält das Land.
Gott ist auf unser Heil bedacht
Und denkt an uns bei Tag und Nacht.
Wer Gott vertraut,
Fest auf ihn baut,
In allen Zeiten, allen Stürmen,
Wie Feindes Wogen sich auch türmen,
Dem ist die Hilfe unsers Herrn
Im neuen Jahr gewiß nicht fern.
Im Kreuze ist der Sieg!

m. v.

Möge das neue Jahr unter dem Schutz der Himmelskönigin Maria
für all unsere Leser und Leserinnen ein recht glückseliges sein!

Die hl. kleine Theresia, Patronin der Mission

Diese junge, einfache Ordensschwester, die sich ganz dem verborgenen und beschaulichen Leben in strenger Weltabgeschlossenheit widmete und in der Blüte ihrer Lebensjahre das Zeitliche verließ, wurde von unserm jetzt regierenden Papst, Pius XI., am 14. Dezember 1927 zur Patronin und Beschützerin aller Missionsländer und aller Missionare ernannt und ausgerufen.

War Theresia Missionarin? Sie hat nie ein Heidenland, vielleicht selbst nie einen Missionar gesehen. In ihrer zartesten Jugend schloß sie sich in das Kloster der Karmeliterinnen in Lisieux ein, um nie mehr mit der Welt in Berührung zu kommen, geschweige hinauszuziehen ins ferne Heidenland, um den Glaubenspredigern zu helfen.

Und doch war Theresia von ganzer Seele Missionarin.

„Ich möchte die ganze Welt durchkreuzen, um deinen Namen zu verkündigen und im Heidenland dein siegreiches Kreuz aufzupflanzen, o mein Vielgeliebter! Ich möchte Missionar sein, nicht nur für einige Jahre, nein vom Anfang der Schöpfung bis zur Vollendung der Zeiten. Ich fühle in mir den Mut eines Kreuzfahrers und möchte auf einem Schlachtfelde für die Verteidigung der hl. Kirche sterben.“

Zeigen uns diese von Seeleneifer glühenden Worte der kleinen Heiligen nicht, daß sie Missionarin im vollen Sinne des Wortes ist? Nicht allein die Missionsorden, deren Mitglieder hinausziehen in die fernsten Länder, sind apostolische Orden, sondern auch ganz besonders die beschaulichen. Sie sind die betende Armee bei der Eroberung und Ausbreitung des Reiches Christi.

Die Hauptaufgabe dieser kleinen seeleneifrigen Karmeliterin und ihrer Mitschwester war und ist das Gebet für Kirche und Priester, für die Bekehrung der Sünder, das Gebet um Gottes Segen für die apostolischen Arbeiten, um den Sieg der heiligen Kirche über ihre Feinde.

Der Missionsgeist, von dem die kleine Heilige ganz erfaßt und durchdrungen war, hatte schon im elterlichen Hause im Herzen dieses Kindes Wurzel gefaßt. Die von Gott begnadeten Eltern hegten eine besondere Vorliebe für das Missionswerk, unterstützten dasselbe in jeder Weise und hatten keinen andern Wunsch, als dem lieben Gott in ihren Kindern eifrige Missionare schenken zu können. Zwei Söhnchen hat ihnen der Tod entrißen, dafür durften sie 4 Töchter dem lieben Gott weihen, die sich selbst und ihr trautes Heim dem Herrn für die Rettung der Seelen und für die Kirche zum Opfer brachten.

Mit großer Freude nahm unsere kleine Heilige am Fest der großen Mutter Theresia 1895 aus den Händen ihrer Priorin

den Brief eines Seminaristen entgegen, welcher um eine Schwester bat, die sich für ihn und für die Seelen, die ihm später anvertraut werden, zum Opfer bringe. Ein halbes Jahr später wählte die Priorin wieder Theresia v. Kinde Jesu aus, um den Wunsch eines anderen Missionars, der ebenfalls um eine Opferseele für seine Tätigkeit gebeten hatte, zu erfüllen.

So hat unsere jugendliche, seeleneifrige Patronin durch ihre Gebete und Opfer unzähligen Seelen zum Eintritt in das Reich Gottes verholfen. Sie bleibt ihrem Versprechen getreu, vom Himmel aus einen Rosenregen von Gunsterweisen zu streuen. Nie meldeten sich so viel Berufe für das erhabene Werk der Mission, wie in den letzten Jahrzehnten. Trotz der sorgenvollen Zeiten ist unter der Laienwelt ein lebhaftes tatkräftiges Interesse für die Mission erwacht. In vielen Heidenländern herrscht ein Drang, ein Sehnen nach dem wahren Licht; das Volk verlangt Glaubensboten, die ihm den Weg zur wahren Kirche zeigen.

Ist es dann nicht auch der fürbittenden Tätigkeit unserer kleinen Heiligen zuzuschreiben, daß bereits aus der Zahl der bekehrten Heiden einheimische Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechtes hervorgehen, stets an Zahl gewinnen, und bereits segensreich unter ihren schwarzen und braunen Stammesgenossen im Weinberg des Herrn arbeiten?

Lassen wir den Ruf unserer großen Missionspatronin nicht unbeachtet verklingen, wenn sie in ihrer Sehnsucht nach der Rettung der Welt zu Gott fleht:

„Herr, gib uns Seelen! Wir haben Seelen nötig, besonders Seelen von Aposteln und Märtyrern, damit durch sie die Scharen der Ungläubigen und Sünder von deiner Liebe entzündet werden.“

M. B.

K

Dunkeln muß der Himmel rings im Kunde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage?
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß an's Land es seine Perlen trage.

Klassen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zu Tage:
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen bringt und Klaren.

B

Die erste Einkleidung im holländischen Noviziat in Eygelshoven

Es ist bereits 45 Jahre her, seit das gastfreie Holland unseren deutschen Schwestern großzügig die Tore öffnete. Schon manche Tochter der Niederlande ist seitdem mit großem Missionseifer in unsere Reihen getreten, hat sich mit der deutschen Sprache und unseren Sitten vertraut gemacht und wirkt als treues Mitglied unserer Kongregation in der Heimat oder im fernen Heidenland als Missionarin.

Die Ausbreitung der Genossenschaft fordert jedoch immer mehr Kräfte, so daß ein einziges Noviziat den diesbezüglichen Ansprüchen nicht mehr gerecht werden kann. Der Missionseifer, die Begeisterung für die Ausbreitung des Reiches Christi hat in den letzten Jahrzehnten unter den Katholiken Hollands einen Aufschwung genommen, der allen Ländern ein leuchtendes Vorbild sein kann. Zahlreich sind die Berufe zum Priester- und Ordensstand. Auch unter der weiblichen Jugend regen sich immer mehr Kräfte für das apostolische Ordensleben.

Unsere Generalleitung fand es darum an der Zeit, den längst gehegten Plan, für die holländischen Kandidatinnen ein Noviziat in deren Muttersprache zu errichten, zur Ausführung zu bringen, was von der holländischen kirchlichen Autorität mit Freuden begrüßt wurde.

Der hochwürdigste Herr Bischof G. Lemmens von Roermond, in dessen Diözese Eygelshoven liegt, ließ es sich nicht nehmen, persönlich die Zeremonien bei der ersten Einkleidungsfeier vorzunehmen.

Am 20. November, dem Vorabend des Festes Mariä Opferung, stand morgens um 8 Uhr bereits das bischöfliche Auto vor der Türe. Der hohe Kirchenfürst, der am liebsten statt mit Exzellenz, mit „Vader Bischof“ (Vater Bischof) angesprochen wird, begrüßte die Schwestern recht herzlich und stand dann bald, umgeben von fünf Geistlichen, mit Mytra und Stab am Altar, um von da aus die ersten Bräutchen, sieben an der Zahl, feierlich abzuholen. In der gemütlich holländischen Sprache stellte er dann am Altar die bei diesen Zeremonien üblichen Fragen an die weißgekleideten und in weite Tüllschleier gehüllten Postulantinnen. Dann überreichte er jeder Einzelnen die von ihm geweihte Ordenskleidung. Nun begann das hl. Messopfer, das beim Evangelium unterbrochen wurde, um die weiteren Zeremonien der eigentlichen Einkleidung vollziehen zu können. Bei der hl. Kommunion empfangen die sieben neuen Novizinnen aus der gesalbten Hand des Bischofs die hl. Kommunion, was der Feier ein noch höheres Ge-

präge gab. Der glockenhelle Gesang aus dem anschließenden kleinen Oratorium schmiegte sich der ergreifenden Feier würdevoll an. Nach Vollendung derselben verließen auch die zahlreichen Angehörigen der neuen Schwestern die Kapelle in freudiger, gehobener Stimmung. Die Novizinnen zogen in die Klausur, wo der Bischof mit ihnen das Frühstück einnahm, sich wie ein Vater in der Familie fühlte und herzlich mit seinen Kindern plauderte. Nach einem gemütlichen Stündchen schenkte der hohe Kirchenfürst den Familienangehörigen, welche jetzt ihre Kinder begrüßen durften, seine Aufmerksamkeit. Groß war die Freude des Wiedersehens und die Teilnahme am Glück der Neueingekleideten.

Der hohe bischöfliche Gast blieb bis nachmittags 3 Uhr, wo er allen nochmals den Segen spendete und das Auto zur Heimkehr bestieg. Die Namen unserer sieben Novizinnen entsprechen dem holländischen Heiligenkalender:

Zuster M.	Wilma	Familiennamen:	Henrieka Teeuwen
"	M. Gerlacha	"	Rosalie Dunrink
"	M. Godelein	"	Cato van Reyen
"	M. Amelberga	"	Sibylla Janosch
"	M. José	"	Cath. Klinkenberg
"	M. Wilfrieda	"	Gertrud Heymans
"	M. Gulielma	"	Nelly Winkels

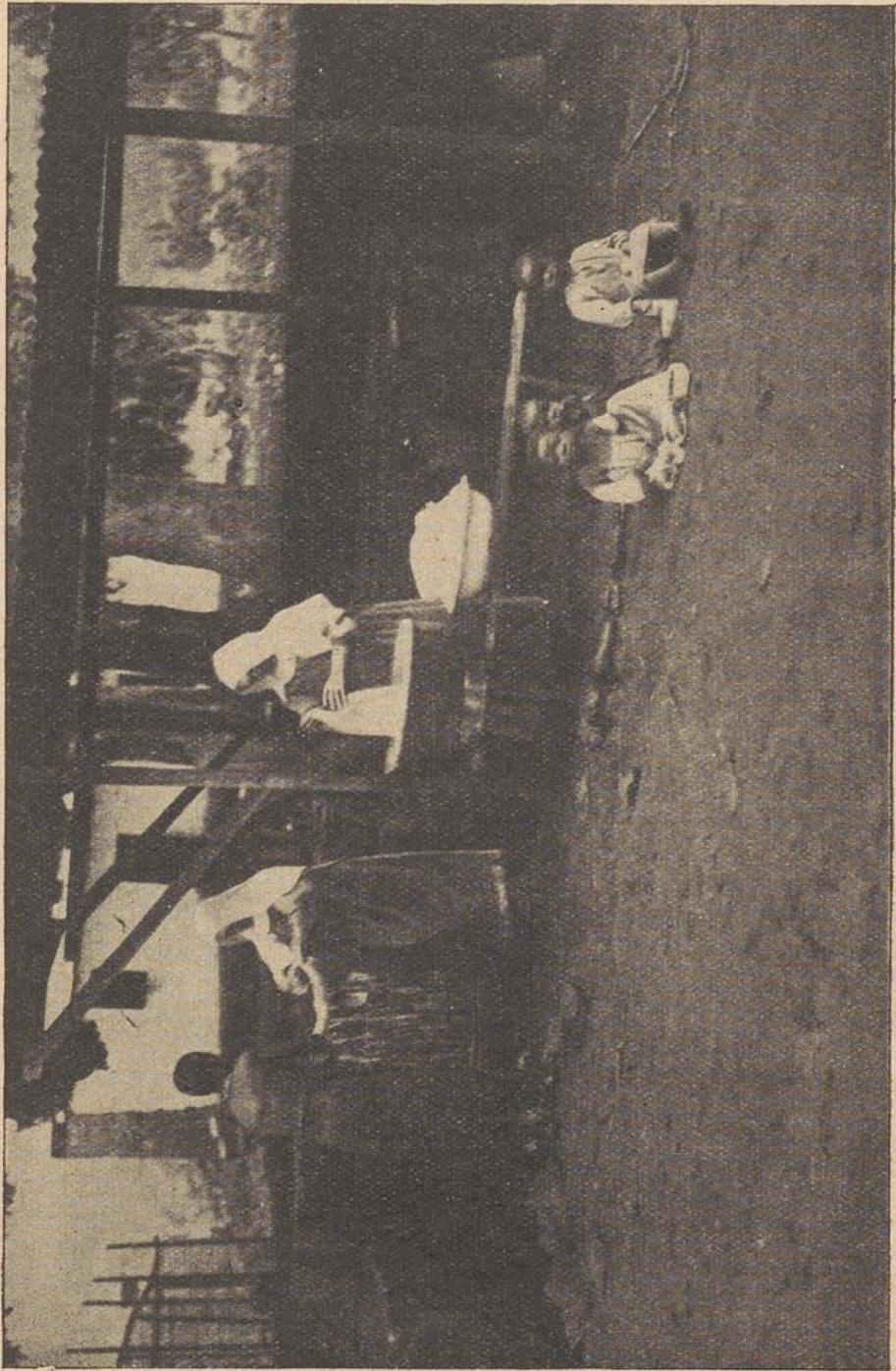
Wie es in diesem Erdenleben keine ungetrübte Freude gibt, so fiel auch an diesem Tage ein bitterer Wermuttropfen in den Freudenkelch. Die Mutter von Schwester M. José, schon länger leidend, sehnte sich so sehr, ihre jüngste Tochter noch vor ihrem Tod im Ordenskleid zu sehen. Sie erlebte es noch, aber während der Feier erhielt sie einen Schlaganfall, demzufolge sie schon am nächsten Morgen ins Jenseits hinüberging. Welch doppelt denkwürdiger Tag für die junge Schwester, die sich dem Herrn weihte, der sie durch ein heroisches Opfer in Besitz nahm und ihr am Feste Mariä Opferung seine eigene Mutter gab.

M. B.

2

Willst du segnen, lehr ein Kind.
 An dem Scheideweg geboren,
 Ohne Führer geht's verloren.
 Willst du segnen, lehr ein Kind.

Cl. Brentano.



உரோபெ ஸ்டீக்

Christkindlein in Kivungilo im Provinzialhaus von Kilimandjaro

Von Schwester Engelberta

„Nicht das Leid ist das letzte, sondern die Freude,
Nicht das Dunkel ist das letzte, sondern das Licht,
Und Gott ist das Licht und die Liebe.“

Gerade so wie nach langer Dürre und Trockenheit ein erquickender Regen die verschmachtende Erde erfrischt, oder umgekehrt, nach andauerndem Regen die goldenen Sonnenstrahlen Menschen, Tiere und Pflanzen beleben, so kommt die Freude nach bangem Leid strahlend in Licht und Liebe, verscheucht Kummer und Sorgen und erfüllt jegliches Menschenherz mit Trost und neuer Hoffnung.

Sorgenvolle und bange Stunden, Tage und Monate hatte uns das letzte halbe Jahr in Kivungilo gebracht durch die schwere Erkrankung unserer Mutter Provinzialin Ubalda, welche ein Schlaganfall getroffen, an dessen Folgen sie lange darniederlag und uns allen großen Kummer bereitete. Außerdem kamen auch viele materielle Sorgen, wie das so geht, wenn man im Bauen begriffen ist; wohl manchen Samstagabend stand Schwester Ancilla, die Oberin und Baumeisterin von Kivungilo, mit leeren Händen vor ihren Lohn heischenden armen Arbeitern. Dazu kam andauernde Trockenheit, so daß alle Arbeit in Feld und Garten, welche uns das nötige Gemüse, Kartoffeln usw. liefern sollten, in großer Gefahr war; gleich darauf folgten Regengüsse, so mächtig, daß alles wieder zu faulen schien. Ja, es war eine traurige Zeit, aber wir hofften gegen alle Hoffnung. Obwohl unsere schwarzen Christen und besonders auch die Heiden schon ganz ergeben ein Hungerjahr prophezeiten, beteten wir ohne Unterlaß, und siehe da, der Monat November, also die lieben armen Seelen brachten eine günstigere Witterung. Je näher es der hl. Weihnachtszeit kam, um so schöner und hoffnungsvoller stand alles wieder in Blüte. Trotz aller Armut ließen es sich liebe Mutter Ubalda und Schwester Ancilla nicht nehmen, in großmütigem Gottvertrauen das Haus für unsere Waisenkinder, die armen Mischlinge, das „Don-Bosco-Haus“, in Angriff zu nehmen. Siehe da, das liebe Christkind scheint sichtbar mithelfen zu wollen, denn schon ist trotz aller Hindernisse der Rohbau, ein Lehmhaus, schlicht und einfach, bald fertig. Immer wieder, wenn schon kein Pfennig mehr in der Kasse war, kam Hilfe durch Krankenbehandlung, Zahnziehen usw., so daß den armen, genügsamen Arbeitern der Lohn nicht zu lange vorenthalten wurde. Auch half uns die gute Frau Gräfin, Generalleiterin

der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Ein gutmütiger Farmer, unser Nachbar, sandte uns, da er wohl von unsrer Armut Kunde erhielt, öfters Milch und Butter. Es erbaute ihn nämlich so sehr, wie er sagte, daß wir Schwestern sogar für arme Waisenkinder sorgen und dieselben aufnehmen wollen. „Caritas ist ihrem Wesen nach menschliche Größe“, sagt er, obwohl er selber kein Christ ist. Wir hoffen aber, er wird es sicher noch werden; denn Wohltun bringt Glück, reines, geistiges Glück.

So brachte uns in Kivungilo die hl. Adventszeit schon zur weihewollen Weihnachtsstimmung. Es weihnachtete einen ganz wunderbar an, wenn die roten Kerzlein im Adventskranz brannten, und von unsern lieben Schwestern im Refektorium das „Tauet, Himmel, den Gerechten“ gesungen wurde. Neues Hoffen erfüllte uns alle, ganz besonders, daß nun auch endlich nach einem halben Jahre eine merkliche Besserung bei unserer kranken Mutter Provinzialin eintrat, so daß sie zeitweise mit uns gemeinsam im Refektorium verweilte. Ja, das liebe Christkinderl schien uns doch etwas Besonderes bringen zu wollen.

Eine besondere Freude brachte uns auch der Besuch dreier Schwestern aus Zanzibar, welche ihre Ferien in Kivungilo zu bringen sollten und gerade vor Weihnachten hier eintrafen. Die gute Schwester Renata, Oberin von Zanzibar, als auch die kürzlich von der Regierung öffentlich ausgezeichnete Krankenschwester Friedberta, sowie Schwester Margareta, die Lehrerin, brachten lauter nützliche Sachen fürs Provinzialhaus in Kivungilo mit, Dinge, die wir schon längst brauchten, aber aus Sparsamkeitsgründen nicht anschafften und auf bessere Zeiten warteten. Wie freuten wir uns alle über so liebe Weihnachtsgaben, die wir ja nicht erwartet hatten. Auch Lampen kamen mit, und Schwester Oberin Ancilla griff gleich freudig danach. Es wird also immer schöner, lichter in Kivungilo, dachte ich und freute mich herzlich über so viele Schwesterliche Liebe. Die vollen, guten Medizinflaschen wanderten sofort in die Apotheke, wofür unsere Krankenschwester Wenzeslawa sich am meisten interessierte. Auch die indischen Schulmädchen aus Zanzibar spendeten ihre Gaben. So hat also das liebe Christkind viel Freude gebracht im armen, aber trauten Kivungiloer Liebfrauenheim. Die Schwestern aus Zanzibar brachten die ersten Waisenkinder Daisy und Mary, zwei leibliche Schwesterchen, ganz verlassene, halbweiße Kinder. Von nun an soll deren Heim in Kivungilo sein. Das erste, fröhliche Kinderlachen tönt wieder an unsere Ohren, hier in stiller Waldeinsamkeit auf Bergeshöhen. Wie muntere Lämmchen hüpfen die beiden kleinen Mädchen von 7—8 Jahren an der Seite unserer jungen Schwestern draußen herum, am liebsten gehen sie hinab zum Hühnerhof, an den Ententeich, und Schwester Nicolina macht sie mit ihren Pfleglingen bekannt. Die Häschen, Kaninchen,

interessieren sie auch nicht wenig. Kurzum, die Kinder sind schon ganz daheim und finden es hier schöner als in der heißen Stadt Zanzibar am Meeresstrande.

Auf unsern Obstbäumen reiften gerade jetzt zur hl. Weihnachtszeit die allerersten Pflaumen, und so war der Tisch in unserm kleinen Refektorium verlockend gedeckt.

Ja, wie gut ist doch der liebe Gott! Er sorgt für die Seinen. Er wohnt ja mitten unter uns im kleinen Kapellchen, kennt all unsre Nöte und wird uns nicht verlassen. Dieser Tage, übermorgen schon, haben wir noch eine große Freude zu erwarten. Bald kommen die beiden Schwestern Gratiana und Willibalda und bringen uns die für das „Don-Bosko-Haus“ bestimmten Waisenkinder aus Kilema. Freilich wieder mehr Sorgen, mehr Ausgaben, aber ein Wiener Sprichwort lautet: „Wenn der Herr schickt a Haserl, gibt er auch dafür a Graserl“. Also der liebe Himmelsvater wird unserer guten Mutter Provinzialin und der Schwester Oberin hier in Kivungilo helfen, diese Waisenkinder erhalten und großziehen zu können, bis sie sich ihr Brot selbst verdienen können. Das walte Gott!

Heiliger Don Bosco, bitte für uns
und sende Wohltäter für dein Haus.

Caritas, Liebe, ist seelische Schönheit. Wir alle wissen, was die Menschen aufbieten, um Schönheit zu gewinnen oder vorzutauschen. Der schönste Mensch aber in den Augen Gottes ist der edle, der gütige Mensch, der sich der Armen erbarmt, der Almosen gibt. Almosen geben deckt viele Sünden zu, macht rein und reich den Geber.

z

Des Kindes Sehnsucht

Don Schw. M. Stanisla, Jeopo, Süd-Afrika

Wda sitzt sinnend am Fenster. Träumend schaut sie hinaus in die sommerblühende Natur. Leise, ganz leise wollen die Abendshatten sich über Mutter Erde senken. Doch vorerst noch kleidet die sinkende Sonne alles in ihr herrlich bezauberndes Gold. Sehnsüchtig ruht Adas Blick auf der sich zur Ruhe wendenden Natur. Verlangend scheinen ihre Augen darnach zu schmachten, auch so lieb umfassen zu werden, wie der Fluren Blüten und Blumen von der kosenden Mutter Sonne. Die Natur erfreut sich des Lebens, und sie? Ihr ist das Leben zur unerträglichen Qual geworden. Das Vöglein flattert munter in das Blaue des Himmels hinein, und sie? Sie ist eingezwängt in einen Käfig von Ungemütlichkeit. Die Blumen und Blümchen wenden sich froh dem Sonnenlichte zu, und ihr? Ihr scheint keine wärmende Sonne mehr. Kalt und steif ist ihre Tante. Nicht

wie ein Kind darf sie zu ihr eilen, um ihr sehnsuchtskrankes Herz zu eröffnen. Vom tiefen Schmerz um ihr Mütterchen darf sie nicht sprechen. Nein, sie muß einer Marmorstatue gleich sein, wie ihre Tante. Traurig versinkt Ada in tiefes Denken. Vor ihr erstehen all die vergangenen Jahre.

Vier Jahre ist es her, da trug man ihr Mütterchen zur Erde. Tränen füllen ihre Augen beim bloßen Gedanken an das Liebste, das ihr die Erde barg. Da stand sie, ein Kind von fünf Jahren, am offenen Grab. Sie wußte, daß man dort in das Loch ihr Mütterchen versenkte, und wie Scholle auf Scholle hinunterrollte, so schienen damals Ada alle Lebenslichter zu verlöschen. Ihre Mutter, eine Indierin, war bei allen beliebt. Ein stilles, glückliches Zufriedensein lag immer auf den Zügen von Adas Mutter. Vor Ada stand die Mutter gleichsam wieder auf. O, wie lieb, wie innig hatte Mütterchen sie umfangen, in Liebe umarmt. Schluchzend entrang sich ihrer Brust nur das eine Wort: „Mutter!“

Weiter tastete das Denken der Neunjährigen. Dann, dann gab sie der Vater zu seiner Schwester, und der Vater? O, der Vater?! Ihr Herz blutete. Er war Reisender bei einer Firma. Nur wenig gab er um sein Kind. Nie sah er es wieder nach dem Tode seiner Frau. Wohl sandte er jeden Monat eine Summe an seine Schwester, gleichsam als Kostgeld für sein Kind. Das war aber auch alles, was er für sein Kind übrig hatte. Es dauerte gar nicht lange und Adas Vater holte sich eine zweite Frau, doch Ada zu sich zu nehmen, daran dachte er nicht. Ada mußte weiter verkümmern in den Händen der Tante.

Die Tante liebte keine Kinder, das hatte sie zu Adas Leidwesen oft genug wiederholt. Kam Ada in kindlich froher Art zu ihr gelaufen, um dieses oder jenes zu erfragen, da erhielt sie eine kurze zurechtweisende Antwort. „Laß das stürmische Wesen. Du mußt lernen still und ruhig einherzugehen.“ Sah Ada ein Blümchen am Wegrain und pflückte es, um ihrer Tante eine Freude zu machen, da bekam sie beim Überreichen statt eines freundlichen Gesichtes eine langweilige Miene zu sehen und vielleicht noch dazu die Bemerkung: „Laß das!“ Ihre stolze und steife Tante korrigierte Schritt und Tritt der kleinen Ada. Sie durfte sich nicht mit den Kindern des Dorfes abgeben, durfte nicht mit ihnen spielen, sondern mußte sich tatsächlich im eigenen Häuschen langweilen. Kein Wunder war es, daß Ada in der Schule bei den Spielen immer abseits stand und keinen Freundesanschluß hatte. Sie mußte vorgeben, nicht gern zu spielen, so verlangte es ihre Tante, und doch lechzte ihr ganzes Innere nach Gesellschaft. Andere Kinder sah sie scherzen und spielen, sah sie zu anderen Familien eilen, um dort zu spielen, und sie mußte immer und immer daheim bleiben und die Tante ja nicht in ihrer Lektüre stören. So griff denn auch Ada

zu jedem beliebigen Buch, das sie erhaschen konnte, und las es. Die Tante störte es wenig, was das Kind las, wenn es nur ruhig war, und sie nicht gestört wurde.

Da saß sie nun und schaute sehnsüchtig, tränenumflorten Blickes in die Ferne. Auch nicht über das süßeste Erinnern ihrer Seele durfte sie mit ihrer Tante reden. Sprach sie von ihrem Mütterchen, so hieß es: „Gewöhne dich daran, still ein Leid zu tragen, und laß das Jammern.“ Und Ada gewöhnte sich daran. Still trug sie ihr Alleinsein, still trug sie ihr Abgesondertsein von den Schulkindern, still trug sie das unsagbare Sehnen nach etwas, was ihr ganzes Sein anfüllen und ausfüllen kann. Wie war sie im Herzen so froh, als sie vom Scharlachfieber erfaßt wurde und nicht zur Schule gehen konnte, denn der Anblick der jubelnden Mitschülerinnen und ihr ständiges Alleinsein hatten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Und nun saß sie da und träumte. Ihre Erholungszeit war schon lange zu Ende. Was nun? — was wird die Tante nun entscheiden? — Ihr Herz war so voller Erwartung. Sie war so angefüllt von drängenden Ahnungen, und doch wußte sie nicht, was eigentlich ihr Herz bewegte.

So vertieft war Ada in ihr Sinnen und Denken, daß sie das Kommen ihrer Tante gar nicht bemerkt hatte. Sie fuhr leicht zusammen als letztere sie anredete: „Ada, ich habe vor, dich in eine Konventschule zu schicken, denn ich muß für längere Zeit verreisen.“ Ada war gewohnt, jeden Vorschlag der Tante ohne Widerrede entgegenzunehmen, und so auch jetzt. Mit einem „Ja, Tante“ erhob sie sich aus ihrer Träumerei und begab sich nach einem kurzen Gespräch mit der Tante bald zur Ruhe.

Frisch und froh erhob sich Ada eines Morgens von ihrem Lager. Es war so hell, so licht in ihrem Gemüt. Sie hätte jauchzen mögen, als sie an der Seite ihrer Tante der nahen Bahnstation zu eilte. Hell und tausendfarbig erglänzten die Taupropfen an den Gräsern und Blümchen und Ada fühlte sich ihnen heute so gleich. Nach mehrstündiger Fahrt langte sie endlich mit ihrer Tante an ihrem Bestimmungsort an und als sie ihre Schritte dem Konvent zulenkte und dort die vielen Kinder hineinströmen sah, da wurde ihr wieder so bange ums Herz. Würde man hier auch so kalt und allein sie stehen lassen? Würde sie hier auch wieder so heimatlos sich fühlen? All das ging ihr durch den Kopf und verlieh ihrem Aeußeren ein ängstlich scheues Aussehen. Die Tante läutete an der Pforte. Bald erschien eine der sonderbar gekleideten Frauen, eine Schwester, und brachte beide ins Sprechzimmer. Es dauerte gar nicht lange, da kam auch schon die Schwester Oberin des Hauses, um den neuen Schützling zu begrüßen. Bekommen stand Ada da. Die Tante jedoch verabschiedete sich gleich unter dem Vorwand, schon mit dem nächsten Zug zurückfahren zu müssen. In Wirk-

lichkeit war sie jedoch froh, von dieser freundlichen, aber doch sie unangenehm berührenden Frau fortzukommen.

Ada hatte sich vorgestellt, daß sie nun sicher mit einem stundenlangen Verhör von Kreuz- und Querfragen zu rechnen haben würde, aber wie hatte sie sich getäuscht. Lieb und freundlich sagte die sonderbare Frau zu ihr: „Du bist wohl sicher recht müde. Komm, ich zeige dir mal das Haus.“ So sprechend nahm sie Ada mit hinein und führte sie in den Schlaßaal, zeigte ihr ihren Platz usw., rief zum Schluß eines der größeren Mädherzu und übergab ihm Ada als seinen Schützling. Nun war Ada nicht mehr allein. Nun fühlte sie sich doch den anderen gleich.

Der Sommer verging, der Winter verging, es kam der Frühling. Ada war ganz daheim, doch wurde es ihr oft recht schwer, sehen zu müssen, wie andere Kinder Briefe von den Ihrigen erhielten, und sie niemand hatte, der etwas um sie gab. Still und verschlossen trug sie ihren Kummer. Wenn sie auch mit den anderen jetzt spielen und scherzen konnte, so lag doch immer noch etwas Befremdendes in ihren Augen und oft schlich sie sich davon und ließ un gesehen einen Strom von Tränen ihren Augen entquellen. Es fehlte ihr so viel. Sie nahm teil an allen Übungen, ging in die Katechismusstunde und in die Kirche. O, wie ihr das Herz brannte, wenn sie sah, wie die anderen Kinder ihren Gott empfangen, und sie — sie durfte nicht hin, sie war ja nichts. Die Tante hatte nichts um Religion gegeben, und so war Ada praktisch ohne jede Religion aufgewachsen. Sie lechzte nach ihr, und doch mußte sie still ihr Leid tragen, so hat Tante es ihr beigebracht. Es gab Zeiten, wo das arme Kind, von innerer Seelennot getrieben, aus der Kirche hinausfloh und sich in irgendeinem Winkel verbarg, um mit sich und ihrem Leid allein zu sein. Bewundert schauten oft die Schwestern auf das Kind, das in so früher Jugend schon so tief traurig sein konnte und dabei so verschlossen.

Sonntag war's. Ada war schon in aller Frühe verschwunden. Alles Suchen blieb vergebens. Wo war sie? Sie konnte doch nicht verschollen sein. Nein, Ada hatte sich in ihrem Leid, das durch verschiedene Besucher wieder neu geweckt wurde, in die Einsamkeit geflüchtet. Wie blutete ihr das Herz, als ihre Mitschülerinnen in die Arme der Eltern, welche sie besuchen kamen, eilen durften, und sie hatte niemand, der sich um sie kümmerte. Sie sah und hörte, wie sich die Angehörigen nach den Kindern erkundigten, die an der Influenza krank gewesen waren und nun alle wieder wohlauf waren. O, wie weh tat es ihr, daß niemand um sie sich Sorge machte. Da riefen die Glocken zum Gottesdienst. Sollte sie gehen. Nein, sie wollte im Versteck bleiben, wollte allein sein. Wie hätte sie es ertragen können, sehen zu müssen, wie die Kinder, die eben von ihren Lieben umfangen wurden, auch noch zu ihrem Gott eilten. Wie ist es

möglich, daß einige alles haben und andere nichts! Starr blickte sie vor sich hin, schaute mit großen, klaren Augen ins Blaue des Himmels, sah alles um sich und sah doch nichts. Sie war müde, o so müde. All das heimatlose Wandern hatte sie müd' gemacht. Sollte denn nie ein Heimgang für sie da sein; sollte sie nie auch lieben dürfen? Leise ging ihr Atem. Nichts regte sich weit und breit. Still lag sie in ihrem Versteck. Längst



Die Freudekundgebung der Aussätzigen nach Aberreichung eines Kleidungsstückes

schon war der Gottesdienst vorüber; längst schon hat der Strom von Tränen in Adas Herz Erleichterung ausgelöst und nun lag sie da, tief im Dickicht am Ufer des Baches wohl geborgen. Sie wußte, hier konnte sie niemand entdecken. Sie hörte Stimmen näherkommen. Gespannt horchte sie auf. Da ließ sich eine ihrer Gespielinnen mit ihren Eltern auf eine Bank nieder. Es war unweit ihres lauschigen Plätzchens, und sie konnte gut das Gespräch verfolgen. Liebend umschlang der Vater sein Kind und die Mutter tat das gleiche, und beide fragten gleichsam wie aus einem Munde: „Wessen Kind bist du?“ Es entspann sich

ein liebendes Neckspiel. Beide wollten sie das Kind besitzen. Uda verfolgte es mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie ein Verschmachtender trank sie die Worte ein, als ihre Gespielin sagte: „Ich bin Vaters kleines Kind und Mamas goldener Liebling.“

Behutsam war Uda aus ihrem Eckchen hervorgekrochen und entfernte sich ungeschrien, um in das Haus zurückzukehren. Wie stürmten die Kinder auf sie los, als sie die Vermißte daherkommen sahen. Sie umringten sie, wie eine vom Tod Erstandene, und als sie die tränenumflorten Augen sahen, da drangen sie nicht weiter in sie, sondern suchten sie in ihre Spiele mit hineinzuziehen. Die sorgende Schwester jedoch schaute von Zeit zu Zeit mit besonderer Liebe in die großen Kinderaugen. Noch immer hatte sich der Eispanzer, den die Tante um das kleine Herz geschmiedet, nicht gelöst. Mit Besorgnis beobachtete die Schwester sie in den folgenden Tagen. Sie war zu allen lieb. Selbst wenn man sie neckte, gab sie immer nach. Sie eilte überall herzu, wo sie helfen konnte und hatte für jede ihr erwiesene Aufmerksamkeit ein so liebevolles „Danke“. Kurz, sie war so ganz Aufmerksamkeit für andere und doch blieb der echnste Ausdruck in ihren sonst so schönen, großen Augen.

„Uda, gehe in mein Büro und warte dort auf mich“, sagte eines Tages die Schwester, als sie bemerkte, daß Uda in Reih und Glied zwischen den anderen sich nur mühsam hinschleppte. Uda gehorchte. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Schwester und erkundigte sich teilnahmsvoll nach ihrem Befinden. Uda bekannte nun, daß sie sich seit einigen Tagen nicht wohl fühlte und viel unter Kopfschmerzen litt. Sofort schickte die Schwester das Kind zu Bett, und bald stellte es sich heraus, daß Uda nun auch die Influenza hatte und das Bett hüten mußte. Doch dabei blieb es nicht. Sie bekam Lungenentzündung, und man fürchtete für ihr Leben. Die Kinder bestürmten den Himmel um Genesung für Uda, welche sie recht lieb gewonnen hatten. Und sie sollten Erhörung finden, aber in einer anderen Weise, als sie es erhofften. Die Schwester begab sich eines Tages zu dem kranken Kind, und um das Gespräch auf den Gegenstand ihres eigentlichen Kommens hinzulenken, nämlich Uda mit dem gefährlichen Zustand vertraut zu machen, begann sie Uda zu fragen, ob sie glücklich sei. Uda schwieg eine Weile. Konnte, durfte, sollte sie die Wahrheit sagen? Sollte sie der Schwester und den Kindern so weh tun mit der Wahrheit? Alle waren doch so lieb und gut mit ihr, die Wahrheit würde ihnen sicher wehe tun. Lange rang sie mit sich selbst und dann kam es leise von ihren Lippen: „Nein, Schwester!“ Liebevoll neigte sich die Schwester über ihr krankes Kind und schaute Uda tief in die Augen. „Nun, Uda, so komm, sag' einmal heraus. Was möchtest du denn, um glücklich zu sein?“ Das Kind verbarg sich tief in den Kissen und

ein krampfhaftes Weinen schüttelte den kleinen Körper. Ruhig ließ die Schwester diesen Sturm vorübergehen, dann sagte Ada: „Katholisch will ich werden. Ich will auch jemand haben, dem ich angehöre, und da will ich das Kind des lieben Gottes werden.“ Wieder barg sie weinend ihr Köpfchen in den Kissen. Dankerfüllt wendete die Schwester den Blick zum Himmel, daß die Gnade in diesem Kind gesiegt hatte.

Glücklich lächelnd lag sie in ihrem Bett und schaute ihre Schulkameradinnen an, welche heute alle an ihr vorüberzogen und ihr ein paar liebe Worte zuflüsterten, die Ada mit einem himmlischen Lächeln nur erwidern konnte, denn sprechen konnte Ada — nein, jetzt Agnes — nicht mehr. Heute hatte sie das Bad der Wiedergeburt empfangen, heute war Er gekommen, dem sie zu eigen sein wollte. Tieser Friede, seliges Geborgen-sein, wonnigliches Minnen strahlten aus Agnes' Augen. Nicht satt sehen konnte man sich an den strahlend leuchtenden Augen, und man konnte nur denken: „So muß St. Agnes drein-geschaut haben, als sie ihrem Bräutigam entgegenging.“ Und unsere kranke Agnes ging ja in Wirklichkeit auf stillen Wegen auch ihrem Bräutigam entgegen. Bald nach der hl. Kommunion flüsterte sie wie zu sich selbst: „Gerne, gerne komme ich. Bin ja nun des lieben Gottes kleines Kind!“ Als sie dann ihre Augen aufschlug, war der sonst an ihr gewohnte traurige Aus-druck jenem himmlischen Leuchten gewichen. Still lag sie, denn zu reden vermochte sie nicht mehr viel. Sie wollte nur bei ihm sein. Den folgenden Tag ging es der Kranken etwas besser, und die Schwester machte ihr Hoffnung, daß es sich nun zum Bessern wenden werde. Die Kranke nickte bejahend, doch meinte sie etwas anderes als die Schwester, denn als die Schwester ihr andeutete, daß sie bald wieder aufstehen wird, schüttelte sie bestimmt den Kopf und lächelte wie ein glücklich im Arme der Mutter ruhendes Kind, das sagen wollte: „Da gehe ich nicht mehr heraus.“

Am dritten Tag nach der ersten hl. Kommunion kam der liebe Heiland nochmals zu der, die so glühend nach ihm ver-langte, und kaum hatte sie Ihn empfangen, kaum hatte sie den ihr gereichten Schluck Wasser genommen, da neigte sie ihren Kopf leicht zur Seite, schaute mit großen, sehnsuchtsglühenden, liebesprühenden Blicken dem Himmel entgegen, winkte freude-trunken ihren das Bett umknienden Klassenschülerinnen ein Lebewohl zu und schloß die Augen. Aga, wie man sie nach der Taufe nannte, war tot. Kein Auge der Mitschülerinnen blieb trocken, als sie die aufgebahrte Leiche anschauen durften. Fast konnte man sich von ihr nicht trennen, soviel Anmut und Lieblichkeit lag auf dem kalten Antlitz. Das Köpfchen, ge-schmückt mit Schleier und Kränzchen hatte sie leicht zur Seite geneigt, die Augen wie schlafend geschlossen und die Lippen

umspielte ein feines Lächeln, so daß man meinte, sie müsse jeden Augenblick erwachen aus ihrem schönen Traum, der ihr das Lächeln auf die Lippen zauberte. Ja, gewiß ist Uga aus dem schönen Traum zu einem noch schöneren ewigen Leben erwacht. Ihr Sehnen, jemand anzugehören, der sie liebt und den sie lieben kann, ist in herrlicher Weise erfüllt worden. Sie hat den gefunden, der aller Herzen Sehnsucht stillt und den ihr niemand mehr rauben kann.

2

Heidnische Opfer und Gebräuche in Rhodesia

Von Schwester M. Vera, Driefontain, Süd-Rhod.

Bei unsern Eingeborenen gibt es acht verschiedene Arten von Opfern, je nach der Art der Geister, denen sie dargebracht werden:

1. **Gmundi** (zwa madzimai), d. i. für die Mütter.

Sie opfern Getreide, das die jüngere Schwester zubereiten muß. Auch Bier wird geopfert.

2. **Mugvevera** (zwe mvura), d. i. für Regen.

Der Häuptling sammelt von allen Bewohnern des Dorfes kleine mit Kaffernkorn gefüllte Körbe. Der Regendoktor wird gerufen. Seine Diener legen das Korn in die Aushöhlungen mächtiger Felsen. (In diese Aushöhlungen wird das Korn immer gelegt, das zur Bereitung von Bier dienen soll. Wenn es regnet, wird das Wasser in den Löchern zurückgehalten und es bringt das Korn zum Keimen und Gären.) Der Regendoktor sagt: „Mvura i naye, kuti zwio zwi mare, kuti ti gone ku bika dore.“ (Es möge regnen, daß das Getreide gäre, daß wir Bier kochen können.) Wenn der Regen ausbleibt, trägt man Wasser aus Brunnen herbei, bringt das Getreide damit zum Gären, kocht Bier, und ein Topf Bier wird auf Befehl des „mondoro“ zu einem bestimmten Opferbaum gebracht, der ringsum von einer Rietmatte umgeben wird. Diese Matte wird noch mit einem schwarzen Tuch überhängt. Dort wird allen verstorbenen Regendoktoren des ganzen Landes Bier geopfert, damit sie Regen senden. Alle Opfer finden nur in mondhellen Nächten statt und beginnen nach Sonnenuntergang. Sie werden beschlossen durch das „pururudza“ der Weiber und „utswira“ (Händeklatschen) der Männer.

3. **Zwipuna** (Geister aller toten weiblichen Personen).

Alle Frauen kommen mit kleinen Töpfen, opfern erst nur einem der Geister, und zwar die Überbleibsel des ausgepreßten Kornes, nachdem die gährende Masse durchgeseiht ist. — Wenn eine besessen wird, opfert man für alle „zwipuna“.

4. **Zwangweme** (mashave a vakadzi), Geister verheirateter Frauen.

Es wird Bier geopfert in kleinen Töpfen, getrunken, getanzt. Es wird die Haut eines kleinen, einem Kaninchen ähnlichen Wildes genommen und zusammengenäht zu einem Köcher, in den sie Pfeile stecken. Den Köcher tragen sie während des Tanzens auf dem Rücken; dann laufen sie hin und her, sich stellend, als schössen sie die Pfeile ab. Mit dem Rest des Felles bekleiden sie ihre Lenden. Zum Schluß ist dann großes Biergelage.

5. **Mazenda** (Geister der „mazwiti“ — feindlicher Stamm).

In einem Topf wird Bier geopfert und mit „rutso“ (gespaltenen Stock mit einem quer in die Spalte eingefügtem Stäbchen) getanzt. Zwei Frauen laufen damit hin und her; um die Lenden obengenanntes Tierfell. Zum Schluß ist großes Biergelage und Essen von Hahnenfleisch.

6. **Mazungu** (Geister von Frauen, die Besitz ergreifen von Knaben, Mädchen und Frauen).

Opfern eines Topfes Bieres unter Anrufen aller Geister von Frauen; dabei sind sie mit roten oder bunten Tüchern bekleidet. Die Knaben spielen auf einer Art Mundharmonika. Die Mädchen binden sich viele kleine Flaschenkürbisse rund um die Beine, unter dem Knie bis zum Knöchel und tanzen nach dem Spiel der Knaben.

7. **Madzimba** (Geister von Frauen, die Besitz ergreifen nur von Jägern).

Wenn sie das tun, gehen sie gewöhnlich in den Hund des Betroffenen, wodurch dieser zum Jagen besser befähigt wird.

8. **Mafina**.

Wenn ein Kind nicht wächst oder jemand keine Frau bekommen kann oder umgekehrt, so heißt es: „U ne fina“ (du hast einen feindlichen Geist). Sie rufen eine der weisen Frauen, die schon einmal besessen war und sagen zu ihr: „Das Kind will nicht wachsen“, oder „der (die) kann keine Frau (Mann) bekommen; nimm den feindlichen Geist weg.“ Gesezt der Fall, es sei ein Knabe, der eine Frau sucht. Alle Weiber des Dorfes helfen, den Burschen auf den Boden zu legen. Er muß seine Hände beide nebeneinander ausgestreckt halten, und zwar die Außenseiten nach außen. Sein jüngerer Bruder nimmt ihm die Kleider vom Oberkörper ab bis zu den Hüften. Alle Weiber umgeben ihn dann, in der Hand Hacken haltend und singen: „Sein Geist will ein Opfer haben.“ Sie machen dann ein Geräusch, indem sie mit Steinen wider die Hacken schlagen. Die verwandten Knaben machen ein Geräusch mit dem Munde. Die

„weise Frau“ nimmt einen Flaschenkürbis mit einer Medizin, spült ihren Mund aus und spuckt das Wasser über den Oberkörper des Burschen aus. Er beginnt zu zittern. Sie beriecht ihn überall. Sobald sie etwas merkt, beißt sie in die betreffende Stelle und zieht etwas heraus, das einer Heuschrecke gleicht. Der Bursche springt auf, läuft davon und ist befreit.

Wahl der Zauberer.

Diese geschieht durch Würfeln mit seltsam geformten und geschnitzten Holzstäbchen. Sie sitzen dabei in einem Halbkreis und in der Mitte der Zauberer. Er nimmt in jede Hand 4 Würfel. Ein Würfel ist mit dem Bild eines Krokodils bezeichnet. Auf wen dieser kommt, der muß, ob er will oder nicht, Zauberer werden. Ist irgendwo ein Diebstahl oder Verbrechen begangen, so wird der Täter ebenfalls durch Würfeln ermittelt. Wenn ein Kind schwer krank ist, wird der Zauberer befragt, ob die Mutter desselben Ehebruch begangen hat. Wenn der Zauberer dieses bejaht, wird sie verjagt, falls das Kind stirbt.

Hexen.

Das Schlimmste, das man einem Maharanga- oder Mashona-Mädchen zur Last legen kann, ist das Urteil: „uri muronyi“ — du bist eine Hexe. Passieren in einem Kraal öfters Unglücke, so vermutet man in der Nähe eine Hexe. Manchmal fällt der Verdacht auf solche, die in ihrem Äußeren etwas Ungewöhnliches oder Häßliches haben. Sonst aber ruft der Häuptling alle Weiber des Dorfes zusammen. Jede muß einen Korb mit Kaffernkorn mitbringen. Diejenigen, die ihren Korb nicht aufheben können, werden als Hexen angesehen. Früher wurden solche auf der Stelle mit dem Speer durchbohrt, jetzt werden sie vertrieben.

Eine andere Methode: Der Zauberer steckt einen Schwanzbüschel in kochendes Wasser und besprengt damit die Anwesenden. Wer nun die meisten Brandblasen hat, ist schuldig. Es können das manchmal auch Männer sein, aber nicht oft.

Geister und Schlangen.

Die Geister der Ahnen besuchen oft ihre Kraale, die sie zu Lebzeiten bewohnt hatten, gewöhnlich in Form einer kleinen Schlange. Diese würde niemand ein Leid tun und bei Todesstrafe darf diese niemand angreifen. Unsere Mädchen behaupten, sie käme nur dann, wenn Geistertänze ausgeführt würden. Die Schlange klettert an der Wand entlang, und wenn sie irgendeinem Glied der Familie keine Aufmerksamkeit schenkt, glaubt man, dieses werde sterben. Ein Zauberer wurde gerufen, um durch Würfeln zu ermitteln, welcher Geist in der Schlange sei, und den Wunsch des Geistes den Leuten zu offenbaren.

Biergelage und Opfer eines Ochsen. Das geschlachtete Tier bleibt die ganze Nacht liegen mit Messern daneben, damit der Geist nach Belieben davon nehmen könne. Ein vom Familienvater ausgewählter Ochse wird dann dem Geist geweiht. Der Vater gießt Wasser auf den Rücken des Ochsen; wenn dieser dasselbe abschüttelt, so ist dies ein Zeichen der Annahme, wenn nicht, muß eine Ziege geopfert werden. Dieser Ochse wird „mombo yo umdzimo“ (Ochs des Geistes) genannt und wird hoch in Ehren gehalten, bis er ein hohes Alter erreicht hat. Dann wird er durch einen andern ersetzt.

Schmuck — Amulette.

Nach dem Glauben der Schwarzen entstehen alle Krankheiten durch Zauberei. Die Amulette sind Segenzauber und sollen verhindern, daß man mit Krankheit geschlagen werde. Zur Abwendung von Krankheiten und andern Übeln werden die Geistertänze aufgeführt. Während dieser Tänze legen sie viel Schmuck an (chuma). Diese „chuma“ behalten etwas von der Kraft der Geister zurück und werden als Medizin zum Heilen oder Verhüten von Krankheiten gebraucht. So sind oft harmlose Glasperlen kein einfacher Schmuck, sondern Zaubermittel. Chuma sind winzig kleine Glasperlen in allen Farben, sie werden kunstvoll zu langen Schnüren verschlungen und um Lenden, Hals, Beine und Kopf getragen und vielfach auch an Lendentücher genäht.

2

Lustige Ecke

Mißverständnis.

Kranke Bäuerin: „Von dem Schütteln habe ich schon blaue Flecken, mein Mann macht's halt so kräftig.“

Arzt: „Ich verstehe Sie nicht, wie kommen Sie denn auf so etwas?“

Bäuerin: „Es steht doch auf dem Arzneiglas ausdrücklich: Vor jedesmaligem Gebrauch kräftig schütteln.“

Schmeichelhaft.

Der neue Chefarzt der Irrenanstalt ging im Park spazieren, als einer der Patienten, höflich den Hut ziehend, sich ihm näherte und zu ihm sagte: „Herr Professor, wir mögen Sie alle viel lieber leiden als Ihren Vorgänger.“

„Ach, das freut mich zu hören“, entgegnete der Arzt freundlich, „aber warum denn eigentlich?“

„Ach, Herr Professor“, meinte der Patient, „Sie sind so ganz wie unjereiner!“

Schlau.

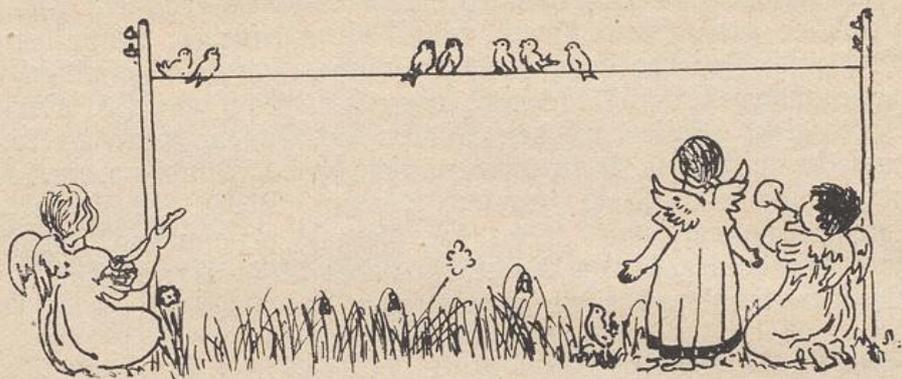
„Mutter, willst du mit mir nicht das Frage- und Antwortspiel machen?“

„Ja, Junge, fang mal an!“

„Hättest Du gerne ein Stück Apfeltorte, Mutter?“

„Nein, mein Junge!“

„Mutter, jetzt mußt du mich fragen?“



F ü r d i e K i n d e r

Heute erzähle ich euch etwas von den kleinen Kongo-
nesen aus Afrika. Schon die Kinder der Bewahr-
schule liefern manchen Streich und zeigen, daß ihr
Stamm ein gewecktes Völkchen ist! Der kleine An-
ton sollte die erste Hose bekommen, vorläufig nur
für Sonn- und Feiertage. Fast konnte er den Tag nicht er-
warten. Aber, aber — Antonchen war nicht brav gewesen und
bekam deshalb das neue Höschen noch nicht. Als man ihm
sein gewöhnliches Kleidchen anzog, hielt er sich steif, wie ein
Stück Eiche, und machte die größten Schwierigkeiten. Aber
umsonst. Nun war Zeit zum Gottesdienst. Der kleine Schelm
verschwand; man suchte ihn und fand ihn nicht. Da, während
des Hochamtes erscheint unser Held in der Kirche mit einer
Hose, die am Zaun zum Trocknen hing. Unbemerkt bahnte
er sich einen Weg durch die Volksmenge, guckte immer scheu
seitwärts zur Schwester, welche die Aufsicht hatte, denn er hatte
natürlich kein gutes Gewissen.

Ein andermal naschte er etwas Fisch. Um denselben recht
schmackhaft zu machen, holte er sich Pfeffer direkt vom
Strauch. Unversehens rieb er sich die Auglein mit seinen pfeff-
ferigen Händchen. Die Augen brannten und tropften, er sah
nichts mehr, fing zu schreien an und stand hilflos bei seinem
gestohlenen Fisch. Der kleine Dieb verriet sich selbst und
mußte nun die Folgen tragen, als die ganze Kinderschar ihn
lachend umringte, bis er aus seiner Not von den mütterlichen
Händen der Schwester befreit wurde.

Ich möchte Euch einmal ein Stündchen zu unsern Kindern
wünschen. Da würdet ihr hören, wie diese schwarzen Kraus-
köpfschen sich Europa wie ein Schlaraffenland aus dem Mär-
chenbuch vorstellen. Sie meinen, in Mpotto (Europa) gäbe es
weder Staub noch Schmutz, alles sei weiß, wie die Menschen;
die Bildchen wachsen wie das Gras, die Heiligenfiguren kom-

men direkt aus dem Himmel. Immer wieder müssen die Schwestern von Europa erzählen. Sie glauben alles, nur nicht, daß das Wasser zu Eis gefrieren kann, noch viel weniger, daß man über das gefrorene Wasser laufen kann. Sie wohnen ja in der Äquatorgegend, die ihr aus der Geographie kennt. Da gibt es weder Schnee noch Eis. Alles ist Leben bei dem sonnigen Völklein. Der Nachahmungstrieb zeigt sich bei ihm be-



Die schwarzen Krausköpfchen wünschen ihren weißen Schwestern und Brüdern ein Glückseliges Neues Jahr

sonders stark. Mit Vorliebe ahmen sie die Zeremonien in der Kirche nach. Unser kleines Louischen und sein Schulkamerad Bokenza breiten ihre Armchen aus, wenn der Priester „Dominus vobiscum“ sagt. Unter der kleinen Knabenwelt entdeckt man oft ein merkwürdiges Talent, die Stimmen der Patres, welche den Dienst in der Kirche verrichten, ganz täuschend nachzuahmen. Beim Spiel muß der Junge, welcher den betreffenden Pater nachahmt, nicht allein dessen Stimme, sondern auch dessen Haltung kennen, und zwar beobachten sie bei solchen

Spielen die größte Ehrfurcht — sie machen die Zeremonien mit gewisser Andacht, nicht um zu spötteln, sondern aus Liebe zum Gottesdienst, den sie auch selbst üben möchten.

✠

Aus der Schule

Die Schwarzen sind in Glaubenssachen durchaus nicht nachlässig. Bevor sie zur Beichte gehen, findet eine gegenseitige Veröhnung statt. Man hört sie dann so ernst in ihrer Muttersprache reden. Sie reichen sich die Hand unter ähnlichen Worten wie: „Laß die Sache begraben sein in ein tiefes Loch, daß nichts mehr zum Vorschein kommt.“ —

Wenn Schul Kinder ihre Lehrerin in irgendeiner Weise gekränkt haben, dann bitten sie mit gefalteten Händen und oft mit weinender Stimme: „Liebe Mutter, verzeihe mir alles, ich bete für Dich nach der heiligen Beichte einen Rosenkranz.“ — Und erst dann, wenn alles verziehen ist, schauen sie wieder froh drein, weil alles wieder gut ist. Nicht selten kommt es vor, daß Erstkommunikanten vor ihrer Generalbeichte ein Päckchen bringen, in dem Geld, das auf unrechtem Wege erworben wurde, in Lumpen verpackt ist. Sie bitten dann die Schwester, sie möge es dem Eigentümer zurückbringen. Ein Pater Missionar erzählte mir, daß er im Opferkasten öfters Summen Geldes fand mit dem Zettel: „Erstatte hiermit ungerechtes Gut der Kirche zurück!“ —

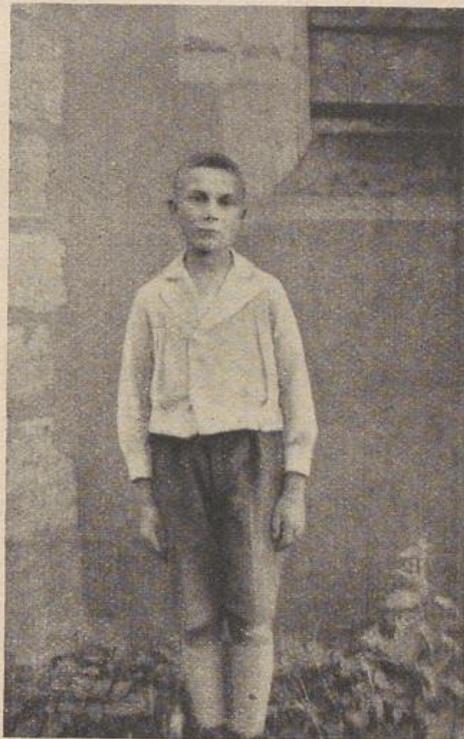
Oft geschah es, daß ungetaufte Kinder die anderen, die getauften, in ihrer Vorbereitung auf die Beichte störten; dann geben die letzteren keine Ruhe, bis die Friedensstörer entfernt sind; denn, so sagte ein Kind einmal, diese verleiten uns zum Sprechen und schließlich können wir morgen nicht mehr kommunizieren. Die heidnischen Kinder fühlen diese Trennung von den andern oft schwer und waren dadurch angespornt, dahin zu streben, daß sie, gleich den andern, einmal die Sakramente empfangen dürften.

✠

Plauderedchen

So, Kinder, nun ist das liebe Christkindlein da und es hat euch allen gewiß etwas recht Schönes gebracht. Nun dürft ihr aber ob all eures Weihnachtsglückes und als überreich Beschenkte nicht der armen Heiden vergessen. Betet und opfert für die Heidenkinder, zur größten Freude des im Kripplein ruhenden Gotteskindes. — Nicht wahr, kleiner Bernhard Herz aus Schierschwende, auch dein Betrübtsein mußt du dem Christkindlein schenken. Es freut sich über deinen Eifer und segnet dich vom Krippchen aus mit seinem besonderen Segen. Verliere nicht den Mut, wenn du auch nicht mehr Caritas-Abonnement gewinnen kannst. Wenn euer Dorf nur 100 Einwohner hat, dann mußt du nicht denken,

daß du ebensoviele Abonnenten haben mußt. Also Junge! — Mut und Eifer mit Geduld paaren. — Euch lieben Missionsfreunden aus Lügde, Düsseldorf, Paderborn und Neuenbeken einen ganz besonderen Gruß und ein recht inniges, „Bergelt's Gott!“ für eure Silberschätze. Die kleine Marlies Birgel aus Düsseldorf ist 3 Jahre alt und sammelte allein ein ansehnliches Paket. Bald werden wir euch die kleine Silbermaid im Bilde zeigen. Wenn alle so viel Eifer hätten, ratet mal, was dann geschehen würde! — Unsere Thereschen, Margarethen und Emilie aus Lügde brachten, als sie ihre Schwester in der Missionschule besuchten, die erste große Düte Silberpapier mit. Nun paßt mal auf, wie diese es machten! Sie sagten nichts davon und ließen das Paket im Sprech-



Bernhard Herz aus Schierschwende

zimmer stehen. Als sie fort waren, fanden wir es. Nicht wahr, ihr lieben Kinder, so hättet ihr es nicht gemacht. Wir fanden noch nicht einmal ein Briefchen dabei. Wir haben uns dennoch über euren Eifer gefreut, und danken euch recht herzlich, wenn wir auch zuerst recht lachen mußten. So, ihr lieben Kinder aus Lügde, seid ihr um ein schönes Bildchen gekommen. Vielleicht ein andermal, nicht wahr! — In der nächsten Nummer der Caritas-Blüten wird hier an dieser Stelle feierlichst ausgeläutet, wer im neuen Jahre das erste 10-Pfund-Paket sandte. Wer wird der, — die Glückliche sein? Vergeßt aber bei all eurem Sammeln die armen Heidenkinder nicht. Betet recht eifrig für sie zum lieben Jesulein. Wir wollen euch ein schönes Gebetchen verraten, sprecht es oft und recht andächtig.

Christkindlein, du liebes, Doch mein Herzchen, glaub es mir,
Sieh ich bring nicht vieles, Schenk ich immer, immer dir!

Noch nachträglich wünschen wir euch ein gesegnetes neues Jahr und ein Herzchen übergelb von Freude. Es grüßen euch die Missions-
schwestern vom kostbaren Blut.

Rätsel

Ein Herr, welcher nach seinem Alter gefragt wurde, gab die folgende Antwort: „Wäre ich viermal so alt, als ich wirklich bin, so wäre ich ebensoviel über 60 als ich jetzt unter 60 Jahre alt bin.“

Wie alt war der Gefragte?

Rätsel-Auflösungen

aus Nr. 12 1935: Zuerst ging das Geschäft recht gut; jedes Mädchen verkaufte 3 Sträußchen zu 10 Pfg. Das älteste verkaufte 30, das zweite 24, das jüngste 21 und lösten dadurch 100, 80 und 70 Pfg. Später verkauften sie jedes Sträußchen zu 10 Pfg. Das älteste bekam noch 30 Pfg., das zweite 50 und das jüngste 60 Pfg.; also hatte jedes 130 Pfg. eingenommen.

Logogriph: Butter, Kutter, Futter, Mutter.

Herzlichen Dank

Allen unsern Abonnenten und Förderinnen, welche im letzten Monat die Beiträge einsandten, ein recht herzliches „Vergelt's Gott!“. Diejenigen, welche noch rückständig sind, bitten wir recht dringend, das Versäumte bald nachzuholen. — Große Freude würde es uns machen, wenn recht viele den einen oder anderen Abonnenten im neuen Jahr gewinnen würden, zur größeren Ehre Gottes.

Wir werden uns dankbar erzeigen und diejenigen, die zwei neue Abonnenten melden, mit einem schönen Agnus Dei, und solche, die gar drei oder vier neue melden, mit einem starkgeketteten Rosenkranz mit Etui erfreuen.

Mit andern das eigene Glück zu teilen, ist das höchste Glück! Das Werk der Errettung unsterblicher Seelen für den Himmel nimmt in der Krippe seinen Anfang. An unserer Seelen Gottesbild haben die zarten Händchen des Christkinds mit ihrer allmächtigen Schöpferkraft und mit der Glut der Gottesliebe geformt und gebildet. Muß das eigene Glück uns nicht niederzwingen auf die Knie zum innigen Dank, aber auch zum freudigen Anerbieten der Mitarbeit an dem Gotteswerk, dessen Vollendung das kleine Gottesherz in der Krippe so mächtig entgegen schlägt? In diesem Entschluß müßte unsere Freude vollkommen werden.

Vollkommene Ablässe

Für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

Vollkommener Ablass am Feste Mariä Lichtmeß. Unvollkommener von 1 Jahr, so oft man sich bemüht, auf was immer für eine Weise die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Das kostbare Blut ist Gottes tägliche Gabe, ja wir könnten es eher die Gabe nennen, die er uns unaufhörlich mitteilt. Denn wenn die Gnade unaufhörlich zu uns kommt, dann kommt sie zu uns im Hinblick auf das kostbare Blut; wer kann aber das Wunderbare eines solchen Geschenkes gehörig schätzen? — Es ist das Blut Gottes! — P. W. Faber.

Totenglöcklein

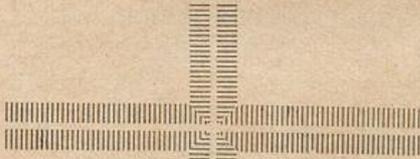
Das Totenglöcklein meldet das Hinscheiden zweier treuer Abonnenten und Wohltäter; des Herrn Johann Schmitz aus Ollheim und des Herrn Philipp Simon aus Euskirchen. In treuer Liebe und Dankbarkeit wollen wir recht innig für die lieben Verstorbenen beten, damit sie sich im neuen Jahre bereits der Anschauung Gottes erfreuen dürfen. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen sich unserm Gebet mit Andacht anzuschließen. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1936



Dein Kreuz

So hat die unendliche Weisheit von Ewigkeit her
gedacht,

Dir dieses Kreuz als ein kostbares Geschenk zu
geben.

Dieses Kreuz hat er, bevor er es dir sandte,
Mit seinen allwissenden Augen gesehen,
Mit seinem göttlichen Verstand ausgedacht,
Mit seiner milden Gerechtigkeit geprüft,
Mit seiner göttlichen Barmherzigkeit durchdrungen,
Mit seinen beiden Händen abgemessen,
Ob es nicht einen Millimeter zu groß,
Abgewogen,

Ob es nicht ein Milligramm zu schwer sei.
Dann hat er es noch mit seinem heiligen Namen
gesegnet,

Mit seiner Gnade gesalbt,
Mit seinem Trost durchdrungen,
Er hat noch einmal deinen Mut geschäht.

Und so kommt es nun aus dem Himmel,
Als ein Gruß vom lieben Gott,
Als ein Almosen von der barmherzigen Liebe
Gottes!

(Aus dem Holländischen.)

Eine sterbende heidnische Braut

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Früh morgens, ehe die Tropensonne ihre glühenden Strahlen den müden Wanderer fühlen läßt, machte ich mich eines Tages wieder auf den Weg, meine Kranken in der Umgebung zu besuchen. Da kam ein Neger mir eiligen Schrittes entgegen und rief mir in abgerissenen Worten zu: „Komm, Mama, komm schnell zu meiner kranken Tochter. Ee — Ee — Die Zauberer haben all ihre Künste probiert und für eine große Anzahl Ziegen jeden Zauberspruch über mein Kind gesprochen. Statt es zu heilen, kurieren sie es tot. O, die Geister sind gegen mich erbittert und die Seelen der Verstorbenen zürnen mir.“

In der That aber war der Mann über das Heiratsgut, das er im Fall des Todes wieder zurückgeben muß, nicht weniger betrübt als über den Verlust der Tochter.

„Bedenke, Mama, welch ein Schaden! Umsonst habe ich das Mädchen bisher ernährt und gekleidet; in wenigen Wochen bekäme ich das volle Heiratsgut: Kuh, Ziegen, Bier, Butter und Honig — alles, was ich für seine Mutter bezahlt habe.“

„Ja, guter Freund,“ erwiderte ich, „nur der liebe Gott hat Leben und Tod der Menschen in der Hand.“ Ich ging mit ihm in seine im Wald abgelegene Hütte. Zu meinem Schrecken sah ich die Kranke auf dem bloßen Erdboden liegen in einer eigenen offenen Hütte, die aus vier Pfählen und einem Blätterdach bestand. Ein Zauberer saß neben der Schwerkranken und bemalte sie mit allerlei Hexenmitteln. Schwarze und rote Punkte und Striche sah man an Stirne, Brust und Schulter. Als er mich kommen sah, fing er eiligst an, seine ranzige Apotheke, seine Amuletten, Perlen, Kürbisfäschlein usw. in seine Feldtasche zu packen.

„Dndoka hapa“, rief ich von ferne, und mit grinsender Miene nahm er die Flucht.

Ich setzte mich zur Kranken auf den Boden, merkte aber sofort, daß dieses junge Leben nicht mehr zu retten sei. Der blutleere Körper war dick angeschwollen und die Kranke litt furchtbare Schmerzen. Dabei war ihr einziges Verlangen, wieder gesund zu werden.

Nachdem sie mir all ihre Not geklagt hatte, legte sie ihr müdes Haupt in meinen Schoß und seufzte: „O könnte ich doch wieder den Wassertopf zum Fluß tragen. Dort mit meinen Freundinnen wie die Vögel singen! „Armes Kind,“ sagte ich, dieses Erdenleben dauert nicht lange, dann kommt ein anderes, das nie mehr endet.“ Ich erzählte ihr vom Himmel, den sie durch die Taufe erwerben kann; ich schilderte ihr aber auch das Feuer der Hölle und erzählte ihr vom Leiden Jesu, durch das

wir derselben entrinnen können. Da ich sah, daß die Krankheit, von der sie befallen, wohl sicher, aber langsam zum Tode führt, konnte ich meine Belehrungen eingehend und stufenweise vornehmen. Die Gnade wirkte in dieser jugendlichen Seele auffallend rasch.

Am vierten Tag morgens lag sie vor unserer Türe, und ihr Vater stand in der Nähe. Mit hastigen Worten sagte er zu mir: „Ich habe nun der Sorge genug, ich sehe, daß meine Tochter auch von deiner Medizin nicht gesund wird, nimm sie, sie gehört nun dir; ich muß gehen und Geld verdienen, daß ich dem Bräutigam alles zurückbezahlen kann, was ich schon von ihm erhalten habe.“ Dann verschwand er.

Wir waren froh, die Krank: bei uns zu haben, um sie besser pflegen und unterrichten zu können. Einen besonders tiefen Eindruck machte das Bild des Gekreuzigten auf die Leidende. Ganz ergriffen sagte sie einmal:

„Wenn mein Schöpfer sich so für mich geopfert hat, dann kann ich auch mein junges Leben für ihn lassen.“

Bald war sie reif zum Empfang der heiligen Taufe, aber auch reif für den Himmel. Ruhig, zufrieden, ja freudig schloß die arme Dulderin die Augen für diese Welt. Ich benachrichtigte ihren Vater von dem Heimgang seiner Tochter. Er kam sofort und sagte in bestürztem Ton:

„Gib dir keine Mühe, ein Grab zu machen, denn nach unserer Sitte müssen jene, welche der Welt keine Nachkommen geschenkt haben, im Busch den wilden Tieren zum Fraß vorgeworfen werden.“

„Freund,“ antwortete ich, „du hast mir deine Tochter geschenkt; sie ist nun mein Kind, und ich ehre dasselbe, auch wenn es tot ist.“

Ein ungemeines Erstaunen erfaßte den Vater und die heidnischen Verwandten, als sie Regina aufgebahrt sahen zwischen Palmen und Blumen, mit einem dufenden Kranz von blendendweißen Blüten, das Bild des Gekreuzigten in ihren Händen.

Da schmolz die Eisrinde der Abneigung gegen die katholische Religion und machte dem Verlangen Platz, auch Kinder der heiligen Kirche zu werden, die selbst ihre Toten noch ehrt.

Unter einem Baume sitzend, erzählten es sich die Heiden und in ihrem Eifer suchten sie sogar die Mohammedaner zu gewinnen.

So hat der liebe Gott die heidnische Braut ihrem irdischen Bräutigam entzogen, damit durch sie viele andere das ewige Leben erwerben konnten. Gott ist wunderbar in seinen Fügungen.



Schwestern in Kilema

Allerlei Nachrichten aus der Mission

Kilimandjaro-Gebiet, Kilema, Ost-Afrika

Nachdem im Jahre 1934 bei unsern Schwestern die liebe Mutter Gottes durch die Königinfeier zur Herrin und Gebieterin eingesetzt war, folgte im Jahre 1935 eine andere erhebende Feier. Schon längst wünschte man die Errichtung von Kreuzwegstationen dem nahe gelegenen Berg entlang. Der 77jährige Bruder Gere arbeitete an diesem Problem mit rastlosem Eifer. In der Schreinerei hörte man fleißig hämmern und klopfen und sägen: oben auf dem Berg arbeiteten unter Aufsicht vom Bruder die Maurer an einem fünf Meter hohen Sockel für das Kreuz, das an 12. Station oben am Berg angebracht werden mußte.

Am Karfreitag lag das fünf Meter lange schwere Kreuz auf zwei Schragen vor dem Portal der Kirche, geschmückt mit Blumen und frischem Grün. Nach dem Gottesdienst und der Verehrung der Kreuzpartikel setzte sich die Prozession in Bewegung. Der hochwürdigste Herr Bischof nahm persönlich an der Feier teil. Es war ergreifend, zu sehen, wie die Männer das schwere Kreuz den Berg hinauf trugen, so ganz anders, als wie sie sonst eine schwere Last hinauf schleppten, wobei sie immer schrien und lärmten. Nein, stille, mit Unterbrechung

von Gesang und Gebet trugen sie es und bekundeten, daß es ihnen eine „süße Last“ sei. An kleinen Pfählchen wurden unter Abbeten der einzelnen Stationen die kleinen Kreuzchen befestigt, oben auf dem Bergvorsprung, bei der 12. Station, wurde das große Kreuz aufgepflanzt; als dies mit vieler Mühe geschehen, wurde von der ganzen Menge (7000—8000 Personen) das Te Deum angestimmt. Mitten im Heidenland feierte Christus seinen Triumph. In der blendenden Tropensonne strahlte das Kreuz aus der Höhe hinab in die Lande, allen Mut und Heil bringend, während die Tausende von Neubekehrten Gottes Lob sangen, das weithin schallte und die Aufmerksamkeit der noch verstockten Heiden fesselte.

Kurz darauf, es war, als in Lourdes die berühmte Schlußfeier des Heiligen Jahres stattfand, verordnete der hochwürdigste Herr Bischof von Kilema ein eucharistisches Triduum. Drei Tage und drei Nächte wurde das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt. Nachts waren die Männer an der Reihe und sie kamen so treu; um den Schlaf zu vertreiben, wuschen sie sich im Bach. Die Loblieder zum eucharistischen König schallten Tag und Nacht vor dem Allerheiligsten. Während des Tages wetteiferten Frauen und Kinder mit der heranwachsenden Jugend im Lobe und in der Anbetung des göttlichen Heilandes im Sakrament des Altars.

Der so herrlich aufblühenden Christengemeinde steht in diesem neuen Jahre noch eine seltene Festfeier bevor: das 50jährige Bestehen des Vikariates Kilimandjaro und der Weihe des ersten Bischofs Msgr. Munsch. Ein 3tägiger eucharistischer Kongreß wird mehrere Bischöfe nach Kilema führen, und Christus wird im dunklen Afrika von seinen Stellvertretern inmitten der schwarzen Garde verherrlicht und als Friedensfürst gepriesen werden.

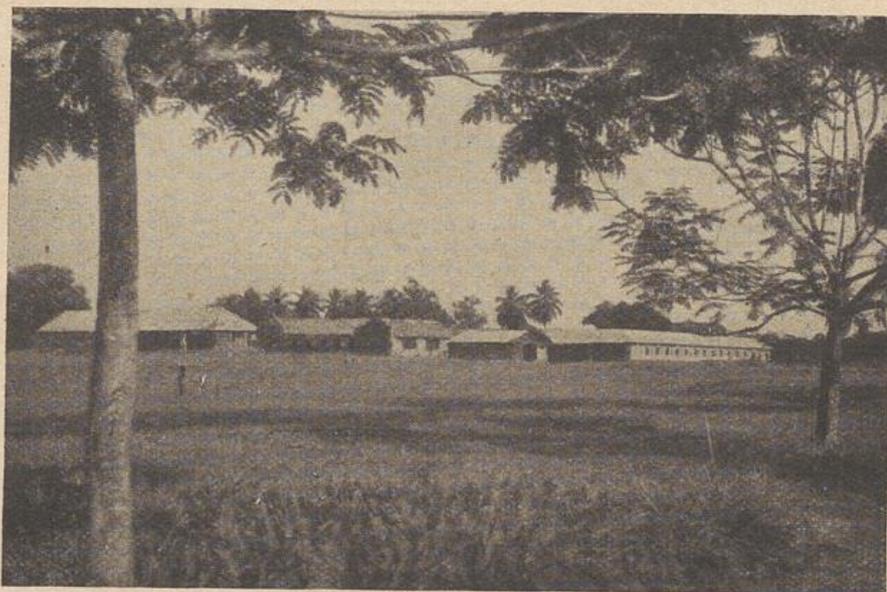
Immer heller leuchtet das Licht des Glaubens im fremden Erdteil, während es in der europäischen Heimat an vielen Orten zu erlöschen scheint.

Kongo-Mission Aus den Briefen unserer ersten Missionarinnen

Mpaku. Hier hausen ganz unheimliche Ungeheuer von Krokodilen. Eines derselben zog unsere 13jährige Johanna, welche den Schlafkranken auf einem kleinen Boot das Essen bringen wollte, in die Tiefe. Das Trauergeschrei der andern Kinder, von denen einige das Unglück vom Ufer aus sahen, war unbeschreiblich. Mit Lanzen und Gewehren machte man Jagd auf das Untier; am andern Tage wurde die Leiche des Mädchens, das man anstatt des Krokodils mit vielen Lanzenstichen getroffen hatte, ans Ufer gespült. Ein Bein war ganz durchbissen.

Nun war im heidnischen Dorf Bäkale, das kaum sieben Minuten von unserer Kinderwohnung entfernt liegt, ein unheimliches, dickes Heidenweib, das als Zauberin in üblem Ruf stand. Ihr gehörte — nach dem Aberglauben der Schwarzen — dieses Krokodil zu. Nachts wanderte sie im Urwald herum verkehrte dort mit einem bösen Geiste, „Edzo“ genannt. Dieser forderte viele Menschenopfer von ihr, die sie dann durch das Krokodil brachte.

Eine Woche vor dem grausigen Ende unserer Johanna waren unsere Mädchen mit diesem Weib in Wortwechsel geraten und dasselbe drohte mit den Worten: „Wartet, das Krokodil wird eine von Euch holen.“



Bamanía, Kongo. Schwesternhaus, Kinderwohnung, Schule

Nun wurde ihr natürlich der Tod des Kindes mit Sicherheit zugeschrieben und sie soll sogar geflüchtet sein aus Angst, daß die Sache zur Anzeige komme. Als sie bald darauf der Küste entlang von Lolulu nach Bakale fuhr, wurde sie an derselben Stelle, wo unsere Johanna war, vom Krokodil am Arme erfaßt und in die Tiefe gezogen. Es war Sonntag vor der Vesper. Wir ließen die Kerzen brennen und eilten zum Ufer, wo die Schwarzen die Leiche vergebens suchten. Später wollte man das Ungeheuer noch gesehen haben, wie es mit der Leiche fortschwamm, um sie zu verbergen. Es geht die Sage, daß es alle Krokodile des Flusses zusammenruft und sie würden an einer bestimmten Stelle — das sogenannte Krokodilland — ihr grausiges Mahl halten. Dort soll man nahe am Ufer zwischen felsigen Steinen Gebeine, Perlen und Ringe von aufgefressenen Negern finden.

Es scheint, daß dieses verrufene Weib dem Appetit der Krokodile nicht besonders zusagte, denn am andern Morgen fand man die größere Hälfte der Leiche am Ufer des Stromes.

Mariannahill

Autounfall

Anfang September fuhr der hochw. Vater Huß von Mariazell nach Mariannahill. Schwester Junipera, Oberin von Mariazell, und Schwester Martina, Oberin von Telgte, fuhren mit. Se. Hochwürden macht stets selber den Chauffeur, die Hauptstraßen sind ihm bekannt und er fährt mit großer Vorsicht. Glücklicherweise kam man bis in die Nähe von Umzinto (Natal). Alles schien gut zu gehen. Da — plötzlich, bei einer Straßenbiegung — versagt die Bremse. Das Auto wird seitwärts geschleudert gegen einen Baum. Der Wagen stürzt, unter ihm die Insassen. Ohne fremde Hilfe können sie sich herausarbeiten. Alle drei bluten. Gottlob, niemand ist schwer verletzt. Es sind zumeist Hautabschürfungen. Schwester Junipera erlitt den ärgsten Anprall, da sie mit dem Mund an eine Stange stieß. Alle Zähne waren los, und man brachte sie sofort ins hiesige Hospital.

Es war ein besonderes Glück, daß das Auto noch den Baum erreichte, denn sonst wäre der Wagen die hohe Böschung hinuntergestürzt, und dann wären sie schwerlich mit dem Leben davongekommen. Dem lieben Gott sei Dank!

Als nun die drei Reisenden so beschmutzt und blutig bei den Trümmern des Kraftwagens standen, kam alsbald das Auto eines Engländers. Hilfsbereit, wie immer, hielt dasselbe. Der Inhaber desselben fragte teilnehmend, wie er helfen könne. Gleich darauf kam ein zweites Auto. Das eine nahm die Personen auf und das andere das Gepäck. So kamen denn alle noch glücklich nach Mariannahill. Während die anderen bereits weiter gefahren sind, weilt Schwester Junipera noch im Hospital und leidet Schmerzen. Der Arzt hat bei der Ankunft die losen Zähne gezogen, aber der Unterkiefer leidet noch an den Folgen des Anpralls. Bis diese Zeilen nach Europa kommen, ist die gute Schwester hoffentlich wieder auf ihrem Posten.

Wir aber danken dem lieben Gott innig, daß er das Ärgste verhütet hat.

Dieser Autounfall erinnert an einen anderen von höchst seltsamer Art. Es war anfangs Mai dieses Jahres. Ehrw. Mutter Provinzialin kam mit ihrem Missionsauto von einer langen, gefährvollen Tour von der Präfektur Umtata. Alles war sehr gut verlaufen, Marienburg war erreicht. Nun hatten sie die gute, breite Autostraße, die nach Durban geht. In wenigen Stunden hofften sie in Mariannahill zu sein. — Der Mensch denkt; Gott lenkt!

Es war 6.15 Uhr abends (Mai ist Spätherbst); es dämmerte etwas; die zwei Autolampen brannten hell; der Mond schien,

die Straße war eben, ohne Biegung. Da — plötzlich erhält der Wagen einen starken Stoß und steht. Was war geschehen? Eine Lampe liegt zerschlagen am Boden. Der Wasserbehälter ist eingedrückt und das Wasser läuft fort. — Nirgends ist ein Auto oder sonst ein Wagen oder dergleichen zu sehen. Die ganze Straße ist frei und keine Wohnung in der Nähe. Man steigt aus und sucht. Ein Mitreisender, der vorne beim Chauffeur saß, kann das Rätsel lösen. Im Augenblick des Stoßes sah er ein menschliches Wesen mit den Armen in der Luft herumsuchteln. Etwas weiter abwärts, am Drahtzaun, findet man ein erwachsenes eingeborenes Mädchen, bewusstlos mit gebrochenem Fuß. Was anfangen? Zum Glück kommt bald ein Auto mit Herren von der Oberpolizei von Maritzburg. Sie versprechen, von Inchinga Polizisten zu senden, die an Ort und Stelle den Befund aufnehmen. Diese kommen bald. Das bewusstlose Mädchen, das stark nach Alkohol roch, wurde ins Hospital gebracht. Der Lastwagen eines Kuli nahm das beschädigte Auto in Schleppe, und Mutter Provinzialin und ihre Begleitung fuhren von der nächsten Bahnstation ab und kamen mit großer Verspätung, doch noch wohl erhalten nach Mariannhill.

Das arme Mädchen ist nach Verlauf einer Woche gestorben, ohne leider das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Somit bleibt es ein Rätsel, was dasselbe veranlassen konnte, gegen ein hell erleuchtetes Auto anzurennen. Schw. M. Theobalda.

2

Freude ist Glück

Freude ist Glück
 Und liegt in eines jeden Hand,
 Läßt leicht sich einem andern geben,
 Und geht sie suchen man im Land,
 Gleich bringt sie dem ein volles Leben,
 Und Schenken ist ein köstlich Tun.
 Schenkt Freude! Tausend sind so arm
 Und konnten noch nicht lächeln lernen.
 Sie suchen im erschrocknen Harm
 Das Glück in allen großen Fernen
 Und haben's doch so händenah
 In einem dargereichten Wort,
 Im „Guten Tag“ aus hellem Munde.
 Das „Guten Tag“ wirkt weiter fort,
 Und guter Tag stellt sich zum Bunde.
 Und der, dem du an Freude gabst,
 Ihn drängt's, daß er sie weitergibt;
 In jedem doppelt sich ihr Wesen.
 Und manches Herz steht auf und liebt
 Und manches Franke kann genesen.

Wie aus einem heidnischen Hirtenbublein ein treuer Missionshelfer wurde

Von Schwester M. Engelberta

Wenn ich in dem Schatzkästlein meiner Erinnerungen krame, treten mir manch herrliche Blüten, dem wilden afrikanischen Boden entsprossen, wieder vor Augen. Sie selbst sind zwar schon dahingegangen, aber ihr Duft umweht uns noch und ihre Werke leben fort. — Eine der schönsten Blumen oder, besser gesagt, Früchte am weitverzweigten Missionsbaum in Südafrika war unser Nikolaus, einer der allerersten staatlich geprüften Lehrer. In der schönen Mission Reichenau und dann auf deren Nachbarstation Centocow war er aufgewachsen und erzogen worden. Hier hatte er seine Schuljahre und seine Studien beschloffen und war dann über 20 Jahre lang als Lehrer angestellt; und hier auch war es, wo er, leider im schönsten Mannesalter, im Jahre 1920 von einer töckischen Influenza dahingerafft wurde. Aber lassen wir das Lebensbild dieses schwarzen Apostels im Geiste an uns vorüberziehen.

Es war im Jahre 1887, als Nikolaus, der damals noch den heidnischen Namen Siwewe trug, in die Schule der Trappisten zu Reichenau eintrat. Die Station Reichenau war die erste Tochniederlassung Mariannahills, der vom Abt Franz Pfanner gegründeten großen Trappistenmission in Natal. Nachdem Mariannahill sich gar rasch entwickelt und ausgedehnt hatte, konnte er 1885, also schon drei Jahre nach der Gründung, zur Abtei erhoben werden. Im folgenden Jahre glich das Kloster bereits einem großen Bienenstock, der anfängt, neue Schwärme auszusenden. Es begann nämlich die Gründung unserer Missionsstationen und Reichenau am rauschenden Poleyelafusse war die erste. Es sollte für die heidnischen Eingeborenen, für die stolzen Zulus dasselbe werden, was einst das hochberühmte alte Benediktinerkloster auf der Rheininsel für die barbarischen Alemannen war: ein Hort der Gesittung und Christianisierung. Also in der Nähe von Reichenau lag die Heimat Siwewes.

Mit vierzehn Jahren war der Knabe schon ziemlich hoch und schlank gewachsen, ein verständiger Hirt, der die zahlreiche Herde seines Vaters hütete. Mit großem Erstaunen verfolgte er alles, was auf der Mission vorging, zuerst allerdings nur aus der Ferne, weil er fürchtete, sonst verzaubert zu werden. Allmählich aber näherte er sich der Station mehr und mehr und es dauerte nicht lange, so hatte das melodische Läuten des Klosterglöckleins es ihm angetan. Das Singen und Beten in seiner Muttersprache tönte an des jugendlichen Lauschers Ohr — und so wurde Siwewe mit einer der ersten Schulknaben.

Die Predigten und Katechesen des damals noch jungen feuer-eifrigen Missionars Pater Gerard, des späteren Abtes von Mariannahill, der, kaum zum Priester geweiht, schon mehrere Stationen zugleich versehen mußte, drangen tief in sein noch unverdorbenes Herz ein. Ganz ergriffen bat Siwewe seinen Vater um die Erlaubnis, in die Schule gehen zu dürfen, die ihm aber nicht gewährt wurde. So blieb denn dem Knaben, den Gottes heilige Stimme machtvoll rief, nichts anderes übrig, als sich die Erlaubnis durch eine List zu erzwingen. Und was tat er? Er lief davon und verbarg sich mehrere Tage im dichten Walde, wo er sich von Wurzeln, Beeren, Heuschrecken und Mäusen nährte. Auf diese Weise hoffte er, das Herz seines Vaters und seines älteren Bruders, der ihn sehr liebte, zu erweichen. Dies gelang ihm auch. Als man den Knaben nach langem Suchen endlich fand, waren seine Angehörigen überglücklich. Nun gestattete der Vater die Erfüllung seiner flehentlichen Bitte, in die Missionschule aufgenommen zu werden.

Damals war die gute Schwester Philippine daselbst Lehrerin und Erzieherin der Kinder. Bei den Englischen Fräulein in Mindelheim zur Lehrerin ausgebildet, verstand sie es sehr gut, sich die Herzen der schwarzen Kinder — groß und klein — im Sturm zu erobern. Selbst die schon ziemlich großen, wilden Zuluknaben — es waren viele stramme Burschen von etwa 15 bis 18 Jahren darunter — wurden weich und lenksam wie Wachs in ihren Händen. Siwewe wurde gleich von Anfang an einer der bravsten und fleißigsten Schüler. Religion war sein Lieblingsfach und bald durfte er zur heiligen Taufe, nach der er so sehnlichst verlangte, zugelassen werden. Nikolaus, wie er jetzt hieß, war sehr verlässlich und half bei der Aufsicht über die kleineren Kinder; denn die Schule in Reichenau hatte schon bald nach ihrer Eröffnung über 90 Zöglinge, d. h. Knaben und Mädchen, für deren Pflege und Erziehung sie sorgen mußte.

Das gute Beispiel, das Nikolaus gab, zog die jüngeren Knaben nach sich und sie bemühten sich, nach seinem Vorbilde gut und brav zu werden. Hingegen hatte er unter den älteren, noch wilden Burschen manche Feinde; denn wenn sie unter der Arbeit bei den Brüdern manchmal heidnische Lieder zu singen oder zu pfeifen begannen, so verwies er es ihnen sanft. Half dies nichts, so hielt er es für seine Pflicht, es dem Missionar oder der Lehrschwester anzuzeigen.

Doch nur einige Jahre lernte Nikolaus in der Schule von Reichenau; dann übersiedelte er mit noch mehreren anderen Knaben und Mädchen nach der neugegründeten Station Czestochau. Diese war in der Nähe der Missionsstation Lourdes auf einer 1889 unter günstigen Bedingungen erworbenen Farm errichtet worden und war rings von Eingeborenen-Siedlungen umgeben. Die neue Station erhielt nach dem be-

rühmten polnischen Wallfahrtsort den Namen Czenstochau oder Centocow, wie Abt Franz, unser lieber, hochseliger Stifter, der Post zulieb das fremdklingende Wort abkürzte. Centocow ist malerisch an einem terrassenförmig aufsteigenden Hügel gelegen, von dem rauschenden Umzimkulu gleich einem Silberband umschlungen. Den Mittelpunkt der Mission bildet die 1892 erbaute kleine Kirche, die jetzt als Vereinsaal, Unterrichtshalle und dergleichen benützt wird; denn seit 1912 besitzen wir eine andere, große Kirche. Nahe dabei liegen die Knaben- und Mädchenschulen nebst dem Marienhaus, einem Heim für erwachsene Mädchen. Weiter unten finden sich die Wohnungsgebäude der Patres und jene der Schwestern. Pater Gerard, unter dessen umsichtiger Leitung Centocow eine unserer blühendsten Missionsstationen wurde, wohnte zu Nikolaus' Zeiten unweit des Kirchleins in einem freundlichen selbst angelegten Wäldchen. Rechts und links die luftige Anhöhe hinauf, sowie im Hintergrund ist die Station von ansehnlichen Waldanlagen umrahmt, meist Eukalyptus, Blackwood und Casuarinen. Gegen Osten zu, in der Nähe eines kleinen Wasserfalles, steht die Mühle nebst einigen Werkstätten und Ökonomiegebäuden, während sich unten im Tale, am rechten Ufer des Umzimkulu, wohlgepflegte Gärten und Getreidefelder ausdehnen.

Dort also im schönen Centocow wuchs Nikolaus zum Jüngling heran. Schwester Philippine, die mit diesen wenigen, aber hoffnungsvollen Schülern und Schülerinnen von Reichenau nach Centocow gekommen war, fing daselbst 1892 eine höhere Schule an. Kinder gab es ja genug in Centocow, hatte ich doch schon 84 Kinder in meiner Schule. Schwester Philippine bekam nun die bessere Klasse, die schon gut lesen, schreiben und rechnen konnte. Sie erteilte ihnen nun noch Englisch, Grammatik und Geographie. Nikolaus war stets einer der Fleißigsten und ging ihr beim Unterricht schon zur Hand. Bald nahmen die Bekehrungen unter dem Volke so zu, und der Schulkinder wurden so viele, daß an eine neue Trennung gedacht werden mußte. Nun wurde für die Knaben ein eigenes Schulhaus gebaut und im Jahre 1894 von vielen großen und kleinen Buben bezogen.

Nikolaus lernte inzwischen mit dem größten Eifer. Sehr talentvoll war er zwar nicht, aber sein fester Wille und ausdauernder Fleiß ließen ihn sein Ziel doch erreichen. Unter der Leitung seines in Centocow allbeliebten Knabenschullehrers Pater Innocenz, des späteren Rektors von Centocow, machte er seine Lehrerprüfungen und wurde so endlich staatlich angestellter Lehrer in Centocow. Er war mit einem bescheidenen Gehalt zufrieden und half aus Dankbarkeit am liebsten seinen von ihm hochverehrten Lehrern und Lehrerinnen in den unteren Schulklassen. Die brave, immer fröhliche Gertrud, ein

früheres Reichenauer Schulmädchen, wurde seine liebe kleine Frau. Mit ihr lebte Nikolaus in glücklicher Ehe und wurde Vater von sechs Kindern, die fromm und christlich zu erziehen, seine größte Sorge war. Über 20 Jahre war Nikolaus Lehrer und getreuer Gehilfe der Mission und das beste Beispiel für die christlichen Familien in Centocow. Schlieklich erhielt er sogar von dem englischen Schulinspektor an 20 Pfund Sterling als schöne Belohnung. Groß war die Freude des guten Mannes darüber, der sich stets ein demütiges, kindliches Herz, eine dankbare Gesinnung gegen seine Missionare, gegen die Brüder, Lehrer und Schwestern und alle lieben Wohltäter bewahrt hatte.

Nikolaus bewohnte zuletzt ein nettes Häuschen mit mehreren Zimmern und Kammern. Davor hatte er sogar Rosenstöcke und Georginensträucher angepflanzt. Er hatte einen schönen Haushalt; an Stelle der etwas früh alternden Gertrud führte sein ältestes Töchterchen Serafine den Haushalt. Da — mitten im schönsten heiteren Sonnenschein des Glückes stiegen plötzlich schwarze Wolken auf. Im Jahre 1920 brach eine große Influenza in Centocow aus. Tag für Tag läutete die Totenglocke und ein Leichenzug nach dem andern wallte zum Gottesacker. Auch Nikolaus erkrankte — kein Wunder, denn er war es ja, der gar oft die Sterbenden besuchte, tröstete und dem Missionar helfend zur Seite stand. Und er war es auch, der oft das Kreuz vorantrug, wenn wieder einer aus dem christlichen Dorf zur letzten Ruhe geleitet wurde.

Große, allgemeine Trauer herrschte auf der Missionsstation, im Dorfe, ja unter dem ganzen Volke. Von seiten der Missionare wurde alles versucht, ihn zu retten, aber umsonst — Gott nahm seinen treuen Diener zu sich. Untröstlich war Gertrud, die treue Gattin; bitterlich weinten die sechs Waisen, und der kleine Benno wollte nicht von des Vaters Grab fortgehen.

Einen so guten, treuen Christen, anhänglich an seine Vorgesetzten, immer bescheiden und gefällig, wie Nikolaus es war, wird man wohl selten finden. Sein schöner Charakterzug waren seine Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit; war er doch weniger auf seinen eigenen Vorteil bedacht als auf den seiner Vorgesetzten.

z

Zwei wertvolle Ringe

Ehe Pius X. als neugeweihter Bischof von Mantua sein Hirtenamt antrat, besuchte er noch seine Mutter in Riese. Die christliche Frau betete Tag und Nacht um Gottes Segen für den so verantwortungsvollen Posten ihres Sohnes. Von dem

Schrecken der Ernennung hatte sie sich bis zu Josefs Ankunft wieder erholt, und so war das Beisammensein wolkenlos, ungetrübt. Scherzend sprach der bischöfliche Sohn zu seiner Mutter:

„Schau, Mütterchen, was für einen Ring mir der liebe Gott gegeben hat“ und zeigte ihr den symbolischen Goldring am Finger.

Die alte Mutter bewunderte ihn. Dann hielt sie schlagfertig — mit einem Blick, in dem sich die Erinnerungen an die vielen Opfer für das liebste ihrer Kinder widerspiegelten — dem Sohne ihre Hand mit dem einfachen silbernen Ehering entgegen, der ganz matt an der abgemagerten Hand leuchtete, und sagte: „Den bischöflichen Ring würdest du nicht tragen, wenn deine Mutter nicht den Trauring getragen hätte!“

Der Bischof neigte sein Haupt und küßte den gesegneten Ehering seines Mütterleins. Gleich einem Diamant glänzte eine Träne auf dem kostbaren Kleinod.

✎

Mein Heim

O, wo ist Trost in weiter Welt?
Wo ist ein Herz nicht leidgeschwellt?
Wo ein Gemüt, das nicht gefühlt
Wie Untreu mit der Treue spielt?
Ach, wo ist Frieden, wo ist Ruh?
Wo sinkt ein Aug' stets freudig zu?
Wo tönt nicht oft verhalt'ner Schmerz
In bitteren Klagen himmelwärts?
Wo heißt's nicht kämpfen mit Gewalt?
Wo schleicht nicht Pein in Leidsgestalt?
Wo kennt ein Mensch die Träne nicht
Die aus dem Auge glühend bricht?

Ich weiß wohl einen Ruheplatz,
Da ist mein Trost, da ist mein Schatz,
Wohl kenne ich ein liebend Herz,
Draus schlagen Flammen himmelwärts,
Und jede heiße Tränenflut
Erlischt in dieser Flammenglut;
Und jedes Opfer wird mir leicht,
Wenn einen Dorn dies Herz mir reicht;
Und pflanzt dies Herz sein Kreuz mir ein,
Wird mir zur Freude jede Pein,
Und Untreu trübt nicht mein Gemüt
Weil es in Gotteslieb erglüht.
Im Herzen Jesu ruh ich aus,
Das ist mein Heim, mein Vaterhaus.

Aber die Tierwelt in Ost-Afrika

Von Schw. M. Thiadildis, Ufomi

Wie überall, so hat auch natürlich in Afrika die Landwirtschaft von Feinden zu leiden, je nachdem die Kultur vorangeschritten ist. Schon die Vögel, so schön sie auch sein mögen, können zuweilen großen Schaden in den Getreidefeldern anrichten. Ganz besonders gefürchtet aber sind die Elefanten, die Flußpferde und die Nashörner, nicht zu vergessen die Antilopen, Wildschweine und vor allem die Affen. Der Schaden, den diese anrichten, besteht nicht so sehr in dem, was diese Tiere fressen, als vielmehr in dem, was sie mutwillig vernichten. Keinem Affen fällt es ein, einen abgebrochenen Maiskolben ganz zu verzehren. Er reißt ihn ab, beißt etwas heraus und wirft ihn weg, knickt mutwillig da und dort massenweise die Halme nieder, so daß ein von Affenherden heimgesuchtes Feld ein ähnliches Bild der Verwüstung bietet, wie ein solches, in welchem Elefanten eingebrochen sind. Diese Riesentiere, die es in ganzen Rudeln bei uns in Ufomi gibt, trampeln alles nieder und sind von den Leuten sehr gefürchtet. In den kalten Monaten kommen dieselben ganz nahe an unsere Mission heran, heben Bäume aus und schonen nichts von allem, was ihnen in die Quere kommt. Zu diesen gesellen sich dann noch andere Besuche, nämlich die Leoparden. Gerade am Samstag vor Fronleichnam hatten wir so einen unangemeldeten, unerwarteten Gast. In der schönen Morgenstunde erlaubte sich der Leopard eine Visite im Hühnerhof, er raubte sich unsere einzige Truthenne, schleppte sie an den Teich und verzehrte sein geraubtes Gut mit aller Ruhe. Doch es sollte nicht dabei bleiben. Durch Lärm verschreckt, zog er von dannen. Er wagte es ein zweites Mal zu uns herauszukommen; diesmal nicht am Morgen, sondern abends 5 Uhr, gerade als Katechismusunterricht gegeben wurde. In einer kleinen Entfernung blieb er stehen und lauschte. Nicht lange, und es ward totenstill in der Klasse; nur einer gewahrte den Feind, nämlich der hochw. S. P. Griffin. Er ließ sofort sein Gewehr holen. Im Nu rannte er davon, aber eben so schnell war der Gast verschwunden. Alle Kinder atmeten leise auf und dankten Gott, daß er sich keines aus ihrer Mitte geraubt hat. Am nächsten Morgen hatte er wohl seinen letzten Gang gemacht. Er schlief in unserm Feldhäuschen; man wurde es gewahr, und es war um ihn geschehn. Ganz ruhig und gelassen nahm er das Todesurteil entgegen. Unser hochw. Herr P. Griffin, ein guter Schütze, hat ihn gut getroffen, und zwar mitten ins Gehirn. Ich musterte das Raubtier und ein unheimlicher Schauer überkam mich; denn gerade einige Minuten vorher gingen unsere Kinder zur Quelle, um Wasser zu schöpfen, die sehr ab-

gelegen und ungefähr eine Viertelstunde von der Mission entfernt liegt. Sie passierten die Stelle, wo das Raubtier sein Morgenschläfchen hielt. Es war gut eingewiegt, denn der Lärm und das Gejodel der Kinderschaar weckte und störte es nicht in seinem süßen Schlummer. Ich aber dankte Gott für seinen besonderen Schutz. Im allgemeinen greift der Leopard den Menschen nicht an, er ist zu klug, vielleicht auch zu feig, als daß er es auf einen Kampf mit dem ihm Ehrfurcht einflößenden Gegner ankommen läßt. Ungeachtet seiner nicht bedeutenden Größe ist der Leopard ein furchtbarer Feind aller anderen Tiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem so lange ausweicht, wie es angeht. In allen Leibesübungen Meister, und listiger als andere Raubtiere, versteht er es, selbst das flüchtigste Wild an-



Der Wüstenkönig bei seiner Beute (Zebra)

zufallen. Bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner Majestät und Schönheit, ähnlich wie der Löwe.

Auch von der Wildkaze werden wir nicht verschont, auch diese hatte sich eine reiche Beute verschafft, sie trat nämlich in unseren Taubenschlag ein und tötete, was ihr unter die Klauen kam. Die Wildkaze ist bedeutend größer und kräftiger als die Hauskaze. Ihr Kopf dicker, ihr Leib gedrungener und ihr Schwanz merklich stärker. Die Körperlänge beträgt 80 Zentimeter, die Länge ihres Schwanzes 30 Zentimeter, die Höhe 35 Zentimeter und ihr Gewicht 8—9 Kilogramm.

Zu den Ruhestörern der Nacht gehören auch die Hyänen, die massenhaft bei uns vertreten sind. Diese Nachttiere besitzen eine widerwärtige, mißtönende, kreischende oder wirklich gräßlich lachende Stimme, zeigen sich gefräßig und verbreiten einen üblen Geruch. Bei Tag sieht man sie nur, wenn sie durch einen Zufall aufgescheucht werden, freiwillig verläßt keine Hyäne ihren Schlupfwinkel. Die Nacht muß schon vollständig ein-

gebrochen sein, ehe sie daran denken, ihre Raubzüge zu beginnen. Wenn die Abenddämmerung auf den Fluren liegt, so kann man hier in Ufiomi schon von weitem das Geheul vernehmen von dieser Gesellschaft. Heisere Laute wechseln mit hochtönen- den, kreischenden und mit murmelnden ab.

Oft kann man ein fürchterliches Gelächter wahrnehmen, ein Lachen, wie es die rege Phantasie etwa dem Teufel und seinen höllischen Gesellen zuschreibt. Als ich das Geschrei dieser Tiere zum ersten Male vernahm, konnte ich mich eines unheimlichen Schauders nicht erwehren. Solange die Nacht dauert, sind diese umherschweifenden Tiere in steter Bewegung und erst gegen Morgen ziehen sie sich wieder zu ihren Ruheplätzen zurück. Bei ihren Wanderungen werden die Hyänen ebensowohl durch den Geruch, wie durch das Gehör geleitet. Ein stinkendes Nas versammelt sie regelmäßig. Am liebsten ist es ihnen, wenn sie etwas Abelriechendes finden. Durch das Auffuchen des Nases werden sie nützlich; der Schaden, welchen sie den Herden zufügen, übertrifft jedoch jenen geringen Nutzen weit, weil das Nas auch durch andere, viel bessere Arbeiter aus der Klasse der Vögel weggeschafft wird.

So groß die Gefahren zuweilen von seiten der Vierfüßler sind, so sind doch die Insekten ungleich gefährlichere Schädlinge. Kaum ein anderer Erdteil wird von den Heuschrecken in gleicher Weise heimgesucht, wie Afrika. Die Ernten werden von diesen in Milliarden auftretenden Grashüpfern vollständig vernichtet. Dreimal haben wir gepflanzt und nichts geerntet, weil diese Pharaosplage zu verschiedenen Malen über uns kam.

z

Entdeckter Schwindel des Kafferdoktors

Von Schw. M. Julia, Südafrika

Feweniger das Christentum bei einem Volke Wurzel gefaßt hat, um so mehr wird dem Fürsten der Finsternis gehuldigt. Das zeigt sich auch hier bei unsern Manyika-Negern, die verhältnismäßig leicht für das Christentum zu gewinnen sind, manche sich aber auch leicht wieder von den Heiden und ihrem Aberglauben betören lassen. Einigen hellen Köpfen leuchtet es jedoch ein, daß viele ihrer Gebräuche nur auf Humbug und Betrügerei beruhen.

So wollte eines Tages ein schlauer Kaffernjunge die Kunst des heidnischen Doktors und Zauberers erproben. Er klagte eines Morgens über große Schmerzen im Kopf und besonders in der einen Wange, die eine Geschwulst, halb so groß wie ein Hühnerei, zeigte. Er krümmte sich und jammerte in mitleid-

erregender Weise. Der bestürzte Vater konnte sich gar nicht erklären, was mit seinem Kinde über Nacht geschehen sei und woher die plötzliche Krankheit komme. Abergläubische Gedanken stiegen sofort in seinem Herzen auf, und er vermutete, daß jemand sein Kind verhext habe, oder daß die Geister über etwas erzürnt seien. Der Kranke gab vor, nichts essen zu können; aber so bald sich niemand im Kraal befand, verschlang er gierig, was er sich den vorhergehenden Tag versteckt hatte und lachte sich dann eines ins Fäustchen. Der bekümmerte Vater hatte sich indessen bei andern Kraalbewohnern befragt, aber niemand konnte ihm weder Rat noch Hilfe bieten. So sah er sich genötigt, zum Chiremba, Kasserndoktor, zu gehen. Mit großem Vertrauen erzählte er ihm alles lang und breit und hoffte sichere Hilfe von dem verehrten Schwarzkünstler. Dieser würfelte nun und befragte die Geister über den schwierigen Fall. Endlich erklärte er dem Vater, daß die Geister sehr erzürnt seien über seinen Sohn, und ihm diese schmerzliche Krankheit zugeschickt hätten. Er müßte einen dem Sohne gehörigen Ochsen nehmen, ihn schlachten, den beleidigten Göttern opfern und ihm, als Mittler, ein gutes Stück zuweisen. Der Vater, zu Hause angekommen, erzählte dieses seinem Sohne. Dieser entlarvte nun seine Verstellung, lachte mit vollem Gesichte und nahm nun den Stein aus dem Munde, der die Geschwulst verursacht hatte, und hielt ihn dem Vater vor die Augen mit den Worten: „Siehe, wie dumm die Geister sind. Sie wissen nicht einmal, daß ich nur einen Stein im Munde hatte, ich werde ihnen nichts mehr glauben.“

Den Vater wurmte der Schabernack seines Sohnes nicht wenig, um aber einer größeren Beschämung vorzubeugen, beendigte er die Sache mit einem Verweis. Gäbe es nur noch viele solcher unerschrockener Schlauberger, dann würde noch mancher Schwindel aufgedeckt werden.

2

Der Raupenmonat

In Europa ist der Mai einer der schönsten und lieblichsten Monate des Jahres und das mit Recht. Wessen Auge und Herz wird nicht erfreut durch den Anblick der wiederauflebenden und grünenden Natur und der mit Blüten übersäten Bäume und Sträucher? Hier bei uns in Südafrika ist es anders zu dieser Zeit. Das Gras hat bereits die Farbe der mannigfach gestalteten rötlichen und grauen Felsen und Steine angenommen, während manchmal die Schwarzen aus Furcht vor dem kalten Winde das Feuerchen in den geschwärzten Kraalen nicht ver-

lassen. Am angenehmsten für unsere Bewohner ist hier die Weihnachtszeit. Die warme Sonne und die blinkenden und bereits Früchte tragenden Maisfelder beantworten leicht die Kleider- und Magenfrage. Was der Mai für die Europäer ist, ist der Februar für unsere Manyikas, so heißt ihr Stammesname. Da ist der liebe Gott ein guter Vater für sie, denn er schickt ihnen so manches Gute zu essen, was wir einfach verschmähen: Raupen verschiedener Art werden in Menge gefangen. Die feinste Sorte sind die grün und gelb karierten, auch sind sie mit Stacheln versehen und nicht viel kleiner, wie ein Wiener Würstchen. Eine andere Art, hier sehr gepriesen, sind schwärzliche, ganz haarige Raupen, und sollen auch sehr fein schmecken. Die allgemeinste ist jedoch die kleine grünliche, wie die von den Kohlweißlingen in Europa. Man findet sie in Menge im Grase in diesem Monat. Aber so bald sich der Februar dem Ende zuneigt, sind sie auch wieder von der Erdoberfläche verschwunden und nichts ist mehr von ihnen zu sehen. Am leichtesten sind sie im Morgentau zu fangen, denn dann sind sie so recht mit ihrer Lebensaufgabe, dem Fressen, beschäftigt. Ganze Reihen von Kraalbewohnern ziehen manchmal des Morgens hinaus, in der einen Hand eine Kürbischale und in der andern einen Sack aus Ziegenfell. Wenn eine gute Portion beisammen ist, werden sie heimgetragen, oder wenn es zu weit ist, wird draußen ein Feuer angemacht und ein aus Lehm gebrannter Topf darauf gestellt. Die armen Tierchen werden dann hineingetan, mit etwas Wasser, das überall leicht zu haben ist, gekocht. Ein wenig Salz erhöht den guten Geschmack noch bedeutend. Wenn dann noch ein Maisbrei, hier Sadza genannt, vorhanden ist, da sehnt sich jung und alt nach nichts anderem mehr und die Finger werden wohl dabei mehr als zehnmal abgeleckt. Besser schmeckt es dem Fürsten an seiner Tafel auch nicht. Die Kinder haben mich schon öfter genötigt, die Raupen doch auch nur einmal zu verkosten. Aber bis jetzt konnte ich mich noch nicht dazu entschließen, ebensowenig, wie zum Mäusebraten, der doch so ausgezeichnet sein soll. Ein großer Teil der Raupen wird dann in der heißen Sonne getrocknet und für den Gebrauch im Winter aufgehoben, sowie manche andere Pflanzen, die wir als Unkraut betrachten.

Eines Morgens begegnete ich einem etwa siebenjährigen Knaben. Auf dem Kopfe trug er einen nicht sehr wasserdichten Eimer. Das grüne Raß des köstlichen Raupeninhaltes floß über Gesicht, Brust und Schultern herunter, denn ein Hemd hatte er nicht. Mit seinen großen Augen blickte er mich so vergnügt an, als wären lauter Edelsteine in seinem alten Eimer. Ich dachte bei mir: glückliches Kind, bliebest du nur immer so unschuldig und zufrieden in deinem Leben! Um den Kindern eine Freude zu machen, ging ich selbst mehreremal mit zum

Raupensuchen. Das gab ihnen ein Vergnügen, denn erstens fand ich nicht die Hälfte so viel wie sie und zweitens ließ ich auch schnell manchmal eine große fallen, aus Besorgnis, sie möchte mich beißen. So haben auch die schwarzen Kinder ihre Freuden und Belustigungen, wenn sie auch ganz verschieden sind von denen der Europäer.

Schw. M. 3.



Marienlegende

Auf der Flucht nach Ägypten führte der Weg die heilige Familie einen Acker entlang, auf welchem die Leute die Saat austreuten. Maria blieb einen Augenblick stehen in Gebet versunken und sagte dann zu den Säern mit ihrer zarten glockenreinen Stimme:

„Wenn man Euch fragt: „Ist der Menschensohn hier vorbeigekommen?“, dann antwortet: „An dem Tage, wo wir hier dieses Korn gefät haben.“

Große Freude und ein überirdisches Glück bemächtigte sich der guten Landleute. Ehrfurchtsvoll schauten sie nach dem Kind und seiner Mutter, beugten das Haupt und vermochten nicht zu sprechen.

In der darauffolgenden Nacht schoß die Saat zu schlanken Halmen und vollreife Kornähren glänzten in der goldenen Morgen Sonne.

Als die Säer am andern Morgen auf das Feld kamen, waren sie sprachlos vor Erstaunen über dieses Wunder und begannen sofort mit der Ernte. Abends standen schon die Garben auf dem Felde.

Gegen Sonnenuntergang nahte die Kriegshorde von Herodes mit viel Geräusch und Waffenlärm; die Soldaten fragten nach den Flüchtlingen. Die Mäher antworteten ihnen mit den Worten, welche ihnen die heilige Jungfrau gesagt hatte, und die Krieger zogen enttäuscht von dannen.

Alte flämische und deutsche Meister haben diese Legende wiederholt in ihren Gemälden dargestellt.

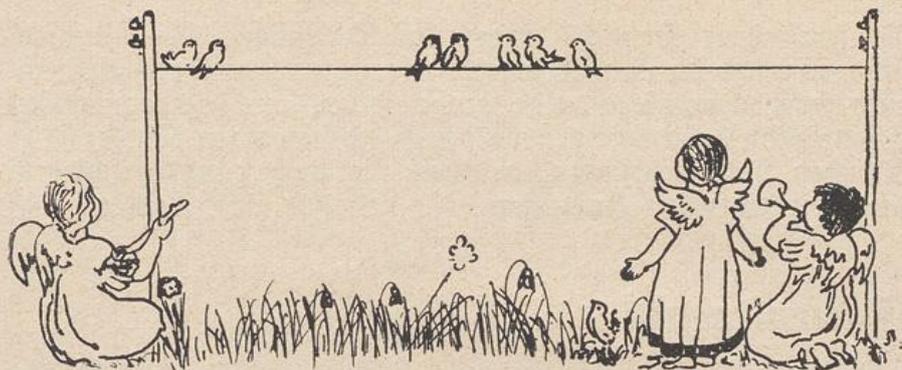


Kerzenfisch

Ein ganz eigentümlicher Fisch findet sich an den Küsten der Halbinsel Alaska im hohen Norden Amerikas, aber auch „nur“ dort. Der Fisch wird nicht länger als 20—25 Zentimeter. Sein Fleisch ist durchsichtig und fett. Gleich nach dem Fang wird der Fisch getrocknet. Ist er ganz trocken, so kann man ihn an einem Ende anzünden. Er brennt ungefähr 15 Minuten und gibt ein sehr helles Licht. Sogar starke Winde können diese Fackel nicht auslöschen.

Candel-fish = Kerzenfisch, ist das nicht ein passender Name.

Wie mannigfach sind doch die Geschöpfe der Natur gestaltet!



F ü r d i e K i n d e r

Was sagt ihr zu dem tapferen kleinen Jungen, einem schokoladebraunen Kongonesen, von dem ich euch jetzt eine kleine Heldentat erzähle? — Es war nachmittags gegen 4 Uhr, als die Kinder aus der Schule kamen und fröhlich an die Arbeit gingen. Die Mädchen mußten den Hof schön sauber machen, denn es war der Vorabend vor Pfingsten. Es ging lustig zu. Plötzlich war alles still.

„Hört Ihr nichts?“ fragte ein kleines Mädchen.

„Was hören?“ lachten die andern.

„Aber merkt doch auf, da hinten ist doch ein Kind am Weinen und Schreien.“

„Ist das denn etwas Besonderes? Wir weinen oft genug und es ist doch nicht arg. Komm, wir arbeiten weiter.“

Inzwischen kamen auch andere Kinder herbei.

„Sicher. Da ist jemand am Sammern und Weinen; es kommt von der Flußseite her. Schnell, wir rufen den Missionar!“

Der mächtige Kongostrom liegt nur einige Schritte von der Mission. Der Pater lief mit den Kindern zum Ufer. Vergebens schaute er links und rechts über die breite Wassermasse, er konnte nichts Besonderes entdecken. Endlich bemerkte er einen schwarzen Punkt, der immer größer wurde. Es war ein kleines Boot, das durch den Strom fortgetrieben wurde. Ein kleiner Junge war in dem schwankenden Fahrzeug und schrie um Hilfe; wahrscheinlich hatte er das Steuer verloren. Da war keine Zeit zu verlieren. Die Gefahr war groß. Aber wie zu Hilfe kommen?

Das Geschrei der Mädchen hatte viel Menschen, auch Männer, an das Ufer gelockt; aber da war kein Rachen in der Nähe und bis man einen fand, wird das Kind verloren sein.

Der Missionar spornte nun die Männer an, dem unglücklichen Kind Ratschläge zuzurufen: mit dem Ruder mußte es

sich noch retten können. Die Männer schrien aus Leibeskräften und alle sahen, wie der kleine Knirps nach dem Ruder griff und fest auf das Ufer zusteuerte. Alle hielten den Atem an — langsam näherte sich das schwanke Boot und nach 20 Minuten wurde der kleine Held mit stürmischer Freude empfangen. Groß und klein tanzten um ihn herum.

Der Kleine war noch ganz unter dem Eindruck der Angst und Not. Der Missionar nahm ihn mit, sorgte für Stärkung und fragte ihn dann:

„Bist du ein Christ?“

„Ja.“

„Und wie heißt du?“



Halbweiße Kinder von Samania

„Michael.“

„Ein schöner Name. Nun erzähle mir, wie du so allein an das Boot kamst? Hast du keine Eltern mehr?“

„Doch, ich habe auch noch drei ältere Brüder.“

„Haben diese dich denn verlassen?“

„O nein! Die haben mich gern. Aber heute sind sie mit den andern Christen vom Dorf weggefahren; morgen ist Fest und da wollten sie der heiligen Messe beiwohnen. Ich wollte mit und weinte, aber alle sagten mir, ich sei noch zu klein, später darf ich mit. Ich war tiefbetrübt, sah ihnen weinend nach. Da sah ich auf einmal am Ufer ein Boot liegen, sprang hinein und steuerte flußabwärts. Das war so herrlich. Aber hier wurde der Strom zu stark und ich konnte das Boot nicht mehr beherrschen. Ich wurde bang und nur die Hoffnung, noch die

heilige Messe zu bekommen, gab mir Mut. Ich flehte zur Mutter Gottes, als ich plötzlich Stimmen vom Ufer her hörte, die mich aus der Gefahr retten konnten.“

Habt ihr, liebe Kinder, auch so viel Eifer, der heiligen Messe beizuwohnen?



Anneliese und Christel aus Bochum

Plauderedchen

Nun, meine lieben Missionsfreunde, ist die schöne Weihnachtszeit zu Ende. Eure Herzchen sind gleich blühenden Christrosen geworden, woran das kleine, liebe Jesulein seine hellste Freude hat. Vater und Mutter wundern sich, daß Ihr im Handumdrehen, so in einem Schlage recht artig und brav geworden seid. Ja, jetzt haltet Eure Herzchen rein, seid folgsam und fleißig, recht lieb untereinander und habt Mitleid mit den Armen. Und dieses tut treu das ganze Jahr hindurch. Dadurch zeigt Ihr dann, daß Ihr das Jesulein wirklich ernstlich lieb habt, und daß Eure Versprechen am Krippchen, unter dem hellstrahlenden Christbaum und im freudigen Bewundern aller Christkindsgaben nicht nur ein helles Strohfeder waren.

Vergeßt aber auch nicht, daß Ihr unsere Missionsfreunde seid und eifrig werben müßt für die Caritasblüten. Abbestellungen dürfen im neuen Jahre keine kommen, dafür müßt Ihr lieben, tapferen Frontstreiter sorgen. Schon manche Prämie konnten wir den einzelnen zustellen. Heute kam ein Brieflein an, da meldet sich eine eifrige Missionsfreundin aus Wettringen als Förderin und hat schon gleich sechs Abonnenten. Das läßt sich hören, Kinder, wer macht's nach? Die Heiden-

kinder lohnen Euch jeden Schritt, den Ihr macht, durch eifriges Gebet für die Kinder in Europa, welche soraten, daß sie im fernen Afrika, ohne Unterweiser und fern von Gott stehend, eine Lehrerin erhielten.

Denkt Ihr auch noch an Eure Silbertruhe? Es ist so geheimnisvoll still unter Euch. Gewiß, um uns in Bälde ganz plötzlich mit Silberpapier zu bombardieren. Hoffentlich bleiben wir dabei am Leben.

Der lieben Annaliese und Christel aus Bochum einen dicken extra Gruß und ein herzliches „Vergelt's Gott“ für den schönen Brief, der uns wirklich viel Freude machte. Wir freuen uns schon auf Euren Besuch im Sommer und wären gerne bei dem schönen Krippenspiel zugegen gewesen. Denn Bochum ist ganz bekannt wegen des Krippenspielles, welches gewiß eine Sehenswürdigkeit ist. Das uns zugesandte Bildchen werdet Ihr schon bald in unseren Caritasblüten wiederfinden. — Aus Randsdorf sandte uns der kleine Karl, den Ihr hier im Bilde seht, ein Heidenkind. Jeder Pfennig wanderte in die Dose zu diesem Zweck. Vielleicht wird Dir, lieber Karl, das losgekaufte Negerlein noch eine große, große Gnade von Gott erfliehen. Gott möge sie Dir schenken. Und nun, Grüß Gott, auf Wiedersehen!



Der kleine Karl aus Randsdorf

Die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Lustige Anekdote

Onkel Albert ist zu Besuch gekommen, und der kleine Bertel sitzt vor ihm und beobachtet ihn scharf. Plötzlich sagt er: „Onkel Albert, versuch doch einmal, Deine Augen zu schließen.“

Onkel: „Warum denn, mein Junge?“

Bertel: „Ja, der Vater sagte, wenn Du einmal Deine Augen schließen würdest, dann bekämen wir viel Geld.“

Arme Lehrerin.

„Denk dir nur, Mutter,“ ruft Klein-Gretchen, als sie aus der Spielschule heimkommt, unsere Lehrerin kennt kein Pferd!“

„Das ist doch nicht zu glauben“, meint die Mutter.

Gretchen aber beteuert: „Gewiß, Mama, es ist so. Ich malte ein Pferd auf meine Tafel, und die Lehrerin wußte nicht, was es war.“

Rätsel

1. Was tun alle Menschen zu gleicher Zeit auf der Welt?
2. Wer sagt in jedem Haus ehrlich die Wahrheit?
3. Wer ist gestorben und nicht geboren?
4. Was wird kürzer, wenn man daran zieht?
5. Wer ist einmal geboren und zweimal gestorben?

Rätselauflösung aus vor. Nummer

Der Gefragte war 24 Jahre alt. Er war also 36 Jahre unter 60. Wäre er viermal so alt, also 96 Jahre gewesen, so würde er 36 Jahre über 60 gewesen sein.

Herzlichen Dank

Allen unsern Wohltätern und Abonnenten, die den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, unsern innigsten Dank; besonderes Vergelt's Gott allen, die im neuen Jahre so fleißig neue Abonnenten geworben haben, dadurch kommen wir in die Lage, mehr arme Schülerinnen aufnehmen zu können. Die versprochene Prämie legen wir bei. Das göttliche Kindlein von Bethlehem wollen wir für alles um Vergeltung bitten, ja, in dieses göttliche Herzlein seien alle Gaben, große und kleine, eingeschrieben bis zum Tage der ewigen Vergeltung.

Komm, schau dir meine Hände an!
Und dann schlag ein!
Ich bin ein armer Zimmermann,
Du bist ein braver Arbeitsmann —
Wir müssen Brüder sein.

Komm, Arbeitsbruder, schau mich an!
Du schaffst um kargen Lohn.
Drum habe ich als Zimmermann
Geschäft wie du — so denk daran —
Und war doch Gottes Sohn.

Komm, schau dir meine Hände an!
Und dann schlag ein!
Du bist ein braver Arbeitsmann,
Ich bin ein armer Zimmermann —
Ich will dein König sein.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut. Vom 15. Januar bis zum 15. Februar: 1. Am Feste Mariä Lichtmeß; 2. Februar (auch in der Oktav zu gewinnen); 2. Am Feste der heiligen Agnes, 21. Januar, Ablass von 10 Jahren und 10 Quadragenen.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Weil Jesus uns erlöste mit seinem Blut, das bei der Beschneidung zum erstenmal floß, gehören wir Ihm; weil wir Ihn sein Blut gekostet haben, sind wir verpflichtet, Ihm zu dienen, wie ein Sklave seinem Herrn dient, der ihn um eine große Summe Geldes erstanden hat. P. Avila.

Totenglöcklein

möchte alle lieben Abonnenten und Wohltäter um ein stilles, andächtiges Memento bitten für die liebe verstorbene Frau Johanna Giesberts aus Mülheim-Styrum, Mutter einer unserer Schwestern. Ebenso bitten wir um ein frommes Gebet für den verstorbenen Vater unserer Schwester Edmundina. Beide waren eifrige Beförderer unserer Caritasblüten und Wohltäter unserer Missionen. In Dankbarkeit bitten wir Gott, daß er ihnen ein reicher Vergelter sein möge. R. i. p.

Gebetserhörungen

Dem heiligen Josef, der lieben Gottesmutter, der kleinen Theresia vom Kinde Jesu vielen Dank für Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Innigen Dank in verschiedenen Anliegen dem heiligsten Herzen Jesu, der Unbefleckten Empfängnis und dem heiligen Antonius.

Familie R. E. i. D.

Caritasblüten

n. 3

März

1936



Ave Maria!

Von dir ist das Heil geboren,
Das uns die Erlösung bracht,
Uns befreit aus Sündennacht.
Ach, wir waren ja verloren.
Auf dein Fiat stieg vom Thron
Gottes eingeborner Sohn
Und nahm bei den Menschen Wohn.
Ave Maria!

Laß mich mit dem Engel grüßen
Dich, du Miterlöserin,
Dich, du Friedenskönigin,
Laß mich herzlich grüßen!
Auf dich, Mutter, will ich bauen!
Dir, der schönsten aller Frauen,
Will ich ganz mich anvertrauen!
Ave Maria!

M. B.

St. Joseph, Schutzpatron der heiligen Kirche

Die katholische Kirche bildet eine einheitliche Familie, deren Mitglieder über den ganzen Erdkreis verbreitet und trotz der Verschiedenheit nach Nationalität, Sprache, gesellschaftlicher Stellung und Alter zu einer einzig dastehenden, tief gegründeten inneren Einheit verbunden sind. Und diese Familie weist jetzt ein Alter von nahezu 2000 Jahren nach und ist heute noch, was sie in ihrer ersten Jugend war, nur viel größer und mächtiger. Gewaltige Kämpfe hat sie bestanden, die ihr bis ans Lebensmark griffen, und zähe Feinde erstanden ihr, aber sie hat alle bis auf den heutigen Tag siegreich überwunden.

Wo sehen wir aber den Anfang dieser gewaltigen Erscheinung, welche ihresgleichen nicht mehr hat? — Es war ein unbedeutender Ort, und in dem unbedeutenden Ort eine arme Hütte. Hier finden wir beisammen Maria und Joseph, in ihrer Mitte das einzige Wesen seiner Art, den Gottmenschen in Kindesgestalt. Das ist der Anfang eines neuen Reiches auf Erden, das alle Reiche dem Raume und der Zeit nach an Größe und Fruchtbarkeit bei weitem übertreffen soll. Hier wohnt, wächst heran, arbeitet in rührendster Unterwürfigkeit jener Christus, der gekommen ist, die Welt umzugestalten in eine christliche, damit einer neuen Menschheit neues Leben werde, der den Beruf, die Macht und den Willen unzerstörbar in sich trägt, alles an sich zu ziehen, der gebracht hat den Adelsbrief der Kindschaft Gottes.

Der Schutzherr dieses kleinen Hauses mit seinen heiligsten Bewohnern ist der rührend bescheidene Mann, den man den Zimmermann von Nazareth nannte, der hl. Joseph, der ausgewählte Nährvater des Gottmenschen. So hat es Gott bestimmt, und darin liegt nun die hohe, einzigartige Mission des heiligen Joseph; er ist der gottgewählte Schutzherr der heiligen Familie, und eben deshalb der Schutzherr der erweiterten heiligen Familie, der Kirche. Das hat Papst Pius IX. der Welt verkündet. Der oberste Lehrer der Kirche hat hier nicht etwas Neues gelehrt oder angeordnet, sondern ausgesprochen, was Gott bei der Menschwerdung seines Sohnes festgesetzt hat. Joseph ist jetzt für die Kirche, was er die 30 Jahre in Nazareth gewesen, wo Jesus sein erster Schützling war.

Papst Leo XIII. erklärt weiter: „Wie es von hoher Wichtigkeit ist, daß das christliche Volk dazu vor allem durch unser Wort und unsere Autorität angeregt werde.“

„Die speziellen Gründe und Motive, derentwegen der heilige Joseph namentlich der Patron der Kirche ist, und welche bewirken, daß die Kirche ihrerseits viel von seinem Schutze und Patronate hofft, sind diese, daß Joseph der Gemahl Mariens

und der Nährvater Jesu war... Von dieser doppelten Würde kommen in gleicher Weise Ämter, welche die Natur den Familienvätern auferlegt, daß nämlich Joseph der rechtmäßige und natürliche Schützer, Verwalter und Verteidiger der Gottesfamilie war, der er vorstand."

„Tatsächlich übte er diese Aufgaben während des ganzen Laufes seines sterblichen Lebens. Er war bestrebt, mit voller



ARCHIV KÜHLEN

Heiliger Joseph, bitte für uns!

Hingabe und in täglicher Sorge seine Gattin und das göttliche Kind zu schützen. Durch seine Arbeit gewann er ordnungsgemäß, was beide an Nahrung und Kleidung brauchten; er errettete das Kind, das der Argwohn eines Königs bedrohte, vom Tode; in den Unbequemlichkeiten der Reise und in den Bitternissen der Verbannung war er beständig Gefährte, Hilfe und Stütze für Maria und Jesus."

„Nun enthielt die göttliche Familie, welche Joseph wie mit der Autorität eines Vaters leitete, die Erstlinge der entstehenden

Kirche. Ebenso wie die heiligste Jungfrau die Mutter Jesu Christi ist, so ist sie auch die Mutter aller Christen, welche sie auf dem Kalvarienberge mitten unter den größten Leiden des Erlösers geboren; und Jesus Christus ist wie der Erstgeborene der Christen, die durch die Adoption und Erlösung seine Brüder sind."

"Derart sind die Gründe, um derentwillen der selige Patriarch die Menge der Christen, welche die Kirche ausmachen, als ihm in besonderer Weise anvertraut betrachtet, — jene gewaltige Familie, welche über die ganze Erde hin verbreitet ist und über welche er als Gemahl Mariens und Vater Jesu eine Art väterlicher Autorität besitzt. Es ist also natürlich und angemessen für den heiligen Joseph, daß er ebenso, wie er ehemals für alle Bedürfnisse der Familie von Nazareth sorgte und sie in heiliger Weise mit seinem Schutze umgab, so jetzt auch die Kirche Jesu Christi mit seinem himmlischen Patronate deckt und verteidigt."

K

Am Feste des hl. Joseph

Treu standest du der Jungfrau einst zu Seiten,
Ein starker Baum, umrankt von keuschen Blüten;
Demut und reine Lieb' dein Herz durchglühten,
Drum durfstest du die keusche Maid geleiten.

Und als erschien die Fülle aller Zeiten,
Ward dir, um was sich Könige bemühten:
Den Herrn zu tragen, ja ihm zu gebieten,
In seinen Armen selig zu verschneiden.

Nun, da du strahlst an deines Sohnes Throne,
Sankt Joseph! reich geschmückt mit goldner Krone,
Wird eine Bitte er dir wohl versagen? —

So gieß denn aus mit vollen Segenshänden
Der reichsten Gnadensfülle schönste Spenden
Ob allen, die dein Bild im Herzen tragen!

K

Aus dem Mutterhaus

Eine neue Schar junger Bräutchen wurde am 1. Februar in die Zahl der glücklichen Novizinnen eingereiht, und zwar:

Schw. M. Alfonsa	Post. Maria Riede	aus Hohenzollern
" " Ambrosia	" Anna Szymczak	" Ob.-Schlesien
" " Bernadettis	" Gertrud Uerlings	" Rheinland
" " Thomasia	" Antonie Menneken	" Sachsen
" " Ignatis	" Paula Guldenkirch	" Saargebiet
" " Servatrig	" Maria Sost	" Rheinland
" " Josefilla	" Maria Hartberger	" Bayern
" " Alkantara	" Zita Dreher	" Saargebiet
" " Friedegunda	" Auguste Bonnahme	" Westfalen
" " Gertraud	" Maria Moeller	" "
" " Columba	" Anna Hoch	" Rheinland
" " Adelmara	" Hubertine Penders	" "
" " Albertis	" Barbara Bormann	" "
" " Angela	" Theresie Nophut	" Hessen-Nassau
" " Rutila	" Anna Mallok	" Sachsen
" " Laurentine	" Anna Thomas	" Rheinland
" " Rudolfis	" Hedwig Nolte	" Westfalen
" " Dietmara	" Margarete Kaminski	" Westpreußen
" " Alexia	" Maria Matheis	" Hessen-Nassau

Im Missionskloster Wernberg (Österreich):

Schw. M. Herbertis	Post. Elisabeth Häslin	aus Baden
" " Ermenhilbe	" Agnes Münz	" Saargebiet
" " Ambrosiana	" Katharina Parth	" Italien
" " Ida	" Elisabeth Sorger	" Bayern

Am 2. Februar legten die ersten zeitlichen Gelübde im Mutterhaus ab:

Schw. M. Mericia Lütkefend	Schw. M. Virginata Endraß
" " Hildegarda Better	" " Eliana Neuwöhner
" " Adolfis Emmrich	" " Callista Hupperg
" " Carola Körner	" " Johannella Hardt
" " Servita Limbacher	" " Leonardis Herold
" " Ildefonsis Meyer	" " Julitta Müller
	" " Rupertis Belsler

Die ewigen Gelübde legten im Mutterhaus ab:

Schw. M. Hildegara
" " Gilberta
" " Claver
" " Pazzis

im Missionskloster in Wernberg:

Schw. M. Serva.

Durch Willenskraft zum Ziel

Von Schw. M. Majellina, Matombo-Mission

Eine meiner Schülerinnen, Katharina, jetzt 16 Jahre alt, ging im vorigen Jahre nach Morogoro in ein Mädcheninstitut, um sich weiter ausbilden zu können. Ungern ließen ihre Eltern sie ziehen, gaben aber nach in dem Gedanken: sie ist ja noch ein Kind, noch ist ja keine Gefahr für das Heiratsgut, die Ziegen usw. Die Liebe der Eltern zu den Töchtern fußt meistens auf dem Geld, das dieselben bei der Hochzeit einbringen. Als Katharina in Ferien kam, mußte sie zu Hause bleiben. Sie war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen. Alles Bitten und Flehen half nichts, die Eltern suchten für sie einen Bräutigam, ob sie denselben wollte oder nicht.

Als wir hier ein Mädcheninternat eröffneten, war Katharina eine der ersten, die sich meldeten, mußte aber schließlich wegen der Wut der Eltern nachgeben und zu Hause bleiben; als Tageschülerin fehlte sie nie in der Klasse, daran konnte der Vater als Christ sie nicht hindern. Ihr Plan stand aber fest: an dem Tage, wo sie nach Landessitte hier großjährig würde und nach heidnischem Brauche, der noch zu tief auch bei den Christen herrscht, einer Anzahl unsittlicher Gebräuche verfallen würde, an dem Tage wollte sie fliehen. Nie und nimmer würde sie sich die Unschuld rauben lassen. — Zu bemerken ist, daß die größte Anzahl unserer Mädchen an diesen Tagen sich willenlos ihren Eltern überlassen in dem Gedanken an die Ehre, Kleider und Geschenke, die ihnen dann zuteil werden. —

Der liebe Gott lohnte Katharinas guten Willen durch das kostbare Geschenk seiner Auserwählung zum jungfräulichen Stande. Das war bisher etwas Ungekanntes hier in den Ulugurubergen. Eines Tages kam Katharina schlüchtern und vertraute mir ihr Geheimnis an. Ich fragte sie, wer ihr den Gedanken überhaupt eingegeben habe, und sie sagte: „Der liebe Gott und die kleine heilige Theresia.“ Sie hatte schon mit ihren Eltern darüber gesprochen, war aber auf großen Widerstand gestoßen. Die Mutter sagte: „Heiraten sollst du, wie alle andern, und wisse, wenn du gehst, töte ich mich selbst.“ Und der Vater gab zur Antwort: „Noch ehe dies geschieht, wirst du erfahren, wer dich geboren hat.“

Da die Eltern meinten, sie sei bei ihrer verheirateten Schwester, blieb sie diese Nacht bei unsern Mädchen. In dieser Nacht sahen die Kinder etwas Auffallendes, was sie am nächsten Morgen in einer Aufregung erzählten: Alle Kinder schliefen längst, auch die Mama; alles war stockfinster draußen und drinnen. Nur drei angehende Kandidatinnen: Katharina, Oliva und Karolina besprachen noch leise zusammen, was sie

doch tun sollten, um ihre Eltern für ihre Pläne zu gewinnen. Die eine hielt es mit dem, die andere mit einem andern Heiligen, bis alle sich einigten, einmal alle Heiligen anzurufen, denn bei so harten Kämpfen, die ihnen bevorständen, mußten sie schon tüchtige Hilfe haben, um zu siegen. Da auf einmal, als sie so sprachen, wurde der ganze Schlaffaal hell erleuchtet, vor sich sahen sie ein schneeweiß glänzendes Gewand, so weiß wie die Kleider unserer Mamas. Zuerst liefen die drei ans Fenster, um zu erspähen, woher der Glanz käme, aber draußen war alles finster, und der Schein kam auch nicht vom Fenster her, sondern aus einer ganz dunklen Ecke. Sie sahen im hellen Lichte alle schlafenden Kinder, und als ihnen klar wurde, daß dieses nichts Natürliches war, fingen sie an zu zittern und sich zu fürchten. Plötzlich war alles verschwunden. Die Kinder sind der festen Überzeugung, daß der liebe Gott ihnen ein Zeichen gegeben habe, um standhaft zu bleiben.

Als Katharina am nächsten Tage nach Hause ging und die Eltern erfuhren, wo sie gewesen war, bekam sie Schläge; sie sagte aber zu ihrem Vater: „Schlage nur meinen Leib soviel du willst, der liebe Gott ruft mich, ich muß Ihm folgen.“ Wir ließen nun die Eltern Katharinas kommen, um mit ihnen zu beraten, aber das Kind bekam nur Schimpf- und Schmähworte zur Antwort. Zu Hause wollte der Vater ihr eines Tages den Mund mit einem glühenden Holzstück stopfen. Alle Schläge, Drohungen und Beschimpfungen trugen nur dazu bei, Katharina in ihrem Vorhaben zu bestärken. An einem Sonntage bekam sie Erlaubnis, zu gehen, aber ohne Segen; zornfunkelnde Augen schauten ihr nach. Sonntags kam sie zu uns, und am darauffolgenden Tag wurde sie großjährig. Als die Eltern, die gewöhnlich nicht wissen, wie alt ihre Kinder sind, dieses erfuhren, kam die Mutter mit 6—7 starken Frauen, um Katharina zu fangen und gebunden nach Hause zu schleppen. In demselben Augenblick war Katharina im Mädchenhaus verschwunden; ich ging ihr still nach und fand sie im Mehlmagazin zitternd auf einer Kiste sitzen. Ich fragte sie, um sie zu prüfen, was sie vorziehe: Ehre, schöne Kleider und Tanzgelage oder den Kampf um die Jungfräulichkeit. Ihre Augen flammten auf in heller Begeisterung, und entschieden kam es über ihre Lippen: „Den Kampf, und sollte es mir das Leben kosten!“ „So,“ sagte ich, „beten wir um Kraft.“

Die Frauen mußten nach Hause ziehen, nach langen Verhandlungen war die Mutter besiegt, und wir reichten uns zum Frieden die Hand. Katharina wurde gerufen, und Mutter und Tochter versöhnten sich. Die Mutter bat noch um etwas Salz und ging dann lächelnd nach Hause. Katharina spielte fröhlich mit ihren Kameradinnen im Hofe, sich freuend ihres Sieges. Jedoch kaum eine halbe Stunde später stürmte der Vater

fluchend und tobend heran. Wie der Blitz war Katharina verschwunden. Er warf uns die Geschenke, die wir seiner Frau gegeben, wütend zu Füßen und schrie: „Wie, Ihr wollt mit etwas Salz usw. mein Kind kaufen? Mein Kind heraus! Mein Kind heraus! Eingesperrt soll es werden, heute noch, und heiraten wird es oder sterben!“

Man spricht in Europa oft von „Wilden“ aus Afrika mit Unrecht, aber dieser Mann war ein Wilder. Sich zu fürchten vor diesen haben wir verlernt, darum trat ich dem Manne mutig entgegen. Alles war vergebens. Er versuchte nur ins Mädchenhaus hineinzukommen. Ich rief die hochw. Patres zu Hilfe, aber der Zorn des Mannes steigerte sich. Endlich ließ er sich insofern besänftigen, daß er das Mädchen bis zum folgenden Morgen bei uns ließ; hier sollte vor den Großen des Volkes verhandelt werden. Katharina und ihre Gefährtinnen nahmen ihre Zuflucht zum Gebet.

Am nächsten Morgen kamen die Eltern, düster wie immer, und die Ratsherren, wenn ich sie so nennen darf, zu den hochwürdigen Patres. Mein Herz klopfte, denn ich wußte, was dem Mädchen bevorstand, wenn die Eltern gewinnen würden. Katharina wurde geholt. Frei, ohne jegliche Furcht, brachte sie ihre Bitte vor, Jungfrau bleiben zu dürfen. Der Kampf wurde heiß; Katharina sagte nur noch ein Wort, und zwar: „Vater, willst du mich töten, hier bin ich; ich bin bereit, aber niemals werde ich heiraten; der liebe Gott ruft mich!“ Diesen Augenblick werde ich nie vergessen. Ich wählte mich in der Zeit der heiligen Agnes. Solchen Heldenmut hatte ich bei unsern Mädchen nicht vermutet. Die Mutter gab zuerst nach und zuletzt auch der Vater, wenn auch noch zürnend. Katharina war überglücklich.

Nun wurde in Mhonda das Postulat für eingeborene Schwestern eröffnet. Katharinas einziges Verlangen war, dorthin zu kommen. Ich sagte zu ihr: „Dann mußt du den Kampf mit deinen Eltern noch einmal aufnehmen.“ „Ich bin bereit“, sagte sie. Als der Tag der Abreise nahte, ging sie nach Hause, um die Erlaubnis der Eltern noch zu erbitten und sich endgültig dem Dienste Gottes zu weihen. Die Eltern mußten nämlich auf das Heiratsgut verzichten und dem Bräutigam alles, was er schon bezahlt hatte, zurückgeben. Als der Vater ihre Bitte hörte, jagte er sie wie einen Hund fort und verbot ihr, jemals mit einer solchen Bitte wiederzukommen. Traurig kam sie zu uns zurück. Ihre zwei ersten Gefährtinnen fuhren fort ins neue Postulat, und Katharina schaute ihnen traurig nach.

Wieder reisten drei andere ab; da konnte sie aber nichts mehr zurückhalten. Nach einer Sturmnovene zur kleinen heiligen Theresia suchte sie ihren Vater wieder auf, traf ihn aber

nicht an. Am folgenden Tage, einige Stunden bevor ihre Gefährtinnen abreisten, traf sie ihn, und — o Wunder — der liebe Gott hatte sein Herz besiegt. Er fragte sie: „Was hast du gestern zu Hause gemacht?“ Unumwunden brachte sie ihre Bitte vor. Ob der harte Mann staunte über den Mut seines Kindes oder über dessen Ausdauer, oder ob das göttliche Herz Jesu ihn umwandelte, als er die heilige Kommunion empfing? Es war der erste Freitag im September. Er reichte dem Kinde die Hand und sagte mit einem väterlich lieben Blick: „Kind, geh' mit meinem Segen, wohin Gott dich ruft, ich gebe dich frei.“

Wie aus einem Traume erwachend, kam Katharina zu uns zurück. Sie konnte es nicht begreifen, daß der Kampf zu Ende sein sollte, und jubelte mir entgegen: „Mama, der liebe Gott ist groß, ja, er ist groß!“ Nach kaum einer Stunde kam das Auto, und jubelnd stieg Katharina in dasselbe, um in ihre neue Heimat zu fahren. Helfen wir ihr durch Gebet und Opfer, daß sie ihr Ziel erreiche.

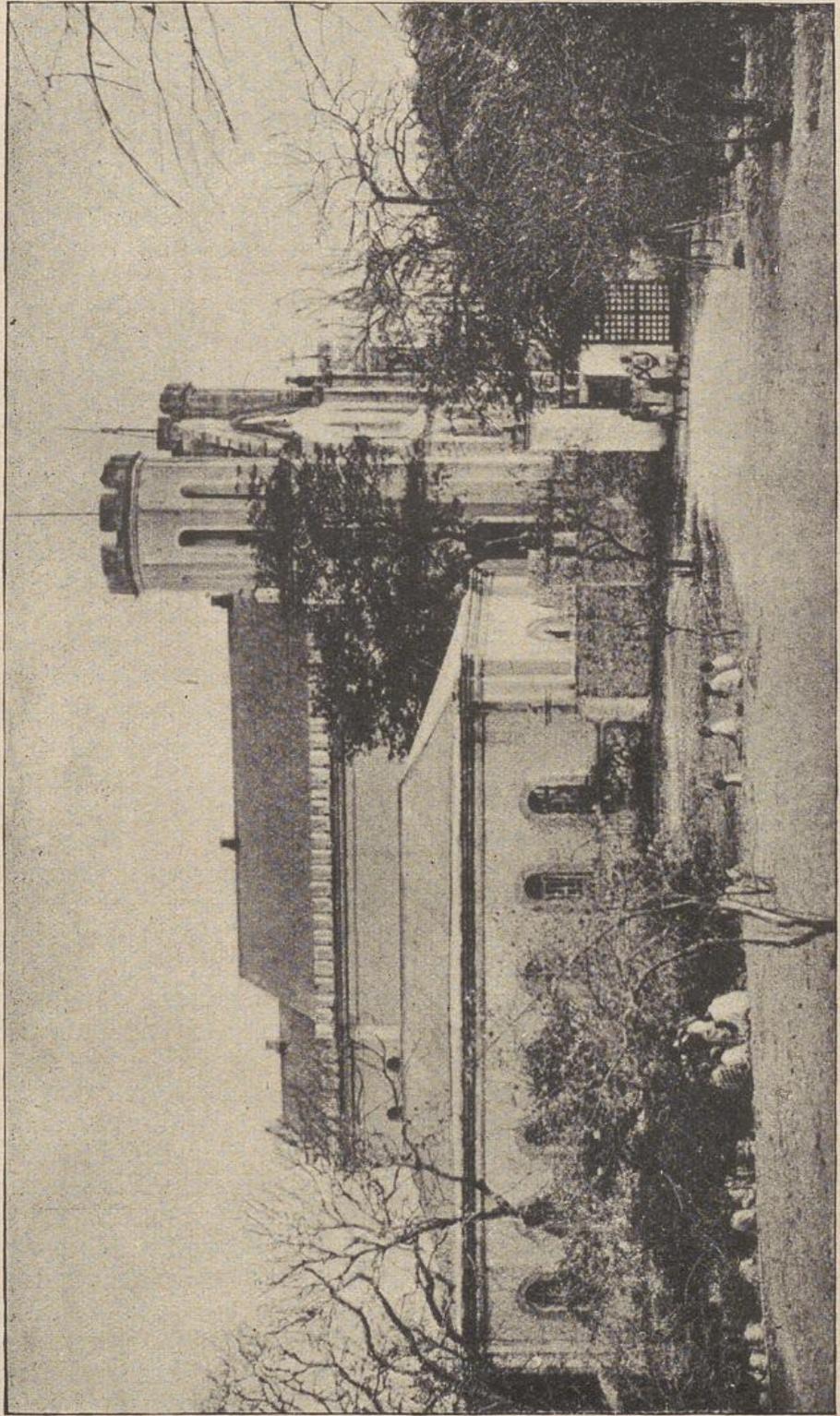
2

Krankenpflege in Triashill

Von Schw. M. Ennatha (Süd-Rhodesia)

Triashill hat ein verhältnismäßig gesundes Klima, das mehr dem europäischen gleichkommt; auch die Krankheitserscheinungen sind ungefähr dieselben, in der Behandlung und Pflege besteht jedoch ein großer Unterschied. Hier muß man mit afrikanischen Verhältnissen rechnen. — Unter den verschiedenen Patienten, die zu mir kamen, war ein Mann mit einem stark angeschwollenen Kiefer; er konnte kaum sprechen. „Vor zwei Monaten“, so erzählte er mir, „ließ ich mir in der Stadt einen Zahn ziehen. Nach kurzer Zeit schwoll der Gaumen sehr stark an.“ — Nun ist es hierzulande Sitte, einerlei, wo die Entzündung, Anschwellung oder der Schmerz ist, es muß geschnitten werden. — „Der Chef des Dorfes hat die Operation vorgenommen.“ Die Kieferwunde war ungefähr 2 Zentimeter lang und mit grünen Blättern verbunden. Natürlich wurde die Anschwellung immer schlimmer und schmerzlicher. Mit einem ganz entstellten Gesicht kam Linus zu mir und bat um Hilfe. —

Sämtliche Halsdrüsen waren entzündet, geschwollen und hart. Durch Schwitzen, warme Kleie und Lehmumschläge sowie durch Spülen des Mundes mit Kamillen war es mir möglich, dem Kranken zu helfen. Uns stehen nämlich nur solche Mittel zur Verfügung. Aus der Zahn- und Schnittwunde entleerte sich der Eiter, und nach 14 Tagen konnte er wieder nach Hause



Kirche in Boroma an dem Zambeseßfluß, Mosambique

gehen und brauchte nur noch zur ambulanten Behandlung zu kommen.

Als ich eines Tages von einem auswärtigen Krankenbesuch zurückkam, sagte meine Gehilfin, Schwester M. Berta, zu mir: „Linus hat einen Wagen Holz gebracht, weil er wieder gesund wurde.“ Diese Dankbarkeit rührte mich. —

Ein schwer Lungenkranker, dem leider nicht mehr zu helfen war, der aber in unserm kleinen Theresienkrankenhaus wenigstens noch seine Seele retten konnte, starb. Er war der erste, der vom Priester und zwei Ministranten bei uns abgeholt und in die Kirche gebracht wurde. Nach den üblichen Zeremonien ging der Leichenzug zum Friedhof. Obschon es regnete und dunkel wurde, zögerten die Neger, die Leiche ins Grab zu legen; sie weigerten sich, dem Toten den letzten Liebesdienst zu tun. So daß die Schwestern das Amt des Totengräbers versehen mußten. Wie kam das? Selbst die Angehörigen ließen sich nicht dazu bewegen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er schwer lungenkrank war, und die Eingeborenen eine große Furcht vor dieser Krankheit haben. —

Ein schreckliches Leidensbild bot unser schwer verbrannter Florian. Zweidrittel seines Körpers waren Brandwunden. Er lag auf einer Matte, in eine schmutzige Decke gehüllt. Es brauchte nicht vieler Worte bei den Angehörigen, sie waren schnell entschlossen, ihn mit auf die Station zu nehmen und ihn in unser kleines Hospital zu bringen.

Da galt es zuerst die Wunden zu reinigen und zu verbinden. Weil gerade Oster Sonntag war und viele Christen zur Station kamen, war es schnell bekannt, daß Florian sich hatte verbrennen wollen und somit selbst schuld an seinen großen Schmerzen war. Er hatte sich in seine Affenhütte zurückgezogen mit einem trockenen Bündel Gras auf den Schultern; dieses zündete er an, und in dem halbverbrannten Zustande kam er zu seinen Leuten zurück.

Ich habe schon viele Kranke leiden sehen, aber kein einziger Fall ist mit diesem zu vergleichen. Es gehörte tatsächlich große Überwindung und großer Opfermut dazu, ihn täglich zu verbinden. Die vielen Freunde, die er in gesunden Tagen hatte, verließen ihn alle, und keiner wollte bei ihm schlafen, nicht einmal sein eigener Bruder. Nach acht Tagen waren Hände und Finger ein vollständiges Skelett; jede Sehne, jeder Knochen, jedes Fingerglied lag vollständig frei, die Fingernägel waren weg, und ich selbst mußte noch verschiedene Fingerglieder abnehmen. Glücklicherweise hatte ich hier etwas Karbollösung, um durch dessen Geruch die Fliegen zu verjagen... Alles, was ihn umgab, wurde täglich gewechselt und gewaschen, und trotz dieser peinlichen Reinlichkeit hatten die Würmer noch Zutritt. Aber es war bewundernswert, wie dieser Kranke seine Schmer-

zen ertrug. Wenn sie aufs höchste gestiegen waren, besonders am Kopf, dann bat er mich um eine Zigarette. Diese werden hier von selbstgezogenen Tabakpflanzen gemacht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich noch Zigaretten drehen. Während ich dann oft zwei Stunden mit Verbinden beschäftigt war, rauchte er seine Zigarette. Ubrigens hatte Florian einen guten Appetit, aber bei den rasenden Schmerzen und den schlaflosen Nächten nahmen seine Kräfte doch ab, obwohl die Heilung gut voranschritt und sich auch schon neue Haut bildete, so daß ich selbst noch Hoffnung hatte, ihn zu retten. Nach fünf Wochen trat jedoch eine plötzliche Änderung in seinem ganzen Zustand ein. Er hatte keinen Appetit mehr, und der liebe Gott befreite ihn plötzlich von seinem schweren Leiden. —

Einer jungen Lehrersfrau, zu der ich in Todesgefahr gerufen wurde, konnte ich noch das Leben retten. Ich fand sie kalt und schon mit Tüchern zugedeckt; der Puls war kaum noch fühlbar. Sogleich gab ich eine starke Spritze für das Herz. Dann blieb ich noch einige Tage bei unsern Schwestern in St. Barbara, um die Kranke versorgen zu können. Die schon tot Geglaubte erfreut sich jetzt der voll:n Gesundheit.

Wie herrlich ist dieses Arbeitsfeld, auf dem man für Leib und Seele des Nächsten sorgen kann.

K

Vertrauen

Sei stille, meine Seele,
Ein Vaterauge wacht!
Drum laß nicht nutzlos quälen
Dich dunkler Sorgen Macht.

Sei stille, meine Seele,
Denk, wie der Herr dich liebt,
Daß er, um dich zu retten,
Den einz'gen Sohn hingibt.

Sei stille, meine Seele,
Ruh still in Gottes Hand;
Sie wird dich sicher führen
Ins ew'ge Friedensland.

Drum stille, meine Seele,
Trag stille deine Last;
An Jesu süßem Herzen
Wird einst dir sel'ge Kast.

Mutters letzter Wille

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Maria Nkanussu, ein 15jähriges Negermädchen, verbrachte bei seinen Eltern und seinem einzigen Brüderchen eine glückliche Jugendzeit. Plötzlich wurde das Glück dieser kleinen Familie zerstört, als ein Karawanenführer den Vater mit Gewalt als Lastträger mitnahm. Schon auf der Reise durch die Steppe erlag der arme Mann dem Malariafieber; und nun war die Mutter mit ihren beiden Kindern allein. Eines Tages kam Nkanussu, die Halbwaise, auf die Missionsstation und meldete sich mit den Worten: „Schwester, ich habe Gottes Stimme gehört, laß mich bei Euch bleiben und Eure Religion lernen.“ Das Mädchen zeigte eine große Begabung beim Religionsunterricht, aber auch in allen Haus- und Gartenarbeiten. Das Taufexamen bestand sie mit der Note „lobenswert“. Den heidnischen Namen Nkanussu vertauschte sie mit „Maria“.

Die Mutter und ihr Söhnchen lebten von dem Ertrag ihres Bananenhaines. Da kam ein Naturforscher und Elfenbeinjäger durch das Land gezogen, und der kleine Muanga schloß sich ihm an und war auf einmal verschwunden. So kam Schlag auf Schlag über die arme Witwe. Nun suchte Maria der Mutter ihr Seelenglück zu beschreiben, um sie für die katholische Religion zu gewinnen.

Als die arme Frau zum ersten Male zu uns zum Gottesdienst kam, schlug sie vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief laut aus: „Ja, jetzt glaube ich gerne, warum die Leute so fleißig hierher laufen; so etwas Schönes habe ich ja noch nie in meinem Leben gesehen.“ Besonders die Gotteslampe, das Ewige Licht, hatte es ihr angetan, und als sie die Bedeutung desselben erfuhr, kniete sie andachtsvoll nieder. Beim Unterricht war das betagte Mütterlein Aug und Ohr, und trotz des weiten Weges traf sie immer zuerst ein. Nach abgelaufener Prüfungszeit wurde sie auf den Namen „Josefina“ getauft. Nun waren Mutter und Tochter eines Herzens und eines Sinnes. Aber das fortgelaufene Söhnchen — o, wie drückte dieses Leid auf das Mutterherz. — Die arme Frau siechte vor Kummer dahin.

„Kind,“ sagte eines Tages die Mutter, „versprich mir, den letzten Willen zu erfüllen. Suche deinen Bruder und mache aus ihm ein Kind der heiligen Kirche.“ „Mutter“, erwiderte Maria, „wo und wie kann ich den Jungen finden?“ „In der Kirche, wo Jesus, das Licht der Welt, thront, dort bekommst du Antwort“, flüsterte immer wieder auf jede Frage das brechende Mutterherz. Und als Maria ihr Jawort gegeben hatte, schloß die Mutter das Auge für immer.

Maria stand in der Blüte der Jahre, war von hohem

Wuchs; große, seelenvolle Augen, feine Gesichtszüge und blendend weiße Zähne wie Perlen zeichneten sie vor allen anderen aus. Weinend trafen wir sie nach einigen Tagen am Grabe ihrer Mutter, leise aber innig flehend: „O Mutter, schau auf mich herab, ich bin dein armes Kind; sag', wo kann ich den Bruder finden?“ Immer wieder stand das letzte Wort der Mutter vor ihrem Geiste: „Beim Ewigen Licht!“ Nun hielt es Maria nicht länger mehr, den Wunsch der Mutter zu erfüllen. Sie band ihre kleinen Habseligkeiten in ein Bündel, verabschiedete sich dann beim lieben Heiland in der Kirche, wo sie innig um Schutz und Beistand für die bevorstehenden Gefahren bat. Auch bei den Schwestern holte sie sich noch den letzten Segen, und machte sich dann mit ihren Freundinnen, welche sie eine gute Strecke begleiteten, auf den Weg.

„Gehe mit der Mutter, die den Jesusknaben gesucht hat“, riefen ihre Freundinnen ihr noch zu, als sie sich von ihr trennten.

Schweren Herzens verließ Maria ihre Heimat, und doch war sie andererseits so hoffnungsvoll, den letzten Willen der Mutter erfüllen zu können.

Bald war der Mundvorrat aufgezehrt, und auch die Kürbisflasche wurde leer, aber sie erinnerte sich an das Wort des Heilandes: „Die Vögel des Himmels säen und ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater.“

Im Heidenland ist die Gastfreundschaft zu Hause; jeder, der gerade während der Essenszeit an der Hütte vorbeigeht, wird eingeladen mit den Worten „sittareh“. Wer die Einladung abschlägt, wird als Feind betrachtet. „Marahapa“ ist das Zusagewort, und sobald die Leute dieses hören, beeilen sie sich, Platz zu machen. Alle sitzen auf dem Boden vor dem niedrigen Eingang der Hütte um die irdenen Töpfe herum, bei denen aber auch ein Wassergefäß zum Eintauchen der Finger bereit steht. Jeder nimmt mit der Hand seine Portion aus dem Topf heraus, formt dieselbe in runde Kügelchen und führt sie dann zum Munde. Ebenso billig erhält der Wanderer das Nachtquartier.

Zuweilen beschlich unsere Wanderin eine große Angst vor dem Wüstenkönig, der sich ja bekanntlich am liebsten in der Porigegend aufhält und seine Donnerstimme hören läßt. Dann aber siegte die Erinnerung an den heiligen Schutzengel wieder über diese Angst. Bei den Hirten, welche die Viehherden besorgten, erfuhr sie, daß sich zwischen den Bergen, die sich wie eine mächtige Mauer von der Steppe erheben, einige Missionsstationen befinden; deshalb lenkte sie ihre vom heißen Wüstenland wunden Füße dieser Richtung zu. Sie sehnte sich nach dem eucharistischen Heiland, um sich bei ihm Trost und Kraft zu holen, denn mancher Mohammedaner wollte dem schönen

jungen Mädchen Schlingen legen. Endlich stand sie vor einem Missionskirchlein inmitten des Paregebirges. Wie schlug ihr Herz vor Freude! Jedoch vergebens suchte sie nach dem ewigen Licht. Sie fühlte sich nicht zu Hause und wankte enttäuscht aus der Kirche. Bald aber war sie von neugierigen Waparis um-



Marktleben, Ost-Afrika

ringt; nur schwer konnte sie sich verständigen, da ja jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Bald erschien auch die sogenannte „Missionsmutter“ in grauem Seidenkleid und hielt mit ihren Gläubigen des übliche Liebesmahl. Maria war zu den Adventisten geraten. Die Dame war die Frau des Lehrers von der Sekte. Wie überall, so wurde ihr auch hier Essen angeboten; alle setzten sich auf den Boden, und es sah ganz ori-

ginell aus, als die feinen weißen, mit Brillanten geschmückten Finger der Adventistin zusammen mit den schwarzen in den Topf griffen. Diese Sekte hatte bereits 700 Anhänger; mit großer Gewissenhaftigkeit gaben dieselben den Zehnten von ihrem Gewinn ab.

Man gab sich alle Mühe, das junge schöne Mädchen für diese Sekte zu gewinnen. Es wurden ihr schöne Kleider, gute Kost, eine herrliche Zukunft versprochen, man wollte an ihr Elternstelle vertreten und sie wie das eigene Kind behandeln, aber Maria schüttelte zu allen Versprechungen den Kopf, bis die weiße Dame ganz energisch wurde und behauptete, daß es die größte Gnade Gottes sei, adventistisch zu sein. Als alles Zureden nichts half, wurden die besten Schüler ausgesucht, welche Maria begeistern und sie zu einem Disput herausfordern sollten; sie zeigten ihr, daß sie die ganze Bibel in Kiswaheli auswendig konnten. Zuletzt kam der Missionar selbst mit seiner Frau und führte Maria zum Friedhof, wo eine ganze Anzahl ihrer Sekte im Schatten der Zypressen ruhte. Die Gräber waren gut aufgemacht, mit einem Kreuz versehen und mit Passionsblumen geziert. „Schau, Mädchen,“ sprach er feierlich, „so verehren wir unsere verstorbenen Kinder; bleibe also hier, ich halte schriftliche Nachforschungen nach deinem Bruder.“

Maria seufzte tief; ihre Blicke fielen hinab auf die Steppe, welche sich am Fuße des Berges ausstreckte. Dort ist ihr Vater als Heide gestorben, und seine Leiche holten die Hyänen. Sie betete still: „O Jesus, Licht und Krone, gib mir die Kommunion; mein Leben ist krank, und die Seele ist wund.“ Dann ging sie wankend von dannen unter Ermahnungen an alle, die sie daselbst bekehren wollte. Tagelang ging es über Berge und durch Täler, aber vom Bruder war keine Spur zu finden.

Oft versteckte sich Maria im Dickicht, um den Belästigungen zu entgehen, ja, manchmal mußte sie sogar auf Bäume klettern, um sich vor Reptilien und Raubtieren zu retten. Lange kämpfte sie mit großer Ermüdung, bis sich endlich wieder die Pforte eines Missionskirchlein öffnete. Aber, o weh! Wieder neue Enttäuschungen. Die Kirche war kahl, und nur ein Kreuzifix stand auf einem Tisch; es brannte kein ewiges Licht. Ohnmächtig sank sie zu Boden; es dauerte aber nicht lange, da naheten sich ihr wieder freundliche Gastgeber, welche sie nach einer Stärkung der Missionsbehörde vorführten und der Familie vorstellten. Alle brachten ihr Wohlwollen und Bewunderung entgegen. Vier angestellte junge Lehrerinnen suchten ihr Trost zu bereiten. Es war eine Mission aus der Leipziger Gesellschaft. Man sah eine Reihe Villen, eine Schule, ein Krankenhaus, eine Anstalt für Schwachsinnige; das ganze bildete ein kleines Städtchen; ein nahegelegenes Aussäzgendorf gehörte dazu. Die Schwarzen kommen von weit und breit

hierher. Es war allen unbegreiflich, daß das arme Kind sich bei ihnen nicht heimisch fühlte. Aber Maria zog wieder ab, neuerdings auf die Suche gehend, denn das war Mutters letzter Wille!

Bald bekam sie Nachricht von einer großen berühmten Mission hinter dem Berghügel. Voll Sehnsucht besflügelte sie ihre Schritte, in der Hoffnung, eine katholische Mission zu finden. Da trat aus einem mit Wellblech hergestellten Kirchlein ein griechischer Geistlicher; diesem klagte sie ihr Leid. Er machte sie nun recht väterlich darauf aufmerksam, daß auch die griechische Kirche die Gegenwart Jesu im Tabernakel nicht besitze, jedoch hinter blumenreichen Matten, hinter blauem Gletscherschatten, dort in weiter Ferne liege eine Mission.

Aufs neue begann Maria ihre Wanderung, aus Tagen wurden Wochen, bis sie endlich die besagte Mission erreichte. Richtig, hier war eine Gotteslampe; ja, sie entdeckte durch das Schlüßelloch sogar sieben Lichter. Wie ein weinendes Kind lehnte sie den Kopf an die Türe und wartete bis jemand kam, dieselbe zu öffnen.

Wie staunten die vorübergehenden Schüler und Schülerinnen, die aus einem schloßartigen Gebäude mit Büchern und Hesten kamen, als sie das junge, schöne Mädchen so andächtig da sitzen sahen. Bald kamen auch die Lehrer und Lehrerinnen, und Maria erfuhr wiederum zu ihrer Enttäuschung, daß sie nicht in einer römisch-katholischen Kirche gelandet sei, sondern bei den Anglikanern. Alles war vornehm, die Kirche hatte sogar einen Turm mit mächtigen Glocken; aber die heilige Kommunion konnte hier nicht gespendet werden. Ueberaus freundlich suchte auch dieses Missionspersonal Maria zum Bleiben aufzumuntern, sie wagten jedoch nicht, deren Standhaftigkeit zu erschüttern. Sie ließen das ermüdete Mädchen auf einem Tragstuhl gegen Mombo tragen mit der Weisung, daß hoch oben hinter dem Berg eine römisch-katholische Mission sei. Endlich kam das arme Geschöpf nach Gare, der Mission des heiligen Bernhard. Wieder spähte sie durch die Ritzen der Kirchthüren und sah das feine rote Lichtlein schimmern, das sie nun freundlich begrüßte. Sie wankte bis zu den Altarstufen und brach dann in leises Weinen aus. Nach der heiligen Messe kniete Maria noch lange in einer Ecke; dann schritt sie dem Schwesternhaus zu und klopfte bescheiden an und erzählte ihre Erlebnisse und ihr Streben, Mutters letzten Willen zu erfüllen.

Ich selbst war inzwischen von Riboscho nach Gare versetzt worden, und die Überraschung unseres Wiedersehens war sehr groß. Hier im Usambaragebirge mit den prächtigen Anlagen von Wäldern und Kaffeefeldern waren auch verschiedene Kolonistenansiedlungen. Dort gab es zahlreiche Pflanzenarbeiter

und Diener. Maria fühlte sich bei uns zu Hause. Sie hatte aber schweres Malariafieber mitgebracht und war deshalb krank und erholungsbedürftig. Die Suche nach ihrem Bruder überließ sie nun mir. Täglich empfing Maria die heilige Kommunion und erbaute alle durch ihr bescheidenes Wesen. Ich hielt nun still Nachforschungen, und es dauerte auch nicht lange, als an einem Sonntagmorgen ein strammer Junge aus eigenem Antrieb sich bei uns vorstellte mit der Bitte, ob er nicht das fremde Mädchen, das hier angekommen sei, sehen und sprechen dürfe. Seine Züge waren ganz die Züge von Maria. Wer beschreibt die Wiedersehensfreude der beiden Geschwister? Der Bruder war noch Heide, aber bei der ersten Gelegenheit kündigte er seinem Herrn, kam nach Gare und baute für sich und seine Schwester eine Hütte. Er wohnte dem Taufunterricht bei; nach vorgeschriebener Prüfung trat er in die Reihe der Täuflinge und erhielt den Namen Josef. Josef trat ganz in die Fußstapfen seiner selbstlosen Schwester und tat alles für sie, was er ihr von den Augen ablesen konnte. Beide gaben das beste Beispiel und suchten auch die umwohnenden Heiden für die heilige Kirche zu gewinnen. Alle Christen halfen zusammen, um den neuen Ankömmlingen das Leben angenehm zu machen; sie brachten Mais, Mehl, Milch und Eier, bis sie soweit waren, sich selbst etwas zu erwerben.

So war Mutters letzter Wille unter großen Opfern erfüllt, die aber mit dem reichsten Segen Gottes belohnt wurden!

✠

St. Antonius hat geholfen

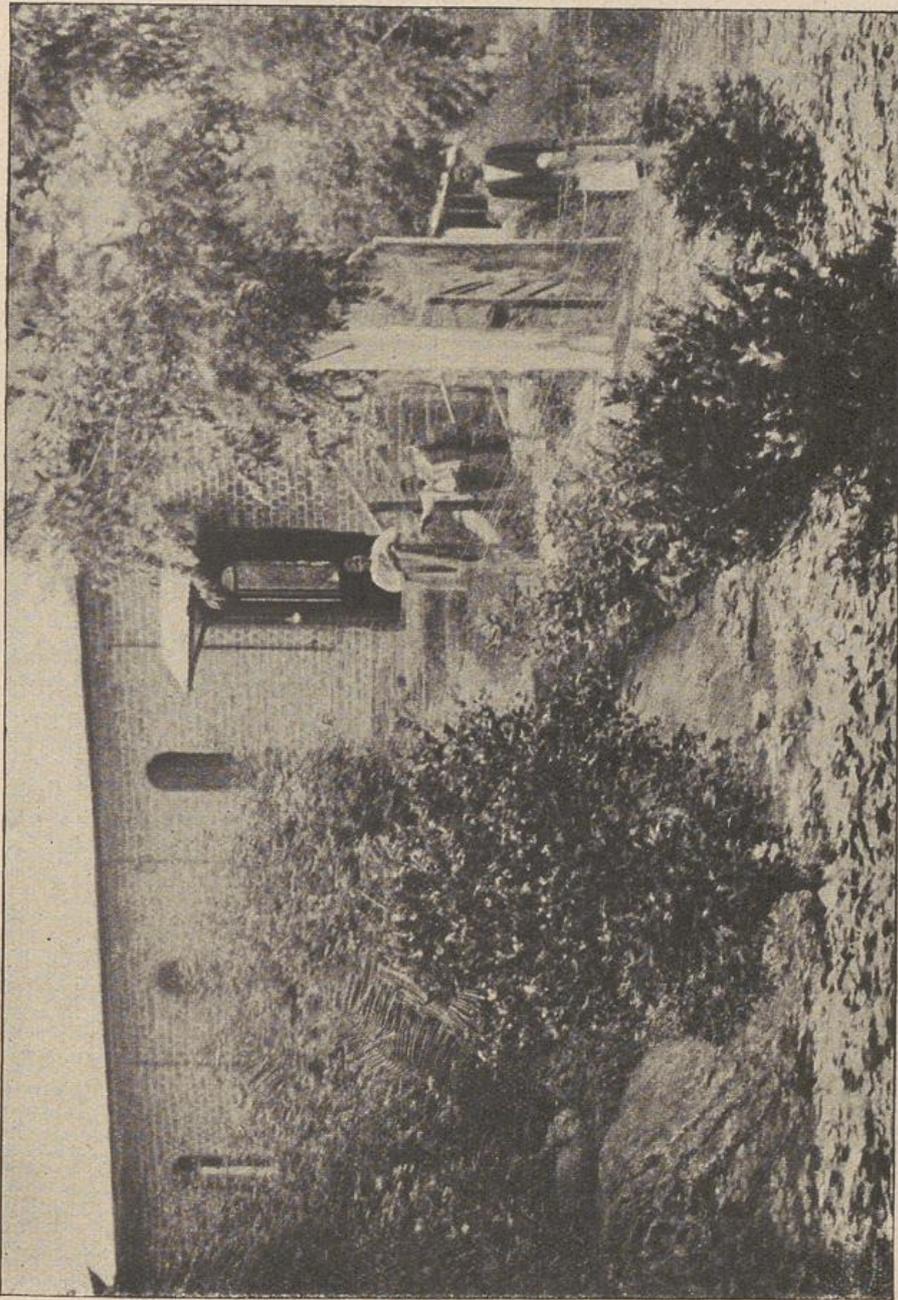
Schw. M. Clem.

Sine Schülerin aus unserm Seminar hatte von ihrem Vater zehn Pfund Sterling in Banknoten erhalten, um die halbjährigen Schulkosten für sich und ihre Schwester zu bestreiten. Mit diesem Geld müssen nämlich die Kinder die Verpflegung und ihre Bücher bezahlen; der Unterricht wird kostenlos erteilt. Es war nachmittags 3 Uhr, als sie diesen wertvollen Brief erhielt, und das Kind wußte vor Freude nicht, was es tun sollte, denn nicht alle Kinder bekommen von ihren Eltern Geld, viele müssen sich so durchschlagen. Sie ging zur Küche, um die von der Regierung vorgeschriebene „Küchenarbeit“ zu verrichten. Merica Zulu kam nun abends ganz verweint zu mir und sprach: „Schwester, ich habe das Geld verloren.“

„Wo? Wann? Wie?“

Sie hatte den Brief in die Tasche gesteckt und ging damit zur Arbeit. Ich teilte das Vorgefallene den andern Schülerinnen mit und empfahl ihnen, zum heiligen Antonius zu beten. Die

Nachricht von dem Geldverlust war für alle Schülerinnen wie ein Donnerschlag. „Zehn Pfund,“ rief die eine, „zehn Schilling wären schon zuviel, um sie zu verlieren.“



Kapelle in Einsiedeln, Zitat

Andere riefen: „Arme Merica, wo hast du es verloren? Von wem war das Geld? Wofür hast du es bekommen?“ Die Kinder bestürmten alle voll Mitleid die arme Merica.

„Sie wird es nicht mehr bekommen“, meinten sie alle. Ich wies jedoch auf die mächtige Hilfe des heiligen Antonius hin und ermunterte die Kinder zum Gebet. Auch den Schwestern teilte ich das Unglück unserer Merica mit und bat auch sie um ihre Gebetshilfe. Am nächsten Morgen kam Merica halbkrank zur Schule, sie hatte weder geschlafen noch gegessen, sie hatte nur geweint. Es verging wieder ein voller Tag, und das Geld kam nicht zum Vorschein.

Nach einigen Tagen kam Merica zu mir, als ich eben damit beschäftigt war, meinen Schulunterricht vorzubereiten. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie einen Brief auf meinen Schoß, setzte sich neben mich und fing an zu weinen.

„Was ist es, Merica“ fragte ich. Ich las die Adresse auf dem Briefumschlag, welche auf Merica Zulu, Mariannhill lautete.

„Hast du das Geld gefunden?“ Ich holte alles aus dem Briefumschlag heraus, und wirklich, es war der Brief ihres Vaters mit allem Geld, das er geschickt hatte. Tief gerührt fragte ich: „Wie kommst du dazu?“

Das Rätsel hatte sich gelöst. Merica hatte den Brief mit dem Papiergeld in die Tasche gesteckt und auf dem Wege zwischen Küche und dem Nähhaus verloren. Ein auswärtiges Mädchen fand ihn und nahm ihn mit nach Hause. Eine innere Stimme ließ ihm jedoch keine Ruhe, bis es den Brief wieder zurückgegeben hatte. Als ich am folgenden Tage zur Schule kam, verkündigte ich den Kindern, daß Merica das ganze Geld wieder erhalten hatte. Alle staunten und konnten es kaum glauben. „Schwester, das ist ein Wunder“, riefen sie alle.

„Die Finderin nahm das Geld mit nach Hause und hat es gewiß ihren Eltern, Brüdern und Schwestern gezeigt; niemand hätte etwas erfahren, wenn sie es behalten hätte.“

Ja, die Kinder hatten recht, es ist ja alles so teuer, und die Leute brauchen Geld. Aber St. Antonius ließ der Finderin keine Ruhe. Der große Heilige hatte, wie es scheint, noch eine höhere Absicht. Merica gehörte einer Sekte an; dieses Ereignis bewog sie, den katholischen Glauben kennenzulernen und zu konvertieren. Bei der heiligen Taufe wählte sie den schönen Namen „Antonia“, um ihres Retters stets eingedenk zu sein.

So hat der volkstümliche heilige Antonius zeitliches und ewiges Gut durch seine mächtige Fürbitte vermittelt.

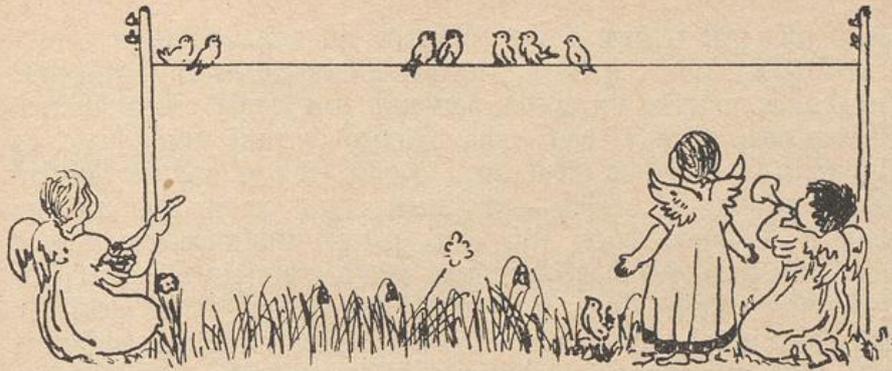
K

Ein Verleumder schadet drei Menschen zugleich:

dem, von wem er spricht,

dem, zu dem er spricht,

und sich selbst.



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Weil ich überzeugt bin, daß manche unserer kleinen Leser und Leserinnen in der heiligen Fastenzeit manches Opferchen für den leidenden Heiland bringen, möchte ich euch heute durch diese wahre Erzählung anspornen, treu zu sein in dem, was ihr euch vorgenommen habt! — Zur Zeit; da ich noch in Kiboscho, am Fuße des Kilimandjaro, eine eigene Unterrichtsstunde für Häuptlingskinder zu geben hatte, wurde unter anderen auch ein etwa zehnjähriger Junge in die Taufliste eingetragen. Nach seiner zweijährigen, gut bestanden Prüfungszeit wurde er zur Taufe zugelassen und erhielt den Namen Ferdinand. Der Kleine hatte als Missionszögling manche Opfer zu bringen, denn er war ein arbeitsscheues und verwöhntes Dschaggakind.

Von Zeit zu Zeit brachte ihm seine Mutter sein sogenanntes Lieblingsgericht, ein Stückchen Fleisch. Wenn es nun gerade Freitag war, wurde dieser Leckerbissen bis Samstag aufbewahrt, obwohl die Versuchung sehr groß war. Nun blieb einmal die Mutter lange aus, und sein Hunger nach diesem Fleisch wurde immer größer. Er wußte, daß zu Hause auf dem großen Rasenplatz Fleischverkauf stattfand, und zwar für jeden, der sich eben einfindet und zum männlichen Geschlecht gehört. Da gerade Freitag war, warnte das Gewissen den kleinen Ferdinand, sich doch heute zu bezwingen. Jedoch während der Pause, wo die Missionschüler sich fröhlich unterhielten, schlich sich Ferdinand heimlich weg und lief, was er laufen konnte, dem Plage zu, wo das übliche Schlachtfest abgehalten wurde. Still stellte er sich in die Reihen derer, die sich dort etwas Fleisch holten. Bald wurde er aber von den herumstehenden Heiden gewarnt mit den Worten: „Was tust du hier? Heute ist doch Freitag, und du bist ein Christ!“

Aber Ferdinand duckte sich, und die Verteiler gaben auch ihm, wie allen Dasitzenden, eine Portion. Nun machte er sich

gleich fort mit seinem Leckerbissen in ein nahegelegenes Bananewäldchen. Dort holte er sich bei Verwandten eine glühende Holzkohle, machte ein Feuerchen und aus Holz einen kleinen Bratenspieß, steckte das rohe Fleisch darauf und hielt es schmunzelnd über das Feuerchen. Kaum fing es an zu bräunen, da auf einmal — o weh — raschelte etwas neben ihm und im gleichen Moment hatte sich eine giftige Schlange um seinen Arm und seine Hand geschlungen, mit der er sein Delikatessen-Stückchen hielt. Die Schlange hatte ihn böse gebissen, und Ferdinand schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Sofort eilte auch eine Anzahl heidnischer Männer herbei, saugten das Gift aus dem bereits dick angeschwollenen Arm, banden mit Bananenband die Stelle des Bisses ab, indem sie sagten: „Schau, Junge, so straft der liebe Gott den, der sein Gebot nicht hält.“

Ferdinand wußte vor Schrecken kein Wort zu sagen. Tief beschämt und belehrt kam er wieder heim zur Missionsstation und gestand sein Erlebnis ein. Allen gereichte diese Tatsache zum Nutzen; groß und klein, jung und alt, keiner wollte mehr am Freitag Fleisch anrühren, geschweige denn essen. Wenn nun Neulinge aus entfernten Gegenden zu unsern Getauften kamen, wurde dieses Geschichtchen immer wieder erzählt, besonders aber, wenn heidnische Mütter am Freitag Fleisch vorsetzten. Gerne versagten sich dann auch die Unbekehrten den Fleischgenuß aus Liebe zum Erlöser, der so viele Schmerzen für uns Menschenkinder gelitten hat.

Oft unterstützt der liebe Gott auf solche und ähnliche Weise die Belehrungen der Missionschwestern.

Jetzt in der heiligen Fastenzeit möchten auch unsere lieben deutschen Kinder manches kleine Opferchen dem lieben Heiland bringen, dann wird das Osterfest so recht ein ganz fröhliches und freudiges, weil ja der liebe Heiland nichts unbelohnt läßt.

Schw. M. F.

K

Ein kleiner Held

Ein kleiner zehnjähriger Chinese ging zum Bischof und bat denselben, daß er ihn firmen möge. Der Bischof zögerte, denn obwohl der Eifer des Knaben ihn in Staunen versetzte, fand er das Kind noch zu jung. Der Kleine ließ aber nicht nach zu bitten.

„Wenn dich aber der Mandarin nach der Firmung ins Gefängnis wirft und dich nach deinem Glauben fragt,“ sagte der Bischof, „was antwortest du dann?“

„Monsignor, dann sage ich, daß ich durch Gottes Gnade ein Christ bin.“

„Und was tust du, wenn er dir befiehlt, deinen Glauben zu verleugnen?“

„Dann antworte ich: Nie.“

„Und wenn er dir verbietet, zur Kirche zu gehen?“

„Dann sage ich ihm, daß ich Gott gehorchen muß.“

„Und wenn er dann den Schergen ruft und ihm befiehlt, dich zu enthaupten? Was sagst du dann?“

„Tu es nur, schneide mir den Kopf ab!“

Lustige Ede

„Heute war ich der einzige in der Klasse, der auf eine Frage Antwort geben konnte.“

„Das war gut, Hans. Was war es für eine Frage?“

„Der Lehrer fragte, wer die Scheibe im Turnsaal eingeschlagen habe.“

Lehrer: „Was ist der Wind?“

Schüler: „Luft, die Eile hat.“

Eine kleine Examensgeschichte.

Das Examensfieber hatte ein junges Mädchen, das in der Naturgeschichte geprüft werden sollte, vollständig lahmgelegt. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft schleppte sie sich hin zum grünen Tisch. Unter einem Strom von Tränen erklärte sie, daß es ihr unmöglich sei, sich etwas zu erinnern, und sie wolle lieber gleich das Examen verlassen.

Dem lebenswürdigen Censor gelang es schließlich, das arme junge Mädchen zu beruhigen und sie zu bewegen, wenn auch noch unter Tränen, einen Zettel zu ziehen.

Die drückende Stimmung löste sich bald in lautes Gelächter aus, als die Examinandin mit zitternder Stimme die Frage, die ihr gestellt wurde, vorlas: Da stand: „Die Tränenquellen und ihr Funktionen.“ Sie bekam das Prädikat „Ausgezeichnet“.

Das gelungene Examen.

Ein Student kam von der Universität in seine Heimat. Als sein Vater ihn fragte, wie sein Examen ausgefallen sei, antwortete er: „Sehr gut, so vortrefflich, daß ich dasselbe auf allgemeines Verlangen wiederholen muß.“

Zuviel gefragt.

Hans hustet arg und geht mit der Mutter zum Doktor. Als dieser das kleine Kerlchen untersuchen will, sieht er, daß Hänschen noch ungewaschen ist, und er macht darüber eine Bemerkung.

„Das lasse ich mir nicht gefallen, Herr Doktor“, erwiderte die Mutter, „ich habe ihn soeben gewaschen.“

Der Doktor sagt nichts, er reibt aber mit etwas Alkohol über die Brust des kleinen Hans und zeigt dann der Mutter die Watte, die schmutzig und schwarz geworden war. Aber die Mutter läßt sich nicht aus dem Feld schlagen und sagt ganz prompt: „Ja, hören Sie mal, Herr Doktor, ich habe ihn natürlich nicht chemisch gereinigt.“

Rätsel

Ich existiere niemals heute,
Und heute bin ich grad erst recht,
Mich sprechen doppelt faule Leute,
Bald bin ich gut, bald bin ich schlecht.
Der Landmann hat mich gern in Maßen,
Dem Schäfer komm ich selten recht,
An mir beleben sich die Straßen,
An mir pflügt auch der Ackersknecht.

Rätselauslösung aus vor. Nummer

1. Alter werden. 2. Der Spiegel. 3. Die Stammeltern Adam und Eva.
4. Die Zigarre. 5. Lazarus.

Herzlichen Dank

Vergelt's Gott! allen unsern lieben Wohltätern und Abonnenten für die Einsendung der Beiträge für unsere Caritas-Blüten.

Wenn auch nicht alle neue Abonnenten gewinnen und dafür die bescheidene Prämie erhalten konnten, so sei doch allen zur Freude gesagt, daß alle unsere lieben Abonnenten eine geistige Prämie erhalten, sie sind nämlich eingeschlossen in die Gebete und Opfer der Missions-schwestern vom kostbaren Blut. Täglich wird in allen Häusern der Genossenschaft mehrmals am Tage, und in den Missionen mit den schwarzen Kindern gebetet: „Es segne und schütze alle unsere Wohltäter (Abonnenten) das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi.“ Außerdem opfern alle Schwestern der Genossenschaft jeden Montag die Matutin und Laudes auf für die verstorbenen Wohltäter und am ersten Montag jeden Monats die hl. Messe und die hl. Kommunion für alle lebenden geistlichen und leiblichen Wohltäter.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut. 1. Am Feste des hl. Josef, 19. März. 2. Am Feste Mariä Verkündigung, 25. März. 3. An allen Freitagen des März. 4. Am Feste des Wunders des heiligen Blutes zu St. Maria in Vado zu Ferrara, 28. März.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostb. Blut.

Ein Meer, durch das die Schiffe voll goldner Schätze
schwer beladen ziehn,
das reich mit Perlen füllt die Netze
und lohnt des Schiffers Schweiß und Mühn,
das alle Herrlichkeiten schicket
dem öden Inselfande zu,
und es mit Königsgaben schmücket:
das, o Erlöserblut, bist Du!

Totenglöcklein

möchte um ein stilles, aber inniges Nemento beim Gebete bitten für den langjährigen treuen Abonnenten und Förderer unserer Caritas-Blüten, Herrn Heinrich Fleischhauer aus Simmersdorf, und für die heimgegangenen, ebenso treuen Abonnentinnen Frau Maria Buhleier aus Röllbach, Fr. Lehrerin Wynn und Fr. Lehrerin Viehöver, beide aus Aachen.

Selig, die im Herrn sterben, ihre Werke folgen ihnen nach. Möge der liebe Gott den Verstorbenen ein reicher Vergelter sein. R. i. p.

Gebetserhörungen

In meiner langen Krankheit nahm ich meine Zuflucht zum kostbaren Blut und zu mehreren meiner Schutzheiligen. Ich versprach Veröffentlichung in den Caritas-Blüten, wenn ich wieder gesund würde. B. L.

Dem hl. Josef und dem hl. Antonius vielen herzlichen Dank in einem schwierigen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. N. N.

Caritasblüten

Nr. 4

April

1936

Alleluja, Jesus lebt!

Aus tiefer, dunkler Grabesnacht
Bist, Heiland, Du erstanden;
Wie wird doch Deiner Feinde Macht
Durch Deine Kraft zuschanden.
Die Erde bebt und öffnet sich
Und gibt die Toten wieder,
Der starre Felsen spaltet sich,
Ein Engelsfürst steigt nieder;
Er hebt den schweren Grabesstein
Mit wahrer Blitzeschnelle
Auf Gottes wunderbar Geheiß
Hintweg von seiner Stelle.
Aus eigener Kraft erhebet sich
Der Sieger ohnegleichen;
Vor Seiner Macht und Seinem Licht
Muß Fels und Wächter weichen.

So stehst Du im Triumphe da,
Und alles jauchzt: Alleluja,
Dir, König aller Herrscher!

Schenk' Frieden uns in unsrer Not,
Laß Deine Huld uns schauen,
Du Sieger über Höll' und Tod,
Auf Deine Hilf' wir bauen. m. s.

Meine erste Versetzung in Ost-Afrika

Reise durch die Steppe

Von Schw. M. Thiadilbis

Gründonnerstag! Wie oft ist dieser geheimnisvolle Tag in meinem Missionsleben in Kilema schon an mir vorübergegangen! Drei Uhr nachmittags erhielt ich in einem Brief von Mutter Provinzialin meine erste Versetzung. Ich las und las abermals. „Ufiomi“ soll es sein. Es rieselte mir kalt in den Adern, und doch schlug mein Herz freudig. Umständehalber mußte ich bis zur Abreise vierzehn Tage warten, aber diese gingen ja schnell vorüber. Schwester Oberin begleitete mich bis zur Steppe ins Seminar, von wo aus ich Gelegenheit hatte, weiterzukommen. Es waren 195 Meilen von Kilema bis Ufiomi. In Arusha übernachtete ich. Dort hatte ich das Glück, „Landsleute“ zu treffen, die mir ein Nachtquartier anboten. Sie waren nicht wenig erstaunt und erfreut, eine Schwester zu treffen, die mit ihnen in der Heimatsprache plauderte. Doch am nächsten Morgen wurde schon früh aufgebrochen. Ein feiner Nebel liegt auf der endlosen Steppe, die sich vor mir ausdehnt; ein zartrosa Streifen im Osten kündigt das Kommen der Sonne an, und schon ruhen ihre Strahlen auf einer gewaltigen, in rote Farbenflut getauchten Kuppel, die, scheinbar auf dem Nebelmeer schwebend, im Nordosten gegen Himmel ragt. Es ist der Kibo = Gipfel des Kilimandjaro, der höchste Schneeberg Afrikas, der das Wildparadies der Massai-steppe beherrscht. Schweigend geht es vorwärts. Schnell wird es heller, und fast ohne Dämmerung ist der Tag angebrochen. Vor den Sonnenstrahlen zerschmilzt der feine Nebel; das erste Wild taucht auf. Zebras sind es, die wenig sehen, bis sie nahe an einen herankommen; sie kümmern sich kaum um die Vorübergehenden, trollen ein kleines Stück davon, äugeln zu uns herüber und fressen friedlich weiter. Sieht man das Zebra im Zoo, so hat man den Eindruck, daß ein solch auffälliges Tier, weiß und schwarz gestreift, in der Steppe weit sichtbar sein müßte. Das ist aber durchaus nicht der Fall. In der durch die starke Sonnenbestrahlung flimmernden Luft laufen gar bald die Streifen ineinander, so daß das Tier fast unsichtbar wird. Auch hatte ich das Glück, Giraffen zu sehen. Kein anderes Tier ist zur Überwachung der Wildnis so glänzend von der Natur befähigt wie die Giraffe. Vier Meter und darüber ragt der hohe Hals empor, ein kleiner Kirchturm, bewaffnet mit zwei wunderbaren Augen; wunderbar nicht nur, was die zarte samtbraune Färbung betrifft, sondern auch wegen der Sehschärfe. Regungslos stehen sie da, meistens durch Schirmakazien gedeckt, wobei einige die Wache übernehmen, während die übrige Herde friedlich grasst. Nicht schwer ist es,

festzustellen, ob sich Giraffen in einer Gegend aufhalten, man braucht nur die Kronen der Schirmakazien zu betrachten. Diese Bäume bilden ihre Hauptnahrung, und da die Giraffen sich nicht gerne bücken, fressen sie in ihrer Höhe und Größe, fressen wie vom Tisch die Blätter und Zweige der Akazien, so daß diese wie mit einer Gartenschere beschnitten erscheinen. Es ist staunenswert, was ein Giraffenmagen vertragen kann. Mit fingerlangen Dornen ist die Akazie bewachsen, das hindert aber die Tiere nicht, sie mit Hochgenuß zu vertilgen. In der Massai-steppe, wo sie wenig verfolgt werden, sind sie nahe an der Tränke; sie gucken stumm zu uns herüber nach dem kleinen



Erste Notkapelle Lofimwaba, Tembuland, S.-Afrika

Zug, der die Steppe durchquert. Man kann hier einen Bach sehen, der vom Mem-Berg kommt. Zwar ist das Wasser wegen seines Bittersalzgehaltes nicht genießbar für uns, aber Zebras, Gnus und andere Steppenkinder kennen es nicht anders von Jugend auf. Vorsichtig nähern sie sich dem Wasser, wissen sie doch genau, daß öfters in den Büschen und im Schilf, das sie durchdringen müssen, um zum Wasser zu gelangen, Löwen und Leoparden auf Beute lauern. Lange Zeit steht so ein Rudel lauschend vor dem Dickicht, ehe es wagt, hindurchzugehen. Ein auffliegender Vogel, das Knarren eines Astes unter den Hufen läßt nur zu oft eine Panik ausbrechen. Nach allen Seiten wild auskeilend, flüchten dann die Tiere in wilder Angst und Hast in die Steppe zurück, und wieder dauert es eine ganze Zeit,

bis der Durst das Angstgefühl bannt, so daß sie es wagen, sich der Tränke zu nähern.

Meine Blicke streifen auch eine Herde von Antilopen. Es sind schöne, prächtige Tiere; unruhig treten sie hin und her, und, plötzlich erschreckt, jagen sie in mächtigen Sprüngen davon. Für dieses schnellfüßige Wild gibt es kein Hindernis. Schon springt ein Tier über das andere hinweg, nachdem zwei Schüsse abgefeuert wurden; aber vergebens. Einige Büsche stehen im Wege, und mit Blitzesschnelle sind sie verschwunden im Dickicht.

Auf einmal huscht etwas vor uns her aus dem dichten Steppengras, wundervoll schimmert es; es sind schöne himmelblaue Vögelein; sie erinnern mich an das Kleid der lieben Gottesmutter. Lange hasten meine Blicke an der prächtigen Färbung dieser Tiere, deren Namen man nicht wußte. Auch einige Affen huschen durch die Büsche und Sträucher.

Immer näher komme ich meinem Ziele. Die Bäume stehen nur vereinzelt da; eine offene, mit Gras bedeckte Steppe dehnt sich vor uns aus, und nur da und dort ragt eine gewaltige Schirmakazie empor. Hier wird das Wild zahlreicher, in Herden steht es zusammen, und nun machte man mich aufmerksam auf „Gnus“, jene merkwürdigen Tiere mit den schweren Köpfen, dem gewölbten Rücken und dem langen Schweif. Sie sehen aus wie eine Art Büffel. Ungeniert gaffen sie zu uns herüber, bis sie plötzlich alle davongaloppierten. Noch einmal drehte sich die Herde um und guckte nach uns Fremdlingen. Alles Unbekannte ist ja für das Tier der Wüste etwas Gefährliches, und es wähnt in uns Feinde zu sehen.

Neben all den Steppenbewohnern, die ich auf meiner Durchreise sah, machen sich hier auf unserer Mission „Ufiomi“ die Hyänen bemerkbar; sie gehören zu den Ruhestörern der Nacht. Schon bei anbrechender Dunkelheit machen sie sich bemerkbar durch ihr jämmerliches Geheul; haben sie dann etwas gefunden, so artet es in ein Gelächter aus, wozu die ganze Schar sich einfindet. Etwa ein Stunde von hier entfernt haben sie ihre Riesenhöhlen, welche etwa 20 Meter lang sind; dieselben sind kunstartig gewölbt, und man meint sich in einem Tunnel zu befinden. Vor den Wölbungen liegen viele Knochen, Spuren von Stachelschweinen. Zu diesen Höhlen kommt man nur kriechend, und zwar durch Dornen, dann taucht ein gräßlicher Abhang und eine gähnende Tiefe vor einem auf. Wunderbar sind diese Höhlenwohnungen, und ich mußte staunen über Gottes Vorsehung in dieser Tierwelt.

Ganz in unserer Nähe sind auch die Elefantenberge. Bei etwas kalter Zeit verlassen diese Dickhäute ihre Höhlenwohnungen und kommen ganz nahe zu unserer Mission. Wenn sie unten am Fuße des Berges lagern, so meint man, ein Native-

Dörflein zu sehen, denn die Farbe der Tiere ist gleich den Wohnungen der Eingeborenen. An einem schönen sonnigen Tag blitzt der Elfenbeinzahn wie Kristall im Sonnenlicht, und man sieht und erkennt, daß es Elefanten sind. Die Eingeborenen, die in unmittelbarer Nähe wohnen, geraten in Angst und Verwirrung, denn ihr kleines Hab und Gut wird öfters vollständig zerstampft und vernichtet, so daß nur das Häuschen allein stehen bleibt. Wie im Gänsemarsch ziehen die Elefanten den Waldessaum entlang, und ihren Trompetenschall kann man weithin vernehmen.

Zu den fremdartigsten Erscheinungen, die ich nun gesehen habe, gehört wohl der Ameisenbär. Wie sein Name verrät, sind die Ameisen, deren Bauten er mittels seiner gewaltigen Klauen öffnet, seine Lieblingsspeise. Der Ameisenbär hat die Gestalt eines Schweines, nur der Kopf ist anders. Sein Rüssel und die kleinen Ohren beweisen, daß er zu den Steppenbewohnern gehört. Er ließt die einzelnen Ameisen nicht auf, sondern senkt seinen Rüssel in deren Bauten hinein und verschlingt so die Tiere. Der Ameisenbär ist ein harmloses Tier, das von einem Menschen mit einem Schlag getötet werden kann.

Außer diesen wenigen Tieren, die ich gesehen habe, gibt es noch eine Unmenge hier; selbst der Wüstenkönig bleibt nicht zurück. Ich war kaum acht Tage hier, da holte sich derselbe am hellen Tag, etwa 100 Meter von uns entfernt, zwei Ziegen, das Opfer einer armen Witwe. Die übriggebliebenen Teile von den Ziegen brachte man uns, und zu meinem größten Schrecken gab es noch einen guten Schmaus.

z

Christus im Kerker

Als der bleiche Morgenstrahl
In Deinen Kerker drang,
Da war's, daß Dein Erlöserherz
Das Lied der Liebe sang.
Heiland, das war Dein Tag!

Denn näher kam die Siegesstund,
Der Kaufpreis Deiner Schmerzen,
Und näher kam das Siegesfest,
Die Freude Deines Herzens.
Heiland, das war Dein Tag!

Wenn uns der Schmerz ins Dunkel hüllt,
Sib, daß „Dein Tag“ uns lehrt,
Daß Liebe, still getragenes Leid,
Im Sieg einst wird verklärt.
Heiland, das sei Dein Tag!

m. s.

Schwere Missionsarbeit in Lourenço Marques, Port. Ost-Afrika

Von Schw. M. Archangela

Heute will ich meinen Lesern etwas von meinem Mädchen-Klub aus dem vergangenen Jahre erzählen. Wie bekannt sein dürfte, finden sich die Mitglieder wöchentlich des Mittwochnachmittags von 4 bis 5 Uhr zu einem religiösen Unterricht und zur Einübung von religiösen Gesängen in unserm Colégio zusammen. Dezember und Januar waren Ferien, und da wegen der großen Hitze noch einige junge Mädchen in Transvaal waren, wurde die Zeit der Ausspannung bis März verlängert. Diese Frist benutzte ich, um neue Mitglieder zu gewinnen, was sehr schwer ist. Doch ließ mich das nicht verdrießen. Im Klub war noch kein einziges Geschäftsmädchen. Man kann ja leicht begreifen, daß sie den einzigen freien Nachmittag in der Woche nicht gern in der Hälfte der Zeit unterbrechen; hier sind nämlich die meisten Geschäfte des Mittwochnachmittags geschlossen. Doch kann ich keine andere Zeit festsetzen, da ich selbst bis 4 Uhr Schule habe.

Da Opfer zur Seelenrettung unerläßlich sind, beschloß ich, noch einmal den Kopf unter den Arm zu nehmen und in einigen größeren Betrieben mein Glück zu versuchen. Für gewöhnlich komme ich selten in die Stadt; da ich aber Sachen für Handarbeiten benötigte, wollte ich sie selbst besorgen und überlegte, auf welche Geschäfte ich die Einkäufe verteilen wollte, um Seelen für den Klub zu gewinnen. In einem prachtvollen Kaufhaus, in dessen Luxus und Eleganz ich mich ganz ungemütlich fand, benötigte ich meinen ganzen Mut, um mit einem ernstern, netten Fräulein anzuknüpfen, von unserm Klub zu erzählen und sie zu bitten, doch einmal einer Versammlung beizuwohnen. Gleich rief sie aus der großen Schar Verkäuferinnen ein junges, vertrauenerweckendes Mädchen herbei, und sie beide versprachen, an der ersten Versammlung teilzunehmen. Ich schwelgte in Seligkeitsgefühlen; denn im Geiste sah ich schon die beiden Neuen unter ihren Gefährtinnen Propaganda machen. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich wieder einmal zu früh und zuviel geglaubt hatte; denn die beiden Mädels haben bis heute den Weg zum Colégio noch nicht gefunden.

Mit weniger versprechenden Gefühlen trat ich in ein anderes elegantes Geschäft, in dem es mir immer so unheimlich zumute ist. Wieder versuchte ich mein Glück; aber da kam ich nett an. Diese von Leben übersprudelnden Mädchen, die von göttlichen Dingen keine Ahnung haben, maßen mich von oben bis unten mit verächtlichen Blicken. Die Antworten weiß ich nicht mehr, ich war nur froh, wieder auf der Straße zu sein. Etwas abseits

lag ein anderes großes Kaufhaus. Es war wenig Betrieb; der Augenblick schien günstig, die Verkäuferin ernst. Sie merkte, daß ich Ausländerin war, und erzählte dann, daß ihr Vater auch Deutsch könne. Während ich mitten in meiner Rede bin, kommt ein vornehmes Fräulein, die Tochter des stellvertretenden Gouverneurs, ein Klubmitglied, auf mich zu, um mich freundlich zu begrüßen. Nach einigen kurzen Bemerkungen wende ich mich wieder dem Geschäftsfräulein zu, meine unterbrochene Unterredung mit beklemmenden Gefühlen fortsetzend; denn das vornehme Fräulein blieb ganz in der Nähe stehen und schien mir ein unangenehmer Zuhörer. Mit Freuden versprach



Von links nach rechts:

Obere Reihe: Schw. M. Alfonsine, Schw. M. Ermenfrieda, Schw. M. Theresilla,
Schw. M. Fintana, Schw. M. Thomasa, Schw. M. Ingeborg, Schw. M. Dietlinda,
Untere Reihe: Schw. M. Gerardis, Schw. M. Antonia, Schw. M. Speranda,
Schw. M. Archangela

das Ladenmädchen, uns aufsuchen zu wollen, was ich auch bestimmt glaubte.

Am Abend erzählte ich meinen lieben Mitschwestern in der Rekreation von meinen Erlebnissen; da wurde ich denn herzlich ausgelacht; denn das vielversprechende Mädchen mit dem deutsch sprechenden Vater war noch nicht getauft und der Herr Papa war ein polnisch-russischer Jude!

Trotz aller Mißerfolge entwickelte sich der Klub immer mehr. Wir haben über 40 Mitglieder, und die Zahl der wöchentlichen Teilnehmerinnen an den Versammlungen war im Jahre 1935 durchschnittlich 31. Da ich bis dahin alles allein getan hatte, schritten sie zu Anfang des Jahres zur Wahl einer Präsidentin, einer Schatzmeisterin und einer Sekretärin. Die Wahl war höchst

interessant und so gewissenhaft vorgenommen, daß am Schluß gerade die Mädchen gewählt wurden, die ich persönlich für die geeignetsten hielt; und doch hatte ich nie ein Wort geäußert. Das zeigte mir, daß ein guter Geist im Klub herrschte.

Ab und zu hält unser hochwürdigster Herr Bischof eine kleine Ansprache. Sein liebstes Thema ist die katholische Aktion. Verschiedentlich forderte er die jungen Mädchen auf, doch endlich Hand ans Werk zu legen und zu arbeiten, wie in andern Ländern. Die jungen Mädchen hier sind nicht selbständig genug; etwas aus sich zu unternehmen. In der Zeit, wo ich durch eine Operation längere Zeit ans Bett gefesselt und zum Nichtstun verurteilt war, wurde es mir klar, in welcher Weise sich manche Klubmitglieder den Mitmenschen nützlich machen könnten.

In ganz Mozambique herrscht ein entsetzlicher Priester-
mangel. Außer dem hochwürdigsten Herrn Bischof und seinem kränklichen Sekretär ist in der ganzen Stadt Lourenco Marques nur ein Priester tätig, der Pfarrer, ein überaus eifriger Diener Gottes, der nur der Ausübung seiner Pflichten lebt. Aber was ist das für so viele! Ich beschloß, vier Mädchen als Katechistinnen auszubilden, damit sie unter meiner Leitung und mit mir an jedem Donnerstagnachmittag dreiviertel Stunden Religionsunterricht in der Kirche geben könnten. Wie an anderer Stelle schon mitgeteilt wurde, ist es in den südlichen Ländern üblich, daß die Kirche zur Abhaltung von Katechesen auch vom weiblichen Geschlecht benutzt wird. Mit vielem Fleiß und wahrer Herzensfreude üben diese Mädchen ihr Amt als Katechistin aus. Ein anderes Fräulein übt nach Schluß der Katechese noch eine halbe Stunde religiöse Lieder mit den Kindern ein.

Im Laufe des Jahres wurden immer Wünsche laut, den Namen „Klub“ in einen anderen umzuwandeln. Das Ergebnis der Wahl war „Juventude Católica Feminina“. Sogleich bot sich ein Mitglied an, für alle ein Abzeichen zu malen und das Material zu stiften; ein anderes wollte gern eine große Fahne mit der kleinen heiligen Theresia malen und schenken. Gebe der liebe Gott, daß das kleine Samenkorn des Vereins immer tiefere Wurzel fasse und Großes zur Ehre Gottes und Rettung der Seelen wirke!

Da ich bis jetzt eigentlich nur Weiße unterrichtete, war es für mich eine doppelte Freude, diesmal auch eine Reihe schwarz-
zügiger Sinderkinder und ein Kaffernmädchen dem göttlichen Kinderfreund zuführen zu dürfen. Es herrschte reger Eifer unter den Kindern, der auch besonders am feierlichen Tage selbst zum Ausdruck kam.

Ich möchte noch eine Bekehrung erzählen, die mich aufs tiefste erschütterte, und die erst stattfand, nachdem der liebe Gott die härtesten Mittel angewandt hatte.

In unserer Nähe wohnt eine Dame, die drei große, wohlbe-

setzte Kosthäuser hat. Sie kam vor drei Jahren einige Monate des Nachmittags zu mir, um Sofakissen, Garnituren usw. zu malen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich das bodenlose moralische Elend, in dem sie lebte. Aus einer Zivilehe kamen vier Kinder. Dann ließ der Mann sie sitzen. Sie brachte die Kinder zu ihren Eltern und kam nach Lourenco Marques, wo sie jetzt 33 schwarze Diener in den drei Kosthäusern beschäftigt. Nach einiger Zeit starben zwei Kinder und bald folgte diesen auch das jüngste. So blieb nur noch ein Junge, den sie herüberkommen ließ. Mittlerweile lebte sie mit einem andern Mann zusammen. Der Abgott ihres Herzens war und blieb José, ihr Sohn. Drei Jahre predigte ich der Dame, daß sie sich doch endlich kirchlich trauen lassen soll. Sie hatte auch guten Willen, aber noch mehr Entschuldigungen. Bei Gelegenheit einer schweren Erkrankung ihres Mannes ließ sie sich mit diesem ziviltauen, das sollte wenigstens der Anfang sein; das war vor zwei Jahren. Die Dame selbst hatte ja keine Zeit, des Sonntags in die Kirche zu gehen, doch hätte sie gern gesehen, wenn José es getan hätte; aber dieser sah ja kein gutes Beispiel und tat es auch nicht. Mit vieler Mühe bereitete ich den Jungen vor zwei Jahren zu den heiligen Sakramenten vor. Noch nie war mir eine Vorbereitung so unlieb wie diese, denn immer mußte ich ihn bitten, doch wenigstens zur allernotwendigsten Vorbereitung zu kommen. Und da ich die so privat Vorbereiteten als meinen Anteil ansehe, gehe ich ihnen immer nach, so lang es geht. Da die Erstkommunion im Januar stattgefunden hatte, lud ich den Jungen zur Osterkommunion wieder ein. Aber sein Benehmen dabei war so überaus traurig, daß all meine Mühe vergebens war. Und so hat er im letzten Jahre sein Ostern nicht gehalten. Er besuchte das Gymnasium und hatte trotz seinem jugendlichen Alter, er war 14 Jahre alt, die Konstitution eines jungen Mannes. Da er sehr gutmütig war, hatte er viele Freunde.

Als ich im Juli zum erstenmal nach der Operation vom Schlaßaal mit vieler Mühe von einer Schwester die Treppe hinuntergeführt wurde, teilte sie mir die erschütternde Nachricht mit, daß José von einem Mitschüler im Spiel auf der Straße erschossen worden sei, daß er einige Tage im Krankenhaus gelegen habe, aber daß keine Rettung mehr gewesen wäre. Wir waren alle tief ergriffen; denn alle kannten die traurige Einstellung des Jungen zur Religion. Wenn man selbst krank ist, fühlt man so recht, wie notwendig die Gesundheit oft ist, um auf den Nächsten einwirken zu können. O, wie fühlte ich mein Unvermögen! Aber Gott hatte unsere Mitarbeit zur Rettung dieser Seele nicht verlangt, denn sonst hätte er uns diesen Unglücksfall eher wissen lassen; denn das Wohnhaus ist nur zwei Minuten von uns entfernt. Als die verzweifelte Mutter

ihren Abgott, das einzige Ziel ihres arbeitsreichen Lebens, sterben sah, brach sie ohnmächtig zusammen; sie wurde in der Ambulanz nach Hause gebracht und erwachte erst wieder aus ihrem Zustand, als alles vorüber war, d. h. die Beerdigung mit dem größten Pomp und der zahlreichsten Teilnahme; denn außer den Lehrern und den Gymnasiasten und Gymnasiastinnen hatten sich noch viele beteiligt wegen des ungeheuren Mitgeföhls, den dieser Unglücksfall hervorgerufen hatte. An seinem Grabe sollen viele Männer geweint haben. Mich verfolgte noch lange Zeit das traurige Bild, das ich von dem Jungen gewonnen hatte, als er seine Osterkommunion halten sollte. Möge der liebe Gott ihm ein gnädiger Richter gewesen sein.

Nach einigen Wochen hatte ich eine Unterredung mit der unglücklichen Mutter — und endlich, einige Tage vor Weihnachten, söhnte sie sich mit dem lieben Gott aus, beichtete, kommunizierte und ließ sich kirchlich trauen. Was für Umwege und was für traurige Mittel mußte der liebe Gott anwenden, um diese Seele zu retten!

2

Maria bei der heiligen Kommunion

Ich bin ihm genahnt mit scheuem Tritt
Und warf mich ihm schweigend zu Füßen,
Und ich bat Maria: „Mutter, komm mit!
Du sollst ihn statt meiner begrüßen.“

Da führte sie ihn zu mir herein
Und hieß ihn jubelnd willkommen,
Sie schaute ihm selig ins Auge hinein,
Von heiliger Liebe erglommen.

Sie gab mich ihm hin wie ein krankes Kind
Auf sanften Mutterarmen.

„O schaue auf diese Seele lind,
O schenk' ihr dein göttlich Erbarmen!“

„O senke in dieses dunkle Herz
Deiner Liebe heiliges Feuer.
Es ist mir erblüht in Not und Schmerz,
Es ist ja mein Kindlein teuer.“

Da hob er mich auf voll liebender Huld,
Meine reuigen Tränen zu stillen — — —
Da hat er vergeben all meine Schuld
Um der süßen Mutter willen.

Heiratschwierigkeiten eines Kaffern

Von Schw. M. Capistrano

Das Jawort eines Mädchens nützt einem heiratslustigen Burschen sehr wenig, er muß vor allem die Zustimmung des Vaters der Braut haben. Und diese ist schwer zu bekommen; denn er verlangt nicht nur die bestimmten 10 Ochsen, sondern überdies noch eine Menge anderer Sachen. Will der Bräutigam mit dem Vater wegen der Heirat seines Mädchens reden, so muß er ihm vor allem 20 Shilling in die Hand drücken als „imali yokuoufa“, d. h. als eine Gabe, die ihn aufrüttelt oder warm macht. Dann verlangt er weitere 60 Mark als „imoulamlomo“, eine Gabe, die ihm den Mund öffnet. Ohne dieses Geld wird der Vater einfach gar nicht den Mund öffnen. Gibt er ihm aber das Geld, dann läßt sich dieser künftige Schwiegervater herab und spricht mit ihm. Aber was sagt er?

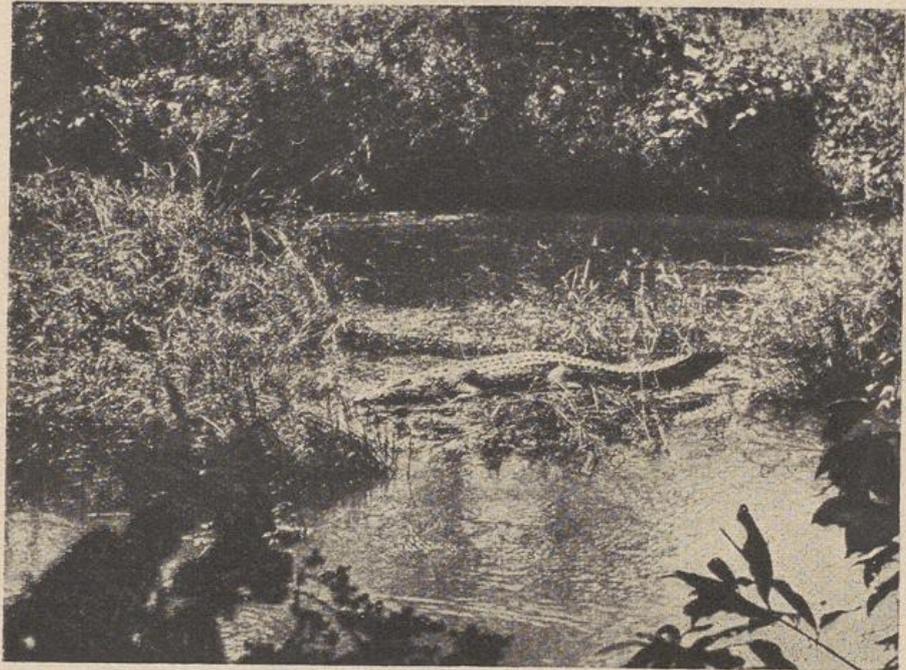
„So, du willst mein Kind heiraten? O, das Mädchen ist mir gar teuer und ich verliere an ihm eine kräftige Hilfe. Nein, ich kann es nicht hergeben, es sei denn, du gibst mir als schwachen Ersatz 100 Shilling.“ Hat der Bräutigam das Geld nicht zur Hand, so muß er einfach zu den Weißen gehen und es sich verdienen.

So vergeht wieder ein Jahr und darüber und der Schwiegervater spricht: „Mein Sohn, siehe, schon lange liebst du mein Kind; weshalb tust du nicht heiraten? Willst du vielleicht jetzt das Mädchen sitzen lassen? Hoffentlich nicht, aber ich verlange von dir als Garantie für deine Treue das bei uns übliche ‚umuyobo‘, das sind weitere 100 Shilling.“ Zulezt, wenn's nach jahrelangem Ringen endlich zur Hochzeit kommt, verlangt der bescheidene Schwiegervater noch 10 Ziegen oder, falls der Bräutigam sie nicht hat, 100 Shilling. Es ist das eine Zugabe zu den 10 Ochsen, die um jeden Preis als eigentlicher Pflichtteil gegeben werden müssen; eine Dreingabe gehört zur Sache. Auch einen Mantel will der Vater haben, damit er, wenn er zum Gericht muß, anständig aekleidet ist.

Ist der Schwiegervater endlich befriedigt, dann kommt erst noch die Mutter an die Reihe und diese will auch ihren Teil haben. Sie sagt: „Ich habe das Mädchen erzogen, habe es, als es noch klein war, beständig auf meinem Rücken getragen, so daß ich heute ganz verkrümmt einhergehe, darum gehört mir ein ‚imbeleko‘, d. h. Rückengeld von 40 Shilling.“ Gewiß, die Schwiegermutter muß dafür einen Ersatz haben, doch ist sie damit nicht fertig, sie spricht weiter, daß ihr nach Landessitte auch noch ein recht großer, fetter Ziegenbock gehöre oder, wenn kein solcher da ist, nochmals 40 Shilling. Auch gehört zu den Heiratsgeschenken eine Wolldecke, und diese darf absolut nicht

fehlen, sondern muß zugleich mit dem Ziegenbock abgeliefert werden. Ferner verlangt die Mutter als Präsent noch eine Art, denn sie muß oft im Wald „nkuteza“, d. h. Holz holen; ein großes Messer muß sie auch noch haben und einen schönen Kochtopf; aber auch ein Lendentuch und ein Kopftuch. Sind jedoch in einem Kraal mehrere Weiber da, so will jedes von ihnen ein Tuch haben. (Die Tochter eines Häuptlings kostet 40—50 Ochsen.)

Nun könnte es mit der Hochzeit losgehen, aber da fällt es ja der Schwiegermutter ein, daß sie noch nicht genügend ent-



Das Krokodil hält seine Siesta

schädigt worden ist. Sie ist die Mutter der Braut, hat dieselbe erzogen, viele schlaflose Nächte mit ihr durchgemacht und jetzt, da sie eine gute Stütze an ihr hätte, sollte sie dieselbe verlieren; das kann nur durch einen „ingqutu“, Extraochsen, gutgemacht werden, wird dieser verweigert, dann kann die Schwiegermutter die Heirat nicht zugeben. Der Braut würde es aber gar nicht einfallen, bei ihren Eltern eine Bitte für ihren Bräutigam einzulegen. Im Gegenteil, die Braut fühlt sich durch diese Entschädigungssumme sehr geehrt. Sie weiß, was sie wert ist und würde es als höchst schimpflich ansehen, wenn sie ihrem Manne ohne alles nur so zugeworfen würde.

Hochzeit! Haben die Brautleute vom Priester den Segen empfangen, dann geht es der neuen Heimat zu. Nahe bei der Heimat angekommen, wird haltgemacht, wo die Brautleute ihre

Hochzeitskleider, die sie unterwegs zur Schonung ausgezogen haben, wieder anziehen. Dann geht es im Zug unter Sang und Klang dem neuen Heim zu, wo nun die eigentliche Hochzeitsfeier beginnt. Kaffrischer Sitte gemäß baut der Bräutigam sein Haus in der Nähe der Wohnung seiner Eltern. Hier macht der Hochzeitszug halt. Niemand tritt in die Behausung ein, bevor die Braut an die Verwandten des Bräutigams ein kleines Geschenk entrichtet hat. Gewöhnlich besteht dieses Geschenk in einem Shilling. Nun steht ihnen der Eintritt frei. Zuerst treten die Brautleute ein und dann die übrigen Gäste, und zwar wird hierbei die Braut von der Schwiegermutter mit beiden Händen umfaßt und liebevoll eingeführt. Beim Hochzeitschmaus darf weder Fleisch noch utshwala (Bier) fehlen, meistens werden ein oder zwei Ochsen geschlachtet. Auf einer Matte, die aus Binsengras geflochten ist, wird das Fleisch auf dem Boden in Stücke zerschnitten und herumgereicht. Das Bier aber trinkt man gemeinsam in der Runde aus einem großen Humpen, Ukamba genannt. Dabei sitzen Männer, Frauen, junge Mädchen und Burschen getrennt in eigenen Gruppen, natürlich alle auf dem Boden, aber da sitzt ja der Kaffer am besten.

Kinder sind von den Hochzeiten ausgeschlossen, sie bleiben zu Hause und übernehmen, wenn auch noch so unfähig dazu, die Aufsicht auf die Heimat. Nun rüsten sich die jungen Leute zum Tanz. Den ersten Reigen eröffnet dabei die Braut, und zwar ist es wiederum die Schwiegermutter, die sie dabei einführt. Letztere tanzt, sei sie auch noch so alt, munter vor ihr her, stößt laute Freudenrufe aus, hebt und reckt die alten Glieder, lacht und singt, bis sie ganz heiser ist, hat dabei meistens noch einen Besen in der Hand, mit dem sie den Takt gibt.

Die Braut tanzt nur einen ganz kurzen Tanz, mit gesenkten Blicken, dann zieht sie sich zurück. Es war ihr letzter Tanz, als junges Weib darf sie nicht mehr tanzen. Erst wenn sie einmal mehrere Kinder hat, kann das Tanzen und Springen wieder losgehen. Anders der Bräutigam, er tanzt nach Belieben und auch als jungverheirateter Mann. Der kaffrische Tanz ist viel bescheidener als der europäische, denn hier tanzt jeder für sich allein; wohl stehen die Burschen und Mädchen in langer Doppelreihe, allein keines berührt das andere. Die Mädchen halten in der Hand weiße Tüchlein oder grüne Zweige und drehen und schwingen sich hin und her. Gegen Sonnenuntergang, nachdem die Gäste gegessen und getrunken haben, zerstreut sich die Menschenmasse und es geht der Heimat zu.

Am kommenden Morgen wartet auf die Braut eine andere Zeremonie. Sobald die Sonne aufgeht, steht schon die Schwiegermutter in strenger Amtsmiene da, faßt die Schwiegertochter mit beiden Händen und führt sie in ein Gemach, wo sie sich

ihres Brautschmuckes zu entledigen hat, um statt dessen ein einfaches Hauskleid anzuziehen.

Kurz darauf erscheint sie an der Hand der Schwiegermutter wieder, und zwar ohne Kopfbedeckung. Zum letzten Male trägt sie ihre Haare frei, denn die kassrische Sitte fordert streng, daß ein Weib ihr Kopfhaar stets mit einem Tuche umwickelt habe. Nun breitet die Schwiegermutter vor der Türe der Hütte eine große Binsenmatte aus, auf welche sich die Braut bescheiden niederläßt. Dann beginnt sie auf der Matte die Geschenke auszubreiten, die sie für die nächsten Anverwandten mitgebracht hat. Das erste erhält die Schwiegermutter, das zweite der Schwiegervater, die übrigen bekommen die Brüder und Schwestern des Bräutigams. Ein sehr angenehmes Geschenk für die Schwiegermutter ist ein von der Braut eigenhändig gefertigtes Kleid nebst einer zierlich geflochtenen Binsenmatte; den Vater beehrt sie gewöhnlich mit einer Wolldecke und Matte, die übrigen müssen sich mit etwas Geringerem begnügen, alle aber sollen sehen, wie sehr die Braut ihre neuen Anverwandten liebt.

Nun wird gesungen und die Schwiegermutter tritt zur Braut, setzt ihr das Kopftuch auf und küßt sie dreimal auf die Stirne, damit ist sie unter die Frauen aufgenommen. Die andern Frauen machen jetzt einen Reigen um die Braut und besingen sie in ihrer neuen Frauentracht. Nach einer Weile tritt die Schwiegermutter wieder auf, nimmt ihre Tochter und führt sie in die Hütte zum Bräutigam und den dort versammelten Männern. Eine Weile sitzt die Braut an der Seite ihres Gemahls, dann reicht ihr dieser das Biergefäß, aber nicht zum Trinken, sondern damit sie zum ersten Male ihres Amtes als Hausfrau walte, gehorsam aufstehe und den Krug in freundlicher Weise im Kreise herumreiche. Jeder trinkt, worauf wieder gesungen wird.

Am zweiten Morgen ist es Pflicht der Neuvermählten, beim ersten Hahnenschrei, wenn alle andern noch im Schlafe sind, aufzustehen, zur Quelle zu eilen und frisches Wasser zu holen für die Schwiegermutter. Sie stellt das Wasser sorgfältig vor deren Türe, damit sie beim Erwachen gleich das nötige Koch- und Waschwasser parat findet. Nachdem die Schwiegermutter aufgestanden, kommt die Braut zu ihr und bittet ganz bescheiden um Arbeit. Nun, beim erstenmal zeigt sich jede Schwiegermutter gut; sie spricht zu ihr: „Für heute, mein Kind, ruhe dich aus, morgen aber frage mich wieder.“

Am dritten Morgen steht die junge Frau abermals zuerst auf, um Wasser zu holen. Dann fragt sie die Schwiegermutter wieder, was sie tun soll, und diese legt ihr eine Hacke auf die Schulter und heißt sie aufs Feld gehen. Von da an geht alles im gewöhnlichen Gleise. Die neue Hausfrau steht ganz unter dem Regiment der Schwiegermutter, viel mehr als unter

dem ihres Mannes. Ist die Schwiegermutter gut, dann geht alles in Frieden; doch wehe, wenn das nicht der Fall ist! Da gibt's böse, saure Stunden und Tage zu kosten. Rechte hat die junge Frau keine, erst nach der Geburt eines Kindes wird sie selbständig, bis dorthin hat sie ihrer Schwiegermutter strengen Gehorsam zu leisten. Auch dann noch muß sie in allem die Schwiegermutter fragen, wie und auf welche Weise sie das Kind zu behandeln habe. Bis zur Geburt des ersten Kindes wird sie auch immer „umakoti“, Braut, genannt und als umakoti muß sie recht bescheiden sein. Sie darf nie allein ausgehen, auch nicht zur Arbeit, sondern muß immer ein Mädchen zur Begleitung haben. Kommt Besuch ins Haus, dann muß sie emsamo (hinten in der Hütte) sitzen und darf kein Wörtchen dazwischen reden, denn sie ist ja noch ein ingane (Kind) und versteht von allem nichts. Sie muß große Ehrfurcht haben vor ihren Schwiegereltern; geht sie mit ihrer Schwiegermutter, dann darf sie nie vor ihr oder gar neben ihr gehen, sondern muß bescheiden hinter ihr gehen. Sitzt der Schwiegervater in der Hütte, so muß die umakoti immer rückwärts in geziemender Ehrfurcht an ihm vorübergehen.

z

Ein Dankesbild

Alban Stolz erzählt: Ich sah einmal in Smyrna einen Mohren auf der Straße fortrutschen, der, elend verkrüppelt, gar keine Beine und Füße, sondern nur ein paar kurze lahme Auswüchse am Kumpf hatte. Ich gab ihm, ohne daß er es erwartete, eine Kleinigkeit; da rief er mir seinen Dank und Segen in arabischen Worten nach, die ich nicht verstand; aber ein Herzensverständnis hatte ich von seinem Blick und dem Ausdruck seines Gesichtes. Es schien die Erinnerung an sein Elend und die Freude, daß ein Fremder, ein Weißfarbiger, ein Europäer unangerufen ihm Mitleid zeigte, seltsam zusammenzustoßen und in gerührtem, innigem Dank Ausbruch zu nehmen. Der Mohr kommt mir jetzt noch schön und lieb vor in seinem langen Leid und in seiner kurzen Freude und in dem Auf lodern seines Dankes. Wir sind insgesamt auch arme, verkrüppelte Mohren vor Gott der Seele nach und hatten nirgendwo her etwas zu erwarten: Da geht Gott vorüber und gibt uns nun unangerufen nicht einen Groschen, sondern mehr als eine Welt, das Höchste, was er selbst hat, seinen Eingeborenen, und gibt ihn fort und fort im heiligen Abendmahl. Aber ach, der Mohr in Smyrna dankte herzlicher für die armselige Kleinigkeit, als die meisten von uns für das, was selbst vor Gott das Höchste ist. Da mag wohl der Sinn eines bekannten biblischen Spruches sich auch so ausdrücken lassen: „Die Mohren werden weiß sein und die Weißen schwarz.“

Ein verirrtes Schäflein wiedergefunden

Von Schw. M. Trutberta C. P. S.

Kasimir unterrichtete mehrere Jahre die Taufbewerber und war im allgemeinen sehr beliebt bei seiner Katechumenenschar. Er ging der jungen Christengemeinde mit gutem Beispiel voran und kämpfte unermüdlich gegen gottlose Gebräuche und Sitten. — Wie so oft im Menschenleben, sollte auch bei ihm einmal die wahre Glaubensstärke auf die Probe gestellt werden. Eine tückische, bösertige Krankheit überfiel ihn. Längere Zeit war keine Besserung zu bemerken. Seine Oheims, alle noch Stockheiden, besuchten oft den kranken Neffen. Sie taten ihr Bestes, den Hilflosen zu überzeugen, daß nur ein bestimmter Zauberer seine Krankheit entfernen könne. Kasimir wollte natürlich von solchen Sachen nichts wissen, hatte er es doch selbst im Religionsunterricht verboten. Listig, wie nur ein Versucher sein kann, waren diese seine Genossen. Immer mehr drängten sie den armen, schon sehr entkräfteten Kranken, teils durch Schmeicheleien, teils durch Drohungen, ihren Rat doch zu befolgen. Eine Ablehnung oder Verachtung alter Gebräuche erregt großes Rachegefühl bei den Schwarzen. Letztere sehen jede Krankheit als eine Strafe der Geister oder als eine Verhergerei an. Kasimir verlor nach und nach seine frühere Energie und schließlich gab er ihren Bitten nach, ob aus Angst oder menschlicher Schwachheit, das weiß der liebe Gott allein. Nachdem er die Medizin genommen hatte, trat Genesung ein, zur größten Freude und zum Triumph seiner heidnischen Verwandtschaft. Der Gebrauch der Medizin wäre ja an sich harmlos gewesen, aber die Zubereitung derselben ist streng verboten. Unter vielen unsinnigen Zeremonien wird ein Teufelsopfer gebracht, wobei die Geister die Heilkraft hineinzaubern.

Das Vergehen war bald bekannt. Da er als Lehrer schlechtes Beispiel gegeben hatte, konnte eine gerechte Sühneleistung nicht erspart bleiben. Wiederum hat man den Armen aufgekehrt: eine solche Beschämung und Verdemütigung könne er unmöglich über sich ergehen lassen, seine Ehre würde herabgesetzt und dergleichen mehr. Der Beschämung zu entgehen und Ruhe suchend, verließ er seine Familie und lebte einsam in der Steppe. So verbrachte er, dem verlorenen Sohne gleich, mehrere Jahre in Elend und Not. Seine gute, fromme Frau besuchte ihn von Zeit zu Zeit, betete und opferte für seine Rückkehr; mit Worten konnte sie soviel wie nichts bei ihm erreichen. Barbara, so heißt sie, kam oft zur Mission und arbeitete, um sich und ihren Kindern Kleider zu verdienen; sie klagte dann ihr Leid. Nun kam eines Tages ein Brief von

ihm, sie solle Hab und Gut zusammenpacken und mit den Kindern zu ihm wohnen kommen. Das war für die gedrückte Barbara ein harter Schlag. Meine ganze Jugend habe ich hier auf der Mission zugebracht; wenn ich morgens aufstehe, schaue ich direkt auf die Kirche; und das liebliche Glockengeläute bin ich so gewöhnt, der Gedanke daran, daß ich von hier scheiden muß, zerbricht mir das Herz. Das alles sagte sie mit Tränen in den Augen. Nach einer Weile fragte sie mich ganz schüchtern: „Könntest du vielleicht mal mit mir gehen zu meinem Mann? Deinen Worten schenkt er gewiß Gehör.“ Mit Freuden erfüllte ich ihre Bitte und nach wenigen Tagen traten wir unsere Reise an.

Vor Tagesanbruch verließen wir die Mission. Unser Weg führte ungefähr zwei Stunden durch einen prachtvollen Urwald, beständig bergab, stellenweise so steil, daß Stufen gemacht waren. Man fühlte, wie die Luft allmählich schwüler und drückender wurde. Sobald wir den Wald verließen, lag eine unübersehbare Steppe vor uns. Unser Fußweg bahnte sich nun durch meterhohes Gras. Auf einmal erblickten wir einige Mangobäume. „Wenn wir diese Bäume erreicht haben, sind wir bei der Hütte meines Mannes angekommen“, sagte Barbara glückstrahlend, die Hand nach der Richtung hin ausstreckend. Noch eine gute Weile passierten wir das hohe Steppengras, bis das Ziel erreicht war. Die Bäume schienen vor uns zu entfliehen. Müde und entkräftet von der glühenden Tropensonne, standen wir plötzlich vor der armseligen Hütte Kasimirs. Doch wie groß war unsere Enttäuschung, erfahren zu müssen, daß Kasimir gestern aufgebrochen sei, um Verwandte in weiter Entfernung zu besuchen. In Gottes Namen, dachte ich, wenn wir denn nichts ausrichten können, soll wenigstens das Opfer meiner mühsamen Reise seiner Seele zugute kommen. Barbara, die besorgte Martha, kümmerte sich um viele Dinge, um mich zu bewirten. In Kasimirs Feld ließen sich noch einige Süßkartoffeln, sowie etwas grünes Gemüse finden, so daß wir uns zur Rückkehr genügend stärken konnten. Beim Rückweg hießen wir manches liebliche Blümlein und Pflänzchen aus dem Urwald mitgehen, um es beim Schmücken unseres Gotteshauses zu verwerten. Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir unser Heim wieder erreichten. Ich schrieb nun Kasimir einen Brief, erinnerte ihn an sein abgelegtes Taufgelöbnis, und legte ihm klar, daß er ein strenges Gericht zu erwarten habe, falls er seinen Lebenswandel nicht ändere.

Es vergingen mehrere Tage und Sonntage; Kasimir war nicht auf der Mission zu sehen. Ich hatte schon fast die Hoffnung für seine Bekehrung aufgegeben. Inzwischen ging in der Seele des Verirrten ein schwerer Kampf vor. Sein Ge-

wissen machte ihm Vorwürfe, seine Natur dagegen lehnte sich auf und sträubte sich, dahin zurückzukehren, wo er so ver- demütigt wurde. Wiederum waren es die heidnischen Onkels, die ihn von seinem Vorhaben abhielten. Doch die Gnade siegte endlich, mit eisernem Willen wies er alle Schmeicheleien von sich, entfloh der bösen Umgebung, hatte nur noch Ohr für die Stimme des guten Geistes. „Rette deine Seele, wenn du Gott als gnädigen Richter haben willst.“ Nun lebt Kasimir wieder glücklich in seiner Familie. Wer kann sich wohl die Freude seiner guten Barbara vorstellen? Sonntags nach der Frauenkatechese zupfte sie mich und flüsterte mir ins Ohr mit seligstrahlendem Antlitz: Kasimir kam gestern abend, war schon in der Frühmesse.“ Oft und andächtig sieht man ihn in der Kirche knien. Einem frommen Büsser gleich, wagt er kaum seine Augen zu erheben. Wer von uns hätte wohl in gleicher Prüfung standgehalten?

✠

Unsere große Aufgabe

die Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Erde, die Bekehrung der Welt ist noch lange nicht vollendet. — In Afrika leben nach den neuesten Statistiken 154 Millionen Menschen, wovon erst über 6 Millionen den wahren Glauben besitzen. Unermüdlich arbeiten die Missionare an der Bekehrung der 148 Millionen Außenstehenden, aber sie brauchen die Mitwirkung aller Katholiken, nicht allein durch materielle Spenden, die unentbehrlich sind, sondern und vor allem durch Gebet und Opfer. Es gibt Schwierigkeiten im Missionsleben, die keine materielle Hilfe zu beseitigen vermag, allein Gottes Gnade — die Gnade aber muß durch das Gebet ersleht werden. Diese Missionshilfe kann auch jeder leisten, wäre er auch noch so arm.

Wieder ruft die Petrus-Claver-Sodalität wie schon seit so vielen Jahren zum „Gebetskreuzzug für Afrika“ auf. Er besteht in einer Novene zum heiligsten Herzen Jesu, die vor dem Schutzfest des heiligen Josef (3. Mittwoch nach Ostern) gehalten wird, also heuer vom 20. bis 28. April einschließlich. Man kann sie öffentlich oder privatim halten. Das dabei gebräuchliche „Sühnegebet zum heiligsten Herzen Jesu für die Neger Afrikas“ kann gegen Portoersatz in beliebiger Anzahl bezogen werden von der Petrus-Claver-Sodalität

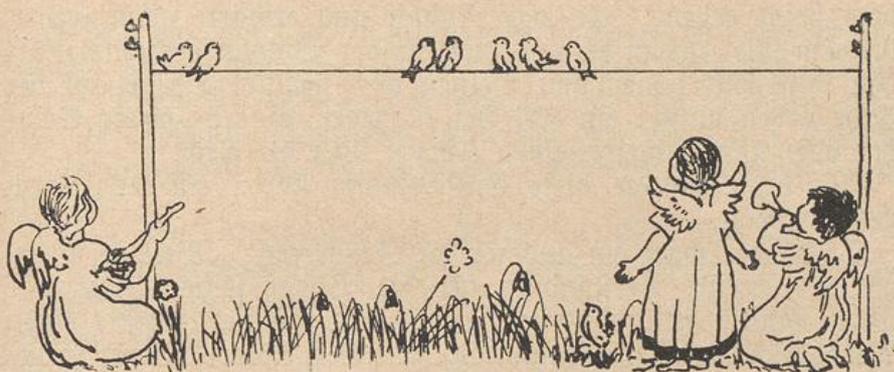
Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19; Postsparkassenamt W i e n, Nr. 7.814.

Wien I., Bäckergasse 18, Mezz.; Postsparkassenamt W i e n, Nr. 89.048.

Innsbruck, Universitätsstr. 24/II.; Postsparkassenamt W i e n, Nr. 101.756.

Brünn, Bäckergasse 4; Postsparkassenamt B r ü n n, Nr. 102.748.

90



F ü r d i e K i n d e r

Plauderei aus einer ostafrikanischen Schule

Erinnerungen einer in Ruhestand versetzten Missionschwester

In unserer Schule in Ost-Afrika nahm man auch die Naturkunde in den Stundenplan mit auf. Mit Bienenfleiß gingen meine jungen Kinder der Wildnis daran, und sie fanden darin Beweise der Größe ihres Schöpfers und einen interessanten Zeitvertreib. Besonders waren es die Knaben, die sich auf dieses Fach freuten, und einer suchte den andern zu übertreffen. Wir kamen von der Baumwollstaude zum Kaffeebaum und Zuckerrohr. Dann kam die Tierwelt an die Reihe; einmal wurde sogar eine Eidechse präsentiert. Hunderte von Fragen mußten beantwortet werden, bis die Weisheitsquelle in den schwarzen Köpfen endlich erschöpft war. Einer der Tüchtigsten in der Oberklasse fragte eines Tages seinen ihm überlegenen Kameraden: „Zu welchem Stamm gehört die Eidechse?“ — „Zum vierbeinigen Stamm“, lautete die Antwort. — „Falsch! Sie gehört zum kriechenden Stamm“, gab der Fragende zurück. Der Tüchtigste bemühte sich natürlich, seine Behauptung zu verteidigen, indem er sprach: „Hat doch die Eidechse zweifellos vier Beine, mit denen sie sich auf der Erde oder im Wasser fortbewegt.“

Sein Gegner bestand darauf, daß das umstrittene Geschöpf nicht laufe, sondern krieche. Der Erste holte stärkere Beweise hervor, daß die Eidechse vier Beine hat zum Gehen, und der andere hielt fest an seiner Behauptung, daß der Körper der Eidechse bei der Bewegung den Boden berühre. Zuletzt lief dieser davon, um ein Exemplar zu suchen und durch Anschauung die Sache klarzustellen.

Als die Eidechse zur Hand war, machten wir den Boden eben und streuten Asche darauf, um ihre Spur verfolgen zu können. Dann warf der eine die Frage auf: „Was heißt kriechen, und

was heißt gehen?" Er war Richter und erklärte allen sofort, daß ein Tier, wenn es zum vierbeinigen Stamm gerechnet werden sollte, mit seinen vier Beinen ohne jegliche Stütze auf der Erde gehen müsse; ein Kriecher hingegen, einerlei ob er Beine hat oder nicht, schleife seinen Körper über die Erde.

Als der Tüchtige diese Entscheidung hörte, gab er seinem Gegner recht.

Bald aber warf ein anderer die Frage auf: „Welcher Vogel hat das meiste Verständnis für die Pflege seiner Jungen?" Man nannte alle möglichen Vögel; ein Schüler zögerte einen Augenblick, und sagte dann endlich: „Der Adler!" Denn er las immer mit Vorliebe die Beschreibung dieses Vogels, besonders,



Eine Gruppe kleiner Neuzug-Missionsfreunde, die unter ihrer wackeren Führerin Stanniol für die Mission sammelten

weil er im deutschen Wappen ist. Nun mußte er erklären, warum er den Adler für den besten Versorger seiner Jungen halte. Mit echtem Rednertalent fing er an:

„Der Adler ist von allen Vögeln der klügste, er baut sein Nest auf hohe Felsen, versorgt seine Jungen reichlich mit frischem Fleisch. Die Adler haben die reinste und beste Luft, sie werden in der großartigen Natur aufgezogen. Ihre Eltern geben ihnen das beste Beispiel an Kühnheit und Tapferkeit. Immer sehen sie aus ihrer Höhe alle anderen Wesen. Sie sind die Kinder des Königs der Vogelwelt. Ein junger Adler zeigt schon im Nest in seiner Kindheit kriegerischen Geist wie wir Knaben unserer Wildnis. Dann sind die jungen Adler abgehärtet, weil sie jeder Witterung ausgesetzt sind, sie sind das Donnern des Donnervogels, das Gewitter des Großen gewohnt. Wie glücklich müssen sie sein, wenn sie hoch oben die Zickzackblitze um sich herum

leuchten sehen; wie herrlich muß ihnen in ihrem Heim ein Stück frisches Fleisch schmecken! Die Knochen ihres verspeisten Wildbretes lassen sie dann herunterfallen, wie die Reichen ihre Brosamen. Das allein genügt schon, um dem Adler den Vorzug vor allen andern Vögeln zu geben“, so schloß der Junge seine Lobrede.

Gleich hob ein anderer den Finger in die Höhe; ich fragte ihn: „Nun, was meinst du dazu?“ Und er begann schüchtern:

„Erst gestern fand ich ein Singvogelneft; es hing an einem schönen Zweig des anmutigsten Baumes und wurde durch sanfte Winde gewiegt. Es ist tief und weich ausgepolstert, damit die kleinen federlosen Vöglein nicht unter Kälte und Nässe leiden. Ja, das bequeme Neft gefällt mir besser als alle andern.“

So wußte noch mancher Junge von seinem Lieblingsvogel etwas zu sagen; jeder wußte die Weisheit seines Vogels hervorzuheben. Überall war Schönheit, Friede und Sicherheit.

Möge diese kleine Plauderei zur Beleuchtung dienen über das Denkvermögen unserer Negerlein sowie die lieben kleinen Leser an Gottes Weisheit erinnern, die alles für uns erhält und regiert.



Plaudereckchen

Wegen der Fastenzeit, wo wir uns alle der Stille und Sammlung befließigen wollen, wurde das Plaudereckchen unterbrochen. Habt Ihr auch alle daran gedacht, mit dem leidenden Heiland durch die Fastenzeit zu gehen? Derjenige wird jetzt die Auferstehungsfeier des lieben Heilandes miterleben und frohe, gnadenreiche Ostern feiern, der während der Vorbereitungszeit sein Herz überfließen ließ von Liebe und Opferbereitschaft Gott und dem Nächsten gegenüber. Mit Freuden sehen wir, daß Euer Eifer im neuen Jahr wieder neu aufgeflammt ist. So will es der liebe Gott! Für Gott und die Seelen ist nichts zu schwer! — Unser Vorratseckchen mit den Geschenken für die ausgeschriebene Prämie war schnell geplündert. Schon zweimal mußten wir Rosenkränze und Täschchen bestellen, um unserm Versprechen treu bleiben zu können. Die Rosenkränze macht eine unserer kranken Schwestern. Nun sind wir wieder hinreichend mit allem versehen, und Ihr könnt ohne Sorge, der Prämie verlustig zu gehen, Eure Missionsarbeit weiterführen. Ein besonderes Dankeslied müssen wir unseren drei eifrigsten Missionsfreunden singen, nämlich der unbekanntem aus Roden, welche 35, Erna aus Buchenschachen, welche 17, und dem mutigen Werber oder der Werberin aus Altenbeken, welche 10 neue Abonnenten gewonnen haben. Ebenso ein herzliches Vergelt's Gott den Förderern und treuen Wohltätern aus Dülken, welche durch ihre jahrelange Missionsarbeit und wohlwollenden Spenden nicht wenig missionarische Tätigkeit bekunden.

Liebe Kinder, gewiß habt Ihr das Wort „bombardieren“ im letzten Plaudereckchen wörtlich aufgefaßt, denn ähnlich einem Kugelregen kommen in den letzten Wochen Pakete Silberpapier hier an. Doch wir leben noch und haben keinerlei Schaden erlitten. All den fleißigen Sammlern und Sammlerinnen aus Mengerskirchen, Dillhausen, Elkenroth, Neuenbeken, Paderborn, Hovelringe und Elbing ein tausendfaches Vergelt's Gott. — Und nun, Achtung! Achtung! feierlichst läuten wir die versprochene Be-

kanntmachung aus, welche eigentlich in der vorigen Nummer schon gesehen sollte. Unsere Missionsfreunde aus Elbing haben sich im neuen Jahr als die allereifrigsten erwiesen! Wir gratulieren zum überschwemmenden Erfolg! Von dort kamen gleich zwei Pakete Silberpapier und Freimarken. Eines dieser Pakete hättet Ihr mal sehen sollen. Es war das größte, welches meines Wissens je hier eintraf. Aber wißt Ihr was, liebe E. Hauptstein und U. Schade, es war so eigentümlich leicht, denn der Karton hatte auf der unteren Seite einen großen Riß. Ihr habt bestimmt die Bahn mit Euren Schätzen bereichern wollen! Doch das tut nichts zur Sache. Der liebe Gott sieht auf den guten Willen und den belohnt er auch, selbst wenn es einmal mißglückt. Beide Pakete zu-



Hier seht ihr die kleine Morlies aus Düsseldorf, wovon ich euch bereits in der Januar-Nummer erzählte. Sie ist die Nichte unserer Schwester Fortunata in Afrika und tritt in diesem Aufzuge die Reise zu ihrer Tante an. Gute Fahrt!

sammen waren doch noch mehr als 10 Pfund schwer. Ebenso noch an dieser Stelle ein inniges „Danke“ all den vielen Unbekannten, welche uns Ihre kostbaren Silberschätze zusandten. Für jedes, auch noch so kleine Paketchen sind wir dankbar.

Also, Ihr treuen Missionshelfer und -helferinnen, arbeitet mutig weiter. Ihr habt das neue Jahr mit Eifer und Mut für die gute Sache begonnen. Erhaltet Euch dieses Herz voll Liebe und Opferbereitschaft für Gott und die Seelen. Unsere Gebete füreinander werden Euch und uns Kraft geben zum treuen Ausharren im Guten.

Recht frohe und gesegnete Ostern wünschen Euch Eure afrikanischen Brüder und Schwestern, welche durch Gebet Eure liebevolle Hilfe lohnen, und besonders die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Rätsel

1. Nenne mir fünf Tage der Woche, in welchen kein „a“ vorkommt?
2. Welche Kugel rollt immer, ohne, daß man es sieht?
3. Zweibein sieht auf Dreibein, da kam Vierbein und wollte Zweibein beißen; aber Zweibein nahm das Dreibein und warf es auf Vierbein?
4. Es hat vier Beine, worauf es steht und kann doch nicht damit laufen; es hat einen Rücken, aber keinen Kopf.
5. Wann schmecken die kleinen Apfel und Birnen am besten?
6. Es hat keine Füße und kann doch gehen, es hat keine Hand und kann doch schlagen.
7. Was läuft von Köln nach Bonn, ohne sich zu bewegen?
8. Welchen Bogen brauchen alle Menschen?
9. Auf welcher Leiter kann man hinauf, ohne zu steigen und ohne einen Fuß zu bewegen?
10. Ich bin wohl klein, aber eisenstark und laufe stets auf meinem Kopfe?

Rätselauslösung aus vor. Nummer

Moraen.

Lustige Ede

Kindergebete.

Ein kleines Mädchen hing mit gleicher Zärtlichkeit an Mutter und Großmutter. Es war nun der Geburtstag der letzteren, und die Mutter sagte zu der Kleinen: „Heut' ist der Geburtstag der Großmama; du mußt für sie beten, daß sie recht alt wird.“ Das Kind sah die Mutter voll Bewunderung an. —

„Nun,“ fuhr die Mutter fort, „willst du denn nicht beten, daß die Großmama alt wird?“ — „Ach, nein!“ antwortete das Kind, „sie ist ja ohnehin schon so alt; ich will lieber beten, daß sie wieder jung wird.“

Schonende Mitteilung.

Die kleine Liese, die mit einem Auftrag zum Kaufmann geschickt wurde, kommt eilig wieder zurück und sagt zu ihrer Mutter: „Denke Dir, Mama, ein kleines Mädchen weinte auf der Straße, weil es das Geld verloren hatte, das ihm die Mutter mitgegeben hatte. Alle Leute lachten, nur ich nicht.“

Mama: „Und warum hast du nicht gelacht?“

Liese: „Weil ich das kleine Mädchen war.“

Ein bedauernswertes Kind.

Onkel: „Nun, Karlchen, weshalb weinst du denn?“

Karlchen: „Ja, der Herr Pfarrer hat gesagt, ich soll drei Vaterunser beten!“

Onkel: „Also, dann tue es doch auch.“

Karlchen: „Ich kann aber bloß eins.“

Kindliches Gebet.

Der kleine Anton verrichtet kniend vor seinem Bettchen das Abendgebet. Unterdessen kann sein noch jüngeres Brüderchen der Versuchung nicht widerstehen, ihn einige Male an den Haaren zu zupfen. Eine Weile lang erträgt der kleine Beter eine solche Störung geduldig. Dann aber hält er mitten im Gebete ein mit den Worten: „Lieber Gott, entschuldige mich einen Augenblick, bis ich dem Karl eine runtergehauen habe.“

Suche in jedem Menschen die Vorzüge, und du vergißt seine Fehler.

Das Recht sagt: Jedem das Seine! | Wenn wir täten, was wir sollten,
Die Liebe: Dir das Meine! | Dann tät Gott auch, was wir wollten.

Und ist die Erfindung des Fliegens gedich'n: —
Es gibt keine Flügel, um Gott zu entflieh'n!

Aus der Heiligen Schrift.

„Fürchte dich nicht, denn Ich habe dich erlöst: . . . , Mein bist du!
Wenn du durch Gewässer gehst, will Ich bei dir sein, und die Ströme
werden dich nicht decken.“ (Is.)

„Den Willen derer, die Ihn fürchten, tut Er, und ihr Gebet erhört
Er und erlöst sie. Der Herr behütet alle, die Ihn lieben.“ (Ps.)

„Der zum Himmel hinaufführt, ist dein Helfer: in Seiner Hoheit
ziehen die Wolken.“ (5. Mos.)

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat
den Beitrag für die Caritasblüten einsandten. Diejenigen, welche noch
rückständig sind, werden uns gewiß, so hoffen wir, die Osterfreude be-
reiten und in diesem Monat noch Ihren Beitrag einsenden, den wir
dann, als Ostergabe, von allen dem Heiland auf die Opferpatene legen
wollen.

O wunderschöne Osterzeit, da aus den schon gelösten Banden
Der Lenz in lichter Herrlichkeit gleichwie der Heiland auferstanden.

Sieh hin, das frühe Veilchen blüht, und wo nach überwundnem Jagen
Das erste Grün den Busch umzieht, hörst du die Drossel wieder schlagen.

Wohin du blickst, dich Wunder locken, davon die Ahnung dich durchdringt,
Wie sich beim Klang der Osterglocken die Seele aus dem Dürster schwingt.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: 1. Fest der
sieben Schmerzen, 3. April; 2. Am Gründonnerstag, 9. April; 3. Am
Karfreitag, 10. April; 4. Am hochheiligen Osterfest, 12. April.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

Die Sakramente sind in einem ganz besonderen Sinne die Gefäße des
kostbaren Blutes. Sie sind die Mittel, wodurch das kostbare Blut ge-
wöhnlich auf die Seelen der Menschen angewendet wird; die Mittel, wo-
durch es zuerst erobert und dann bewahrt, was es erobert hat. Sie sind
unter gewöhnlichen Umständen die Kanäle, durch die es den Seelen zu-
geführt wird, für die es vergossen wurde. Faber.

Gebetserhörungen

Dem hlst. Herzen und unserer lieben Frau von Lourdes innigsten Dank
für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

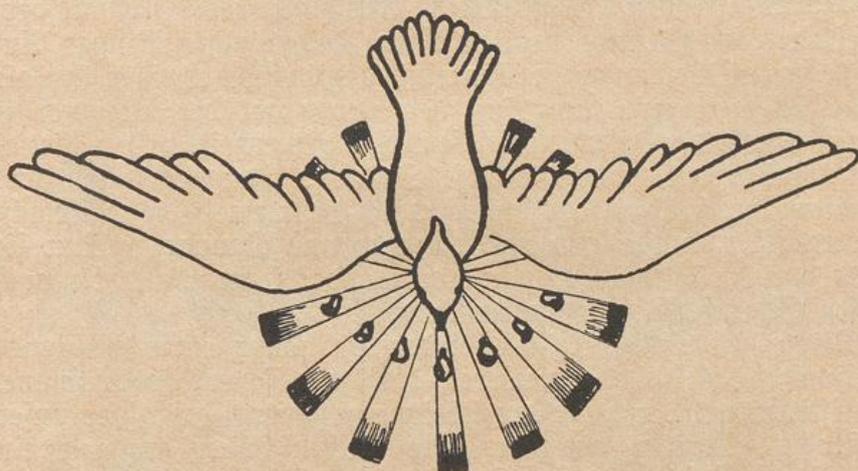
Der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Bruder Konrad, den heiligen
14 Nothelfern innigen Dank für Hilfe in einer schweren Krankheit und
glücklicher Geburt. Veröffentlichung war versprochen. Th. G. S.

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1936



O Heiliger Geist! was wär' ich ohne Dich?

Was ist der Baum, wenn ihm entschwunden
Die innere Kraft, der Lebenstrieb?
Die dürren Äste dir's bekunden,
Wie nichts ihm außer Armut blieb.

Was ist die Erde, wenn entschwände
Des Sonnenballes lichte Pracht?
All' Leben hätte dann ein Ende,
Was bliebe, wäre Grab und Nacht.

Was nützt dem Schiff wohl all Gepränge,
Sein fester Bau, sein stolzer Mast,
Wenn niemals aus des Hafens Enge
Der Wind es hebt mit leichter Last.

Wozu der Orgel Prachtgehäuse,
Wozu der inn're Kunstverband,
Wenn niemand ihrer Töne Schleiße
Zu öffnen weiß mit Meisterhand?

Was ist der Mensch, wenn ausgezogen
Aus diesem Staubgebild der Geist?
Nur Trümmer noch, die — streng erwogen —
Man nicht mehr Mensch, nur Moder heißt.

O Seele, sieh' im Leibeslose,
Was ohne Heil'gen Geist du bist.
Du trägst den Tod in deinem Schoße,
Des Elend nie ein Maß ermißt.

Ach tot für Gott und seine Ehre!
Getötet aller Tugend Rest!
Du glaubst zu leben — aber höre:
Du lebst und wirkst wie Gift und Pest. P. J. S.

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

Zur Zeit, als unsere Missionsstation Kiboscho am Werden war, hatte ich einen Kampf um eine Seele durchzufechten, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Kiboscho liegt zwischen zwei bedeutenden Bergesrücken, Ausläufer des Kilimandjaro-Gebirges, mit seinem uralten Kibo, dessen majestätischer Anblick so zur Bewunderung hinreißt, daß manche Heiden ihn als Gottheit verehren. Am Fuß der Berge hat der Schöpfer je einem Fluß die Bahn angewiesen. Zur Regenzeit, in den Monaten Mai und Juni, sind diese Flüsse oft angeschwollen und preisen durch ihr Geplätscher und Gemurmeln die Allmacht Gottes. In den Monaten Dezember und Januar werden sie aber von der Sonne so ausgetrocknet, daß kein Wanderer noch einen Schluck Wasser finden kann.

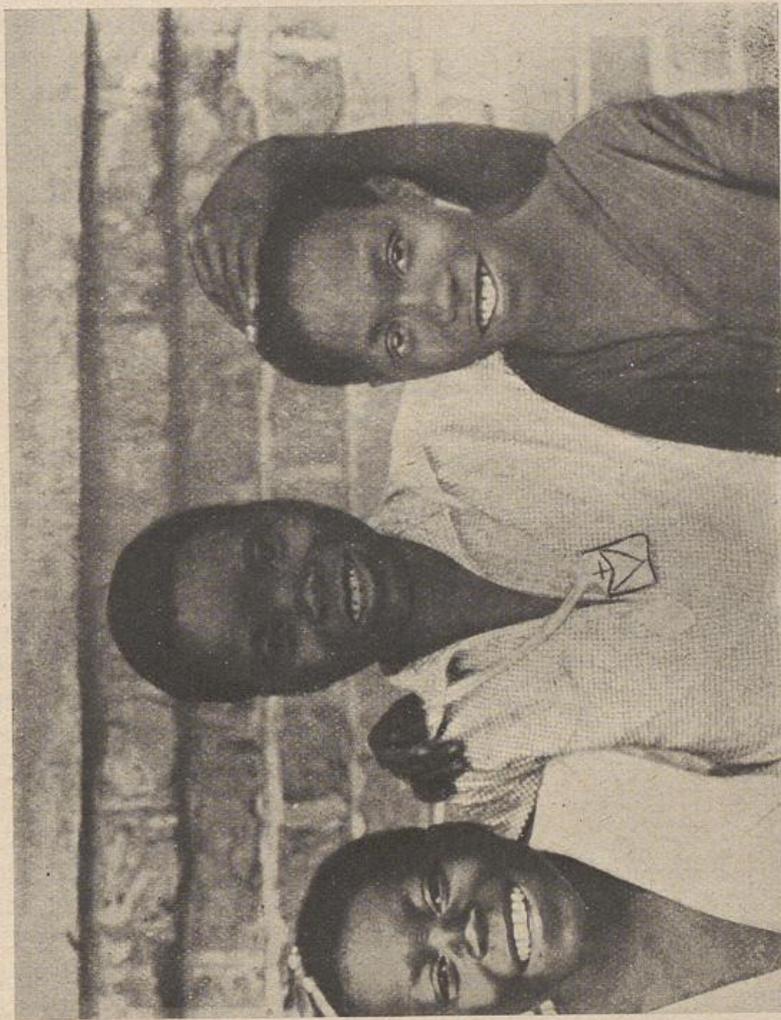
Die größte Schwierigkeit bei der Gründung einer Missionsstation bildet die Vielweiberei der heidnischen Volksstämme. Im stillen hat der Herr des Weinberges jedoch auch hier unser rastloses Arbeiten gesegnet. Die Außenschulen brachten ein prächtiges Resultat. Eine stattliche Anzahl Jünglinge von 15 bis 21 Jahren meldete sich voller Begeisterung ganz freiwillig als Taufbewerber. Ich hatte die Aufgabe, den Samen in die Herzen dieser frischen, lebensfrohen Schar hineinzustreuen. Die Bänke meines Klassenzimmers reichten nicht mehr aus. Fenstergesimse und Fußboden mußten noch herhalten, um den wißbegierigen Schülern ein Plätzchen zu geben.

Einige Schwächlinge hatten große Mühe, die Vorschriften unserer hl. Religion zu erfassen, jedoch die überlegenen redeten ihnen ihre Zweifel aus mit den Worten: „Was, wenn die Watu wa Mungu (Missionare und Missionschwester) in der heiligen Kirche Kraft bekommen, ihr Elternhaus und Vaterland zu verlassen, um uns den Weg zum Himmel zu zeigen, dann werdet auch ihr können, was so viele von unserer Rasse zustande bringen.“

Sie hielten fest zusammen und jeder suchte dem anderen alles zu werden. So entfaltete sich ein eifriges Streben, um bei Ablegung des Taufexamens nicht wegen Unwissenheit vom Pater Superior ausgeschaltet zu werden. Kindlich beteten sie täglich zur Mutter Gottes, damit sie durch ihre Fürbitte ihre Helferin sei und bleibe.

Einer der hoffnungsvollsten 20jährigen Katechumenen erkrankte schwer. Er ließ seine Freunde zu sich rufen und schickte sie heimlich zu mir mit der Bitte, ich möchte ihn doch taufen, bevor er stirbt, denn seine Todesstunde sei gekommen. Die ganze Schule meiner Taufbewerber war bestürzt und tief betrübt. Noch nie zuvor kam ich so schnell das Tal hinunter

und die Bergeshöhe hinauf, um zur Hütte des sterbenden Jünglings zu kommen. Ehe ich den üblichen Gruß „hodi“ ausgesprochen, stürzten schon 6 Männer aus der Hütte, in welcher der Kranke lag und versperreten mir trotzig den Eingang. Einer saß auf dem Nacken des anderen unter der Tür, gleich einer Pyramide. Es war unmöglich, ans Durchkommen zu denken. Ratlos wendete ich mich nach vorn und nach hinten, um irgend-



Ein fröhliches, sorgenloses Kleeblatt

eine Spalte zu erspähen, in welcher Ecke der Arme in seinen Todesnöten ringt. Aus der Vorderseite der Hütte hörte ich leise Klagelaute. „Laßt uns handeln und verhandeln,“ sagte ich zu den Männern, „seid doch keine Tyrannen und laßt mich hinein!“

Da erwiderte grinsend der Zauberer, welcher der Anführer dieser Truppe war: „Lieber soll er sterben und verderben, als

daß er zur Partei der Christen gehe. Ich, Umganga, habe gesprochen und damit Schluß.

Es half kein Bitten und kein Betteln, er bestand auf seinem Willen. Drinnen in der Hütte, die rundum von Ruß geschwärzt war, rang einsam und verlassen der arme sterbende Umzuri. Kein Licht- und Sonnenstrahl konnte, außer durch den niedrigen Eingang, in die Hütte dringen. Abermals ging ich langsam um die Hütte, in dem Gedanken, daß vielleicht doch irgendeine Stelle ist, wo ich ein morsches Bananenbündel von dem Bauwerk verschieben könnte, aber die Wände waren durchnäßt, denn es hatte schon die kleine Regenzeit von Oktober eingesezt. Nun ging ich hinter die Hütte und wendete mich der Richtung zum Missionskirchlein zu und bat den Herrn um Gnade und Erbarmen für den Kranken. Nachdem ich einen Psalter gebetet hatte, versuchte ich noch einmal, auf irgendeine Weise in die Hütte zu kommen.

Der Zauberer hatte sich auf einen Schemel etwas nach vorne gesetzt, schmückte sich mit einem Federbusch, während seine Rechte einen Stock als Streitkolben in der Hand hielt. Dann sagte er: „Du hast dich aber lange mit dem großen Geist des Kibo unterhalten! Es nützt alles nichts, der Bursche ist und bleibt unser.“

Durch des Zauberers Platzwechsel bildete sich eine kleine Lücke unter dem Eingang. Ich neigte rasch meinen Kopf und bog mich etwas hinein. Knirschend flüsterte der Zauberer einige Worte und im selben Moment sah ich 10 schwarze Fäuste die Messerklingen auf den Wink des Zauberers aus der Tigerfellscheide ziehen und die Spitzen zum Stoß bereithaltend. Ich mußte zu diesem Spiele lachen, aber mein Begleiter Stanislaus fing laut zu weinen an, als er dieses Gebaren sah. Wie versteinert saßen diese Männer da. Keiner sprach ein Wort. Sie blinzelten nur bald auf mich, bald auf ihre blinkenden Messer. Ich aber wußte nun genau, auf welchem Platz der Sterbende in der Hütte lag. So lehnte ich mich denn von außen her auf das Blätterwerk und fing an, Glaubensakte und Stoßgebete laut hineinzusagen, worauf immer ein „Amen“ erfolgte, zuerst etwas laut, dann immer leiser. Ich konnte durch die Blätterwand merken, daß das Lebenslichtlein nur noch schwach flackerte. Die Zeit verging und auch die letzten Kräfte des Sterbenden. Das Röcheln begann und allmählich trat Todesstille ein. Ich wendete mich an die mächtigen Türwächter und sagte: „Der Kampf ist zu Ende, Umzuri ist tot!“ Wie elektrifiziert sprangen alle auf. Ich schlüpfte schnell durch die Reihen, zog mein Weihwasserfläschchen heraus und sprach die Taufformel. Jedoch gleich Bestien jagten die 6 Männer, vom Zauberer gehezt, hinter mir her und warfen sofort einige Ziegenhäute auf die Leiche. Geblendet von der grellen Tageshelle, konnte ich mir in der rauch-

qualmenden Hütte keine Rechenschaft geben, ob der nun Tote beim Taufakt noch gelebt hatte. Ich empfahl ihn aber der Barmherzigkeit Gottes. Jedenfalls hat er die Begierdetaufe erhalten. Ich verließ die Hütte und eilte nach Hause. Der Mond hatte schon seine Wache begonnen, als ich wieder zum Fluß kam. Die Felsblöcke, über welche ich immer mittels eines Sprunges von einem zum anderen das Flußbett trockenen Fußes durchwanderte, standen inzwischen tiefer unter der Wassermasse, welche der Kibo im Laufe des Nachmittags überreich spendete. Es gab keine Brücke und doch mußte ich hinüber. Hundertmal hatte ich diesen Weg gemacht. Den Bergstock tief in die Flut steckend, marschierte ich auch heute wieder drauf los, bis in die Mitte des Flusses. Ein falscher Tritt in einen Wirbel riß mich fort. Es schien keine Rettung mehr. Plötzlich sprang ein junger Eingeborener in das Wasser, trug mich mit schonender Nachhilfe ohne ein Wort sprechend an das gegenüberliegende Ufer. „Mein Freund“, sagte ich, „komme dieser Tage in das Schwesternhaus, um dir eine Belohnung zu holen“, wobei er lächelnd nickte und wieder seines Weges weiterging. So kam ich glücklich mit dem bloßen Schrecken und durchnässten Kleidern davon. Niemals aber bekam ich meinen Retter wieder zu sehen, obwohl ich ihn auf den ersten Blick unter den Schwarzen erkannt hätte.

Am darauffolgenden Morgen teilte ich meinen Schülern mit, daß der Todesengel einen aus ihrer Mitte hinwegnahm. Dieser Sterbefall machte einen so mächtigen Eindruck auf die jungen Leute, daß jeder sich nach dem Tage sehnte, an welchem er dem Heidentum entsagen und in die Kirche eingeführt werde. So erneuerte sich am darauffolgenden Pfingstfeste die Herabkunft des Hl. Geistes, bei welcher diese große Schar den Sieg über das Heidentum davontrug. Die Pfingstglocken läuteten die frohe Botschaft über Berg und Tal hinaus. Von der Kommunionbank bis zum Portal der Missionskirche standen die Reihen im Mittelgang. Erst die Knaben der Schule, dann die Jünglinge, einige Mädchen, junge Frauen und zuletzt alte Mütterlein und Greise. Zwei Patres nahmen die Tauffeier mehrere Stunden lang vor. Bei der Abnahme des Taufgelöbnisses fügten die Alten immer treuherzig dazu: Kabiza, Kabiza, d. h. ich widersage ganz und gar. (Fortsetzung folgt.)

K

**Gedenke, daß du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben,
Und daß ihr Recht gleich deinem ist
An allen Gottesgaben.**

Im trauten Heim von Kivungilo, Ost-Afrika Gedanken im Frühling

Von Schw. Engelberta.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben.
Freiherr von Eichendorff.

In aller Frühe hatte die goldene Frühlingssonne unser trautes, schlichtes Häuschen, das hoch oben wie auf einer Schweizer Alm steht, beleuchtet. Wenn wir aus dem Kapellenzimmerchen treten, begrüßt sie uns schon im stillen Klostergang, das heißt in der Veranda, die rings ums Häuschen gebaut ist und an deren Seitenmauern Blattpflanzen und Blumen sich lustig emporschlingen. Noch herrschte ein tiefes, andächtiges Schweigen ringsumher. Nur das sanfte Säuseln der im kühlen Morgenwinde spielenden Blätter der mächtigen Urwaldbäume, welche rechts und links des Schwesternhauses stehen, und das Zwitschern der Vöglein störte die geheimnisvolle Ruhe. Nachdenkend schaute ich hinab ins tiefe, friedliche Tal, wo die zahlreichen Hütten der Eingeborenen, Schwalbennestern gleich, an den Berghalden hingen, eingetaucht in die Lichtflut der aufgehenden Sonne. Ich stand auf der Holztreppe, welche von unserer Blumenfreundin Schwester Domitilla mit europäischen und afrikanischen Topfpflanzen so reich verziert ist. Überall prangte frisches Grün, wo die milde Frühlingsluft der ganzen Natur neues Leben einhauchte. Bäume und Sträucher zeigen junge Sprößlinge und unwillkürlich kommt mir in den Sinn: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Welch lieblichen Anblick gewähren jetzt unsere langen Reihen der Margeritenbüsche, eine herrliche Girlande der terrassenartigen Anhöhe, welche zum Schwesternhause führt. Wie Engelsaugen, oder noch besser wie frisch gefallene Schneeflecken mit ihren goldenen Sonnenäuglein, leuchten diese holden Blümchen in Milliarden dem Besucher von Kivungilo entgegen. Hier, so nahe vor der Kapelle, sind sie schon der richtige Maienaltarschmuck.

„Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen;
O segne seinen Anbeginn und uns zu deinen Füßen.“

Kivungilo steht überhaupt im Zeichen der Margariten und Veilchen, überall blühen und wachsen sie von selbst. Gebe der Herr, daß auch alle Bewohner Kivungilos, weiß und schwarz, als Gottesblumen in diesem erst vor kurzem, aus der Wildnis entstandenen Gottesgärtlein blühen und heranwachsen. Wie war's heute doch so ganz anders hier in Kivungilo als vor drei Jahren, wo noch alles so wild, voll Dornestrüpp war, wo noch

kein Blümchen hier blühte, wo dieses jetzt so traute Heim, halbzerrfallen mit eingebrochenen Türen und Fensterlöchern, dastand und als Viehstall diente. Da war noch das niedere, erbärmliche Strohdach, unter welchem man sich in der Veranda bücken mußte; und nun sieht alles so lieb und traut und dabei doch so schlicht aus.

Zwar sind unsere Räumlichkeiten eng und klein, besonders auch das als Kapelle eingerichtete mittlere Zimmer, wo nicht mehr als höchstens 20 Personen, samt Priester und Ministrant, Platz haben; wenn die heilige Kommunion ausgeteilt wird, müssen alle hinaus in die Veranda, damit man hin und her gehen kann. Dennoch ist unser Kapellchen durch kunstsinzig zusammenhelfende Schwesternhände und durch die Gaben und Spenden edler Wohltäter aus dem lieben Muttergotteshause so zum Gebet einladend ausgestattet.

„Es ist die Kapelle so schlicht und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.“

Wir wollen zufrieden sein und wir sind es auch alle, und wünschen uns für uns selber kein größeres, kein neues Haus, behelfen uns gerne mit diesem alten, welches ja ein Heim für uns alte Schwestern und auch ein Erholungsheim für kranke und junge Schwestern, unser Provinzialhaus ist.

„Freund, ich bin zufrieden, geht es wie es will,
Unter meinem Dache lebt sich's froh und still.“

Ich hoffe auch zuversichtlich, daß der liebe Heiland hier in seinem Tabernakel, mitten unter uns wohnend, zufrieden ist, er weiß ja, daß wir uns bestreben wollen, ihm ein besseres, würdigeres Heim zu bauen. Wie notwendig ein Kirchlein, wenn auch ganz einfach und schlicht, für Kivungilo ist, zumal es jetzt beginnt auch Frühling im Herzen der herumwohnenden Heiden zu werden. Schon kommen immer mehr und mehr, stehen und knien draußen vor der Türe und den Fensterchen, schauen mit staunenden, verlangenden Blicken zum Altare. Dieses vor kurzem noch so wilde Heidenvolk wollte uns im Anfange nicht einmal gerne die Ziegel machen, als es hörte, es soll eine Kirche davon gebaut werden. Jetzt freut es sich darauf und wünscht, daß dieselbe bald fix und fertig dastände. Die Eingeborenen wollen sich ja bekehren, wollen Christen werden, und da brauchen sie die Kirche, denn das winzigkleine Kapellchenzimmer reicht gerade aus für die sieben bis acht Schwestern in Kivungilo.

Ja, Gott sei Dank, es weht jetzt Frühlingsluft in ihren Herzen. Als nämlich im November 1933 unsere gute Mutter Ubalda Provinzialin von Kilema nach Kivungilo übersiedelte, um daselbst im Provinzialhaus ihren Wohnsitz aufzunehmen, da fing sie auch an, unsern Arbeitern, all den Männern und Burschen, den Ziegelarbeitern, Steinklopfern, Holzfällern usw.



Gesangsstunde der Marienmädchen in Mariannhill, Süd-Afrika

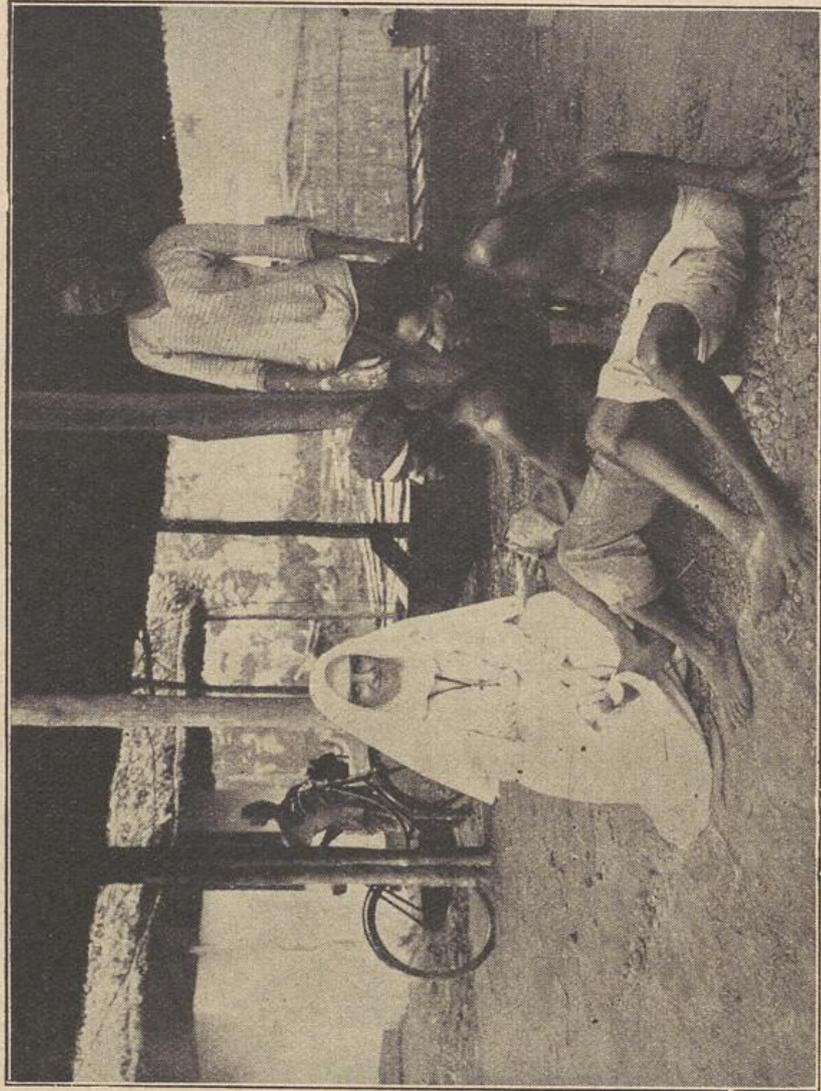
fast tagtäglich mit Ausnahme von Samstagen und Regentagen einen gediegenen Religionsunterricht im Freien unter einem schattigen Urwaldbaume zu erteilen. Es war keiner gezwungen, sich daran zu beteiligen, aber sie kamen so schön langsam, einer nach dem andern, immer mehr herzu und lauschten bald sehr gerne ihren ermunternden Reden. Die armen Heiden, sie fürchteten sich im Anfange und meinten wohl, sie werde es ihnen verweisen, warum sie noch immer Heiden geblieben. „Aber siehe da“, so sprachen sie später untereinander, „die Mama mku (große Mutter) redet nicht von Hölle und Teufel, von ihrem schwarzen Heidentum, sondern sie spricht von der Liebe und Güte Gottes, vom Himmelslohn der guten Werke.“ O, das war so tröstlich und ermunternd. So schmolz mehr und mehr die starre Eiskruste von ihren armen Heidenherzen und so wurde es langsam Frühling. Eines rechneten diese eingeborenen Arbeiter gar hoch an, nämlich daß dieser Unterricht während der Arbeitszeit und nicht in ihrer freien Erholungszeit gegeben wurde; daß wir Schwestern nicht, wie andere weiße Farmersfrauen, auf den eigenen Profit sahen, sondern um ihre Seelen besorgt waren. — Seit dieser Zeit kamen die Leute immer lieber zur Mama Ancilla nach Kivungilo in die Arbeit und schafften viel fleißiger wie früher, und sagten: „Jetzt lieben wir Mungu“ (Gott). Und wie sich unser trautes Heim in Kivungilo in dieser vor kurzem noch so wilden Gegend immer mehr in ein kleines Paradies verwandelte, alles so ordentlich bepflanzt wurde und Ordnung herrschte, das Aueglöcklein so melodisch dreimal des Tages läutete, da ging auch ihnen das Herz auf. Nun senden sie sogar ihre Kinder schon zur Schule, welche in der halbverfallenen Hütte am Eingange der Allee, welche nach Kivungilo führt, gehalten wird.

Frühling, Frühling ist es geworden. Die Beilchen blühen die Allee entlang dicht neben dem Schulhüttchen und drinnen und draußen sind viele liebe Menschenblümlein, halbnackte Negerkinder, die jetzt in dieser Schule Wurzel zu fassen beginnen und heranblühen werden zur Ehre und Erkenntnis Gottes. Diese ersten Frühlingsblüten vom Kivungilo darf ich zu meiner Freude hüten und immer zu neuem Fleiß und Eifer anspornen. Tagtäglich gehe ich durch die Allee hinauf zur Schulhütte und zähle unsere schwarzen Schäflein, schaue nach, was der Lehrer unterrichtet. Die Kinder kommen fleißig, jetzt sind es schon über 40, selten, daß einige fehlen.

„Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Ich zähl die Häupter meiner Lieben,
Und sieh, es fehlt kein teures Haupt.“

Im Gegenteile, es kommen immer mehr Neue hinzu. Alle schauen mir zutraulich entgegen, nennen mich ihre Mama mzee (d. h. alte Mutter) und freuen sich, wenn ich komme. Auf daß

die Zahl unserer Schäflein immer noch mehr zunehme, dafür sorgt auch Schwester Nicolina, unsere Gärtnerin und Schreinermeisterin; sie kann auch gut mit Säge und Hobel umgehen und pfuscht gerne dem heiligen Josef in sein Handwerk. Ja, was hat die mit Schulkindern zu tun? wird der Leser fragen. Nun, an Sonntagen geht sie nicht selten in Begleitung der älteren



Schw. M. Agnella besorgt ihre Kranken (Congo-Mission)

Schwester Wenzeslawa die heidnischen Kraale besuchen; dann wirbt sie natürlich um Schulkindern, bespricht sich mit deren Eltern, was meist gute Folgen hat. Denn die Leute fühlen sich durch diese Besuche geehrt. Indessen bemüht sich Schwester Wenzeslawa um die Leidenden und Kranken, welche fast in allen Kraals mehr oder weniger zu finden sind, und dadurch gewinnt sie die armen Eltern, welche ja keinem Unterricht mehr

beimohnen können. So hat sie sogar schon einen schönen Namen im Volksmunde bekommen: Rafiki wagonjwa (Freund der Kranken). Außerdem kommen tagtäglich viele Kranke aus allen Gegenden zur überall bekannten Mama Ancilla, welche im Volksmund „mganga mkuba“, große Doktorin, genannt wird, und holen sich bei ihr Medizin und alle möglichen Heilmittel, lassen sich auch schmerzende Zähne ziehen usw.

Mama Ancilla tut aber noch mehr als die armen, guten Heiden wissen. Sie spendet todkranken Kindlein die heilige Taufe, damit sie als Englein und Frühlingsblumen in den Himmel fliegen können.

So ist also unser trautes Heim in Kivungilo eine Himmelspforte für die Kranken geworden. Gebe Gott, daß in Bälde nicht nur kranken und sterbenden Kindlein dieses hehre Sakrament heimlicherweise gespendet werde, sondern daß die heranwachsende Jugend aus der Schule von Kivungilo das heilige Sakrament der Taufe feierlich in der Kirche mit dem freiwilligen Gelöbniß der Treue empfangen.

Meine Frühlingsgedanken finden noch lange kein Ende, so lange ich in dem warmen goldenen Sonnenglanze auf der Blumenterrasse stehe. Denn siehe da, ein neues liebliches Bild: Zwei kleine Christenknaben im Alter von sechs bis sieben Jahren kommen zu mir, jeder hat ein Blumensträußlein und schöne Farnkrautblätter in der Hand und wollen dieselben der Schwester Reinhilda, der Sakristanin, für die Kapelle bringen; wir sind gerufen, sagen sie mir, die Schwester will uns die Gebete zum Messedienen lehren. Ei, wird das schön sein, wenn zwei so kleine Bübchen mit gefalteten Händchen neben dem hochwürdigsten Priestergeis am Altare stehen! Nur eines fehlt uns noch, unser trautes Heim in Kivungilo noch trauer, schöner und segensreicher zu gestalten: die Kirche. — Ja, wenn diese bald fertig dastände, dann käme all das Heidenvolk, nicht nur die Kinder, nein, auch die Alten, die armen Sünder. Aus ihrem verwüsteten Ackerland würde mit Gottes Gnade und eigener Tatkraft wieder fruchtbares Saatsfeld werden, und jeder, der beiträgt, daß dies Kirchlein möglichst bald zustande kommt, wird für sich selber die reichsten Gnaden empfangen, wird Missionar sein, der mithilft, diese Heiden-seelen zu Gott führen — wir allein, ohne Mithilfe, können es noch lange nicht zustande bringen.

O herrliche Frühlingsnatur! erwecke in den Herzen der Menschen jene Hilfsbereitschaft, jene heilige Liebe, die sie antreibt, das herrliche Bild Gottes, welches der Schöpfer im Frühling des Lebens so schön sich gestalten ließ, stets mit reichem Glanze zu umgeben.

Ja, Christus sei unsere Auferstehung, unser Leben, unser neues Frühlingsleben, das einen herrlichen Duft erzeugt, der Gott und Menschen erfreut!

Etwas aus dem fernen Süden – an alle unsere Lieben!

Jeopo. Herz-Jesu-Sanatorium, Süd-Afrika

Es war zu Anfang Oktober, da hatten wir gerade den ersten Sommerregen. Wir haben hier eigentlich nur Sommer und Winter. Anderswo, wie z. B. in der Nähe von Kapstadt, gibt es alle vier Jahreszeiten. Dieser erwünschte Sommerregen nun tat sein Bestes. Alle die weiten Berge rings um uns waren mit frischem, neuem Grün bedeckt. Gerne schweiften meine Augen über die neugekleidete Landschaft, wenn immer ich von meinem Arbeitstisch aufschaute, oder auf den Balkon hinaustrat. Leider blieb diese Schönheit nicht sehr lange, sie war nur von sehr kurzer Dauer. Schon nach drei Wochen waren die Berge wieder in ein braunes Winterkleid gehüllt. Die brennende Afrikanische Sonne hatte es ihnen angetan. Außerdem war der Sommerregen, der dem ersten hätte folgen sollen, ausgeblieben. Da es hier weder Eis noch Schnee gibt, und im Oberland auch nur auf den hohen Bergen Eis und in den dazwischen liegenden Tälern Schnee zu finden ist, so hat die Erde nicht die Feuchtigkeit, die sie bei uns in Deutschland hat zur Zeit des Frühlings, wo man gleich pflügen kann.

Hier kommt mit Eintritt des Sommers der Regen; das ist auch die richtige Regenzeit, die den Boden, der von der Sonne hart gebacken ist, weich macht zum Pflügen. Drei volle Monate warteten wir vergebens auf diesen Sommerregen. Weihnachten kam, und wo sonst um diese Zeit der Mais, die Hauptnahrung der Eingeborenen, schon fast blühte, waren die Felder dieses Jahr noch nicht einmal bestellt, eben weil der Pflug in den harten Boden nicht hineinarbeiten konnte. Kein Mensch erinnert sich, je so eine Trockenheit mitgemacht zu haben. Drei Tage nach Weihnachten kam dann endlich der heißersehnte Regen und damit war die große Trockenheit gebrochen. Jetzt gießt es und strömt es, als sollte alles nachgeholt werden. Der Mais und die Bohnen, die alle rasch gepflanzt worden waren, wuchsen fast zusehends.

Leider ist mit den Gewittern eine andere große Gefahr für die Ernte verbunden, der Hagel. Die Eingeborenen kennen sich so gut mit dem Wetter aus, daß sie schon morgens sagen können, was für ein Unwetter aufzieht. Gegen Mittag wissen sie schon ganz bestimmt, um welche Zeit entweder Hagel, Wolkenbruch usw. herniederkommen werden. Es war vergangene Woche Freitag, da sagte unser Küchenmädchen: „Schwester, tu' das Obst nicht zum Trocknen auf das Dach, denn um 4 Uhr kommt ein Hagelwetter.“ Wir schauten uns erst lächelnd an und neckten noch unsere Faustina mit dem Hinweis, seit wann

sie denn Wetterprophetin geworden sei. Doch wir sollten nur zu bald die Wahrheit dieses Ausspruches von dem Naturkind erfahren.

Da unsere Feldschwestern, die stets von den Eingeborenen umgeben sind, sich noch am besten mit dem Wetter auskennen, hatten wir verabredet, daß auf der Farm drüben eine weiße Fahne gehißt werde, wenn Gefahr im Anzug sei. Schon gegen 3 Uhr kam ein Arbeiter nach dem anderen zur Schwester Athanasia und sagte nach dem fernen Horizont zeigend: „Schwester, laß die Kirchenglocke läuten, denn das dort sind ‚amafu ane amatshé‘ — Wolken, die Steine haben.“ Und wirklich, wie es unsere Faustina und die Arbeiter vorausgesagt hatten, so kam es. Der Tag war sehr heiß und wies 35 Grad Celsius im kühlen Schatten auf. Die Sonne brannte ganz unbarmherzig auf alle hernieder. Kein Lüftchen regte sich und die Natur schien etwas Unheimliches auszubrüten. Am Mittag stiegen Gewitterwolken auf und wir glaubten mit diesem davonzukommen, aber wir täuschten uns. Gegen 4 Uhr wurde es stockfinster, der Himmel wurde immer dunkler und man glaubte, daß die Hagelwolken den Regenwolken gewichen seien. Doch nein. Die unfreundliche Finsternis des Himmels wich nur zu bald einem verdächtigen gelblichen Schein und in den über dem Kopfe hängenden Massen hörte man gleichsam das Rauschen der Hagelkörner.

Unaufhörlich läutete die Kirchenglocke, um den Hagel von uns abzuwenden. Da kam plötzlich auch noch der Herr „Wind“ daher, ein Blitz, ein Donnerschlag, ein paar große Wassertropfen und wie auf Kommando setzte ein fürchterlicher Hagel ein. Heulend fuhr der Wind durch die Bäume, aber sein Geheul wurde noch von den niederprasselnden Hagelkörnern übertönt. Es war ein fürchterliches Getöse, wie diese auf die Blechdächer niederprasselten. Im Nu war alles mit einer Schicht weißer Eiskörner besät und an der Küchentür, die unter der hinteren Veranda ist, sammelte sich tatsächlich ein Haufen von 24 Zoll an. Schonungslos schlugen sie hernieder, alles verheerend. In der Kapelle knieten die Schwestern mit ausgespannten Armen und riefen zum Himmel um Erbarmen. Wir versuchten gemeinschaftlich zu beten, doch man verstand wirklich keine nächste Nachbarin nicht. Gegen fünf Minuten lang hielt dieser dichte Hagelniederschlag an, doch noch über eine Stunde lang floß, oder besser strömte der Regen hernieder. Noch zweimal begann es von neuem zu hageln, aber immer schwächer und kleiner fielen die Körner. Es waren Körner von einem Zoll und einem halben Zoll Durchmesser und noch kleinere. Noch um 7 Uhr lagen die Hagelkörner am Boden und den nächsten Tag morgens fand man noch ganze Häuflein Hagelkörner unter den Bäumen. Ja, unsere großen

Gemüsegärten, die jetzt in schönster Blüte und Frucht prangten, waren vollständig vernichtet. Es war traurig anzusehen. Was noch da stand, war kurz und klein geschlagen vom Hagel, der Salat lag zerfetzt umher, als hätte man an Fronleichnam Blumen gestreut. Die Tomaten waren zu Brei zerschlagen und der größte Teil des Gartens war durch den dem Hagel nachfolgenden Wolkenbruch den Berg hinunter gespült worden. Die arme, geplagte Gartenschwester hat sich tatsächlich vor diese Wüste, oder besser mitten in diese Wüste hineingestellt und weinte.

Ein dem Garten ähnliches Bild bot der Weinberg. Der liebe Gott hatte die Frucht reichlich gesegnet und es waren ausnahmsweise viele Reben am Wein. Da kam das Unwetter, und alles war hin. Der Weinberg glich einem abgerupften Gestrüpp, während der Boden mit Blättern und Beeren dicht besät war. Da war nun keine Arbeitslosigkeit, denn es hieß, die Beeren, die noch zu retten waren, auslesen und zu Marmelade verkochen. Doch bei allem Leid bleibt noch immer ein Deo Gratias.

Wir dürfen immerhin noch von einem besonderen Schutz Gottes reden, denn obwohl unsere Gärten vernichtet worden sind, so hat unsere Farm, wo die eigentlichen Mais-, Bohnen- und Kartoffelfelder sind, keinen Schaden gelitten. Der Hagel zog sich in einem gewissen Streifen entlang, der nur über unserem Haus und den Gärten sich ausbreitete. Der Breite nach hatte dieser Streifen keine große Ausdehnung, aber die Länge muß weit gereicht haben, denn in Tropo, unserem nächsten Städtchen, zwei Meilen von hier entfernt, waren die Hagelkörner bedeutend größer und vernichteten somit viel mehr und gründlicher. Außer anderem auch mehrere Hunderte von Fensterscheiben. Es gab in diesem Städtchen kein einziges Haus ohne zertrümmerte Fensterscheiben. Ein Gebäude allein, das Pensionat für weiße Mädchen (staatliches Gebäude) hatte 65 Fenster zu beklagen und dazu noch den ungeheueren Schaden, den der nachfolgende Wolkenbruch mit sich brachte, denn die Wassermassen strömten gleich Fluten durch die Räumlichkeiten.

Andere große Farmer (Bauern) verloren bereits ihre ganze Ernte durch diesen Hagel, wo derselbe noch intensiver fiel als bei uns. Bei unserem nächsten Nachbarn stand der Mais schon einen halben Meter hoch und der Hagel hatte alles niedermäht wie mit einer Sense. Dann kann man verstehen, wenn solche Menschen uns fragen: „Wie kommt es denn, daß bei euch keine solche Verheerungen vorkommen!“ Unter anderem waren zehn Mädchen unterwegs, um sich an einer Hochzeit zu beteiligen und alle zehn wurden von dem Hagelwetter erschlagen.

Natürlich geht auch viel Vieh, welches nicht rechtzeitig untergebracht werden kann, zugrunde.

So dürfen wir trotz allem dem lieben Gott noch danken für diesen seinen sichtbaren Schutz. Die Leute im Oberland haben wegen der Trockenheit gar nichts anbauen können, weil dort die Zeit zu kurz ist bis zum ersten Frost. Derselbe würde den Mais nicht ausreifen lassen und da wäre doch nichts damit anzufangen. Dort setzt der Frost viel früher ein wie hier. Sollte jedoch der Frost dieses Jahr auch hier früher einsetzen, was ja wohl schon öfter vorkam, aber was wir nicht hoffen wollen, dann gibt es auch hier keine Ernte. Auf jeden Fall gibt es dieses Jahr keinen Mais zur Ausfuhr aus dem Lande, wie sonst üblich. Ob andere Länder darunter leiden müssen?

Nun etwas anderes:

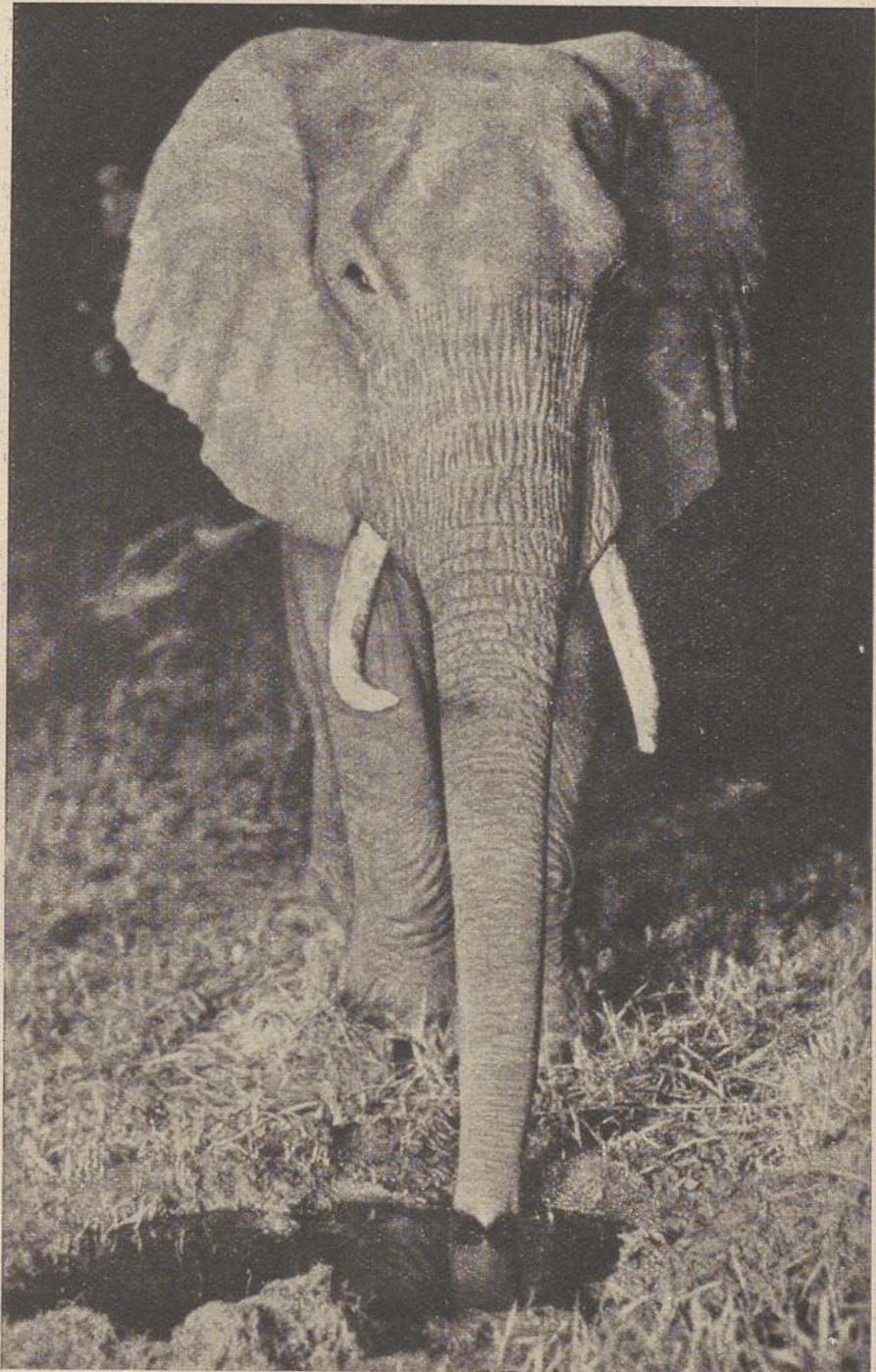
Weihnachten, oder vielmehr eine Woche vor Weihnachten, war das große deutsche Kriegsschiff „Karlsruhe“ im Durbaner Hafen angelegt. Außerdem wurde in den Zeitungen berichtet, daß alle freien Zutritt hätten, dasselbe zu besichtigen. Natürlich konnte von uns hier keine Rede sein, denn wir sind so 90 Meilen von Durban entfernt. Selbstverständlich machte sich die Schiffsmannschaft den mehrtägigen Aufenthalt im Durbaner Hafen zunutze und besuchte ihrerseits die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung. Dazu hatte man Autos gedungen. Leider fand ein Zusammenstoß des einen Autos, worin die höhere Mannschaft war, mit einem fremden Auto statt. Dabei wurde der Funkoffizier so schwer verletzt, daß er bald starb. Er wurde hier in Durban sehr feierlich begraben. Die Engländer ihrerseits ließen es sich nicht nehmen, das Ihrige dazu beizutragen. Die höchsten Offiziere und Beamten und auch Militär mit Musik, außerdem viel Volk nahmen teil an der letzten Feier dieses Fremden, den das Geschick so plötzlich und unerwartet aus dem Leben rief. Es hieß in der Zeitung: „Eine derartige Beerdigung hat Durban noch nie zuvor erlebt und wird sie kaum wiedererleben.“ Es tut einem doch gut, wenn andere Nationen einen eigenen Landsmann so ehren.

K

St. Joseph hilft!

Zur Fahrt auf wildem Meere
Fehlt mir der Steuermann;
Allein konnt ich nicht fahren
Gen Sturm und Wogendrang:
Da hab ich Schiff und Ruder
St. Joseph anvertraut:
Der kennt die Fahrt am besten
Zum Reich des Kinds, der Braut.

Zum Kampf mit grimmem Feinde,
Fehlt mir der treue Freund!
Allein konnt ich nicht streiten,
Es war zu böß gemeint:
Da hab ich Schwert und Lanze
St. Joseph anvertraut,
Und hab noch nie vergebens
Auf seine Hilf gebaut.



Ein Bewohner des Urwaldes (Ost-Afrika)

Der Raub eines Götzenbildes

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Trotz unserer 25 Außenschulen, die unsere Kräfte und Mittel schon stark in Anspruch nahmen, und trotz verschiedener Schwierigkeiten wollten wir doch die Zahl unserer 4000 Schulkinder noch vermehren. Wir schickten einen unserer besten Katechisten nach Osten zu einem noch ganz heidnischen Stamm, um dort den Samen des Glaubens auszustreuen. Nach drei Wochen sandte der Katechist durch zwei Knaben einen Brief nach der Mission, worin er bat, der Pater möge doch selbst herkommen und mit dem Häuptling unterhandeln; er wolle sich gar nicht zur Errichtung einer Schule bewegen lassen.

Die beiden Überbringer des Briefes waren echte Kinder der Wildnis. Sie trugen an Armen und Beinen metallene Reifen als Schmuck und um die Lenden eine Art Messingmieder, das einer Ausdehnung des Magens vorbeugen soll. Die Hüften waren bis zu den Knien mit gegerbten Fellen bedeckt. Die beiden hatten noch nie Weiße gesehen und waren daher sehr scheu. Sobald sie den Brief abgegeben hatten, verschwanden sie, ohne eine Antwort abzuwarten.

Da Pater Superior derzeit der einzige Priester war und die Mission nicht verlassen konnte, so beauftragte er mich, nachzusehen, wie es um unsere Neugründung stehe. Am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei machte ich mich, von einem großen Mädchen begleitet, auf den Weg. Dieses Mädchen war noch eine Heidin und brachte die sonderbarsten abergläubischen Befürchtungen vor, wenn z. B. eine Schlange oder ein anderes Reptil sich zeigte. Bald hatten wir die Bananenhaine glücklich hinter uns und traten in den Urwald ein. So friedvoll war es hier. Die Vöglein in den Baumkronen trillerten ein Morgenliedchen, und meine Seele fühlte sich gehoben durch die Erhabenheit und Größe dieser Gotteswelt. Wir schritten rasch durch das nasse Gras. Noch war der Wald nicht sehr dicht; man konnte durch die Zweige das Himmelsblau schimmern sehen.

Plötzlich kamen wir an einen größeren lichten Platz, der mit schönem weißem Flußsand bestreut war. Ich ahnte, was das bedeute, und schritt herzhaft näher. Richtig, da stand ein Götzentempelchen, ungefähr in der Größe einer Hundehütte. Es war mit zierlich geschnitzten Stäbchen kunstvoll zusammengefügt und oben wehte ein lustiges Fähnchen. Ich bückte mich zu dem winzigen Eingang und gewahrte hier auf einem niedlichen Tischchen den Götzen, eine gräßliche Holzfigur, mit reichem Perlenschmuck behangen. Meine Begleiterin war wie angewurzelt vor Schreck stehen geblieben und schaute mir

angsterfüllt zu, während ich nun das Zerstörungswerk begann. Ich nahm den Götzen von seinem Thron und steckte ihn in meine Rocktasche. Vor dem Tischchen standen die Opfergaben: neugeflochtene Körbchen mit frischem Maismehl, Kürbisflaschen mit Palmwein, Tassen mit süßer Milch sowie einige rote Tücher. Diese Sachen ließ ich unberührt stehen. Das Tempelchen aber warf ich um. Dann holte ich einen langen Stock, pflanzte ihn in die Erde, befestigte das Kreuz meines Rosenkranzes daran, damit den Heiden vom Erlöser Hilfe werde in ihren Anliegen.

Meine Begleiterin meinte, die magnetischen Kräfte des Götzenbildes würden sich an mir sogleich auswirken. Sie sprang wie von Sinnen nach einem gewissen Baum, holte einen Armvoll von dessen Blättern, zerrieb sie und streute sie in die Luft. „Was machst du da?“, fragte ich sie. „Ich fühne deinen Frevel, daß du nicht gleich sterben mußt“, gab sie zitternd vor Angst zur Antwort. „Du wirst sehen, heute noch mußt du sterben; der Gott in deiner Tasche rächt sich!“ Ich ging unbekümmert um diese düsteren Prophezeiungen vorwärts, meinem Ziele zu, um dem Katechisten die ersehnte Hilfe zu bringen. Das Mädchen folgte mir in einiger Entfernung aus Furcht vor dem Götzen. Ganz verlassen wollte es mich doch nicht; denn es wollte ja unsere heilige Religion annehmen, da sein Vater es einem Christen zur Frau versprochen hatte.

Wir waren etwa eine Viertelstunde weit gegangen, da erscholl in siebenfachem Echo ein schauerhaftes Lärmen und Heulen. „Die Hände, die unsern Gott genommen“, sang eine grelle Weiberstimme, „sollen verdorren!“ Und ein düsterer Chor wiederholte in einer Melodie, die wohl kein Notenkünstler wiederzugeben vermöchte: „Sie sollen verdorren!“ Dann hörte man abermals die grelle Vorsängerin: „Und die Füße, die unsern Gott genommen, sie sollen verfaulen!“ — „Verfaulen sollen sie sofort!“, antwortete der Chor im tiefsten Baß. Hierauf wiederum die Grelle: „Und das Herz soll zu schlagen aufhören!“ „Sofort soll es zu schlagen aufhören!“, fielen die Baßstimmen ein. So erscholl eine ganze Litanei von Verwünschungen, eine schauerlicher als die andere. Dann begannen die Klagelieder: „Wer soll uns nun vor dem Bisse der Giftschlange schützen?“ Ein wüstes Geheul war das Echo. Dann: „Wer schützt uns vor dem Löwen, der springt wie der Blitz, vor dem Elefant, wenn sein langer Rüssel uns umschlingt, um uns nachher zu zerstampfen? ... Wir haben keinen Retter, keinen Schützer, keinen Helfer mehr! ... Wer soll unsere Kinder, unsere Kranken heilen?“ Verzweiflungsgeschrei war die Antwort!

So waren also die Opfernden, kurz nachdem wir die Opferstätte verlassen hatten, erschienen, um nachzusehen, ob der Götze

huldvoll ihre Gaben entgegengenommen habe. Arme Verblendete, die nicht einsehen, daß ihre Gaben stets von den Hyänen geraubt werden und der Holzkloß sich um sie und ihre Nöten nicht kümmert! — Das mich begleitende Mädchen rief voll Angst hinter mir her: „Hörst du, Mutter, die Rache? Sie wird dich treffen: du mußt sterben!“ —

Endlich hatten wir das Ende des Waldes erreicht. Ein weites Flachland tut sich vor uns auf. Hier kam uns der Katechist freudestrahlend entgegen und beeilte sich, mich zum Häuptling zu führen. Wir mußten aber zuerst noch einen Sumpf durchwaten, dann eine Höhe erklimmen und standen endlich vor des Häuptlings Hütte. Nach den üblichen Begrüßungszeremonien ließ er einen Klappstuhl herbeibringen, und ich mußte mich niedersetzen, um neben einem halben Duzend Alter mit stopplichten Bärten an der Ratsversammlung teilzunehmen. Nach zweistündigem Hin- und Herreden sagte ich endlich: „Warum wollt ihr uns denn eure Kinder nicht geben, wir lehren sie doch verstehen, wie die Papiere sprechen, und auch selbst solche Papiere, die sprechen, zu machen?“ „Das wäre schon gut!“ meinte darauf der Häuptling; „aber ich habe gehört, daß ihr die Kinder auch noch andere Dinge lehrt; daß sie nach dem Tode nach Oben gehen. Das können wir nicht alles verstehen. Wohl merken wir, daß über unsern Häuptern etwas Großes flüstert; aber was es ist, das können wir nicht ergründen!“ „Nun, Häuptling,“ entgegnete ich, „gib uns nur 50 Kinder für die neue Schule, dann bleiben dir immer noch viele!“ „Nun, meinetwegen,“ lautete jetzt die Antwort, „fünfzig arme Kinder sollst du haben!“ „Warum denn nur arme?“ wendete ich ein. „Weil sie doch nichts haben, um die bösen Geister zu versöhnen“, erklärte er. „Nicht ein Stück Vieh haben sie, das ich im Totenreich mit ihnen essen könnte, auch keine Kürbisflasche mit Bier, um sie mit ihnen zu trinken. Also nimm alle diese Habenichtse, mit denen ich mich dort drüben doch nur schämen müßte.“ „Gut, eingeschlagen!“, sprach ich frohlockend; „beginnen wir gleich die Schule!“

Der Häuptling schickte einige starke Burschen in den Wald, um Holz zu holen. Sie kehrten bald mit Pflöcken und Stangen zurück und ramnten sie in die Erde. Über vier Querstangen oben wurde ein Blätterdach aus Bananen angebracht und... die Schule war fertig! An Stelle der Bänke wurden einige glatte Steine auf den Rasen gelegt.

Inzwischen war es schon Abend geworden und ich konnte nicht mehr in die Mission zurückkehren. Der Häuptling bot mir sehr liebenswürdig seine eigene Hütte als Nachtherberge an. „Meine Weiber bereiten schon das Lager für dich!“, sagte er freundlich. Als alles fertig war, führte er mich selbst mit königlichem Stolze ein. Zu meinem Schrecken sah ich, daß Fuß-

boden und Wände mit frischem Kuhmist bestrichen waren. Ich suchte vergebens nach einer Bettstätte und fragte deshalb: „Gibt es denn bei euch keine Bettstätten?“ „Dort ist ja das Königsbett!“ erhielt ich zur Antwort, und man wies mich in eine Ecke, wo eine steinharte Kuhhaut auf Pflöcken ausgespannt war. Meine Begleiterin und ich machten uns darauf ein Lager zurecht, und nachdem ich gebetet hatte, versuchte ich, einzuschlafen. Aber kein barmherziger Schlaf wollte über meine müden Lider kommen, da die Ratten pfffen und die Ziegen andauernd meckerten. Schließlich hörte ich auch noch niesen. Ich richtete mich auf, um zu sehen, wer uns noch Gesellschaft leiste. Da sah ich zu meiner Überraschung nicht weniger als zwanzig wilde Männer im gleichen Kraal nebenan auf dem Boden liegen.

„Hört, Kinder,“ sagte ich herzlich, „mir will der Schlaf nicht kommen! Es bangt mir, ihr möchtet mir ein Leid zufügen, weil ihr doch alle noch Heiden seid.“ „O Mutter, schlafe nur ruhig und süß; wir sind ja nur da, um dich zu bewachen!“, war die Antwort. Ich konnte also beruhigt sein; denn ich kannte meine Schwarzen.

Am nächsten Morgen nach erquickender Ruhe bereitete eine der Häuptlingsfrauen für mich ein kräftiges Frühstück: ein ohne Salz und Schmalz in der Asche gebratenes Huhn und ein Mais süppchen, was mir vorzüglich mundete. Kaum hatte ich mein Frühstück beendet, so stellten sich mir schon die 50 Schüler vor; in fünf Reihen, je zehn Mann stark, standen sie vor mir wie kleine Soldaten.

Der Unterricht konnte also beginnen. Auch der Häuptling mit seinen Ministern hatte sich dazu eingefunden, und aller Augen hingen an meinen Lippen. Ich begann mit der Erschaffung der Welt, erzählte vom Sündenfall der ersten Eltern und dessen traurigen Folgen, dann von der Sündflut. Hier unterbrach mich der Häuptling, indem er sagte: „So, das haben wir Alte schon längst geahnt, daß einmal so ein Wasser die Erde bedeckt haben muß; wie wären denn sonst die Meermuscheln auf unsere Berge gelangt?“

Der Unterricht dauerte bis 11 Uhr. Kinder und Alte entfernten sich gleich befriedigt. — „So, Häuptling, jetzt laß mich noch deine Kranken sehen!“, bat ich. Er ließ mich auch gleich vom Katechisten zu zwei neugeborenen Kinderchen führen, deren Leben schon am Erlöschen war. Ich taufte sie auf die beiden Namen Theresia und Johannes, den Täufer, in der Meinung, unserer Schule diese zwei Heiligen als Patrone zu geben.

Nun konnte ich mich auf den Heimweg machen. Die Sonne sandte unbarmherzig ihre Glutstrahlen vom wolkenlosen Mittagshimmel. Schweißgebadet kam ich wieder zum schattigen Urwald. Ich setzte mich auf einen Baumstrunk im Schatten nieder, um mein Offizium zu beten. Der köstliche Friede tat

mir wohl. Doch nicht lange hatte ich Ruhe. Unbemerkt hatten sich aus dem Dickicht ein paar kräftige schwarze Weiber herangeschlichen und standen nun mit blitzenden Augen vor mir. Ohne Gruß forderten sie keck ihren Gözen zurück. „Wie kommt ihr dazu, euren Gözen, den ich verabscheue, bei mir zu suchen?“, gab ich zur Antwort. „Doch, du hast ihn genommen“, behaupteten sie; „deine Begleiterin war Zeugin.“ Ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte sich ein heißer Kampf entsponnen. Ich warf Offizium und Tropenhut ins Gras und wehrte mich mit beiden Fäusten gegen die Angriffe der Weiber. Als ich ermüdet war, sagte ich: „So, jetzt ist es einmal genug! Morgen zeige ich euch vor Gericht an!“ Das schlug ein, und die kampfeslustigen Weiber waren bald im Wald verschwunden.

Ohne weiteren Zwischenfall kam ich am späten Abend in der Mission an. Hier zog ich das Gözenbild aus der Tasche. Die Mädchen beraubten es gleich seines Perlenschmuckes, aus dem sie bunte Fingerringlein und Armbänder machten. Die Buben steckten das Gözenbild an eine Stange und sprachen: „Komm, Teufel, du sollst nun brennen!“ So zogen sie mit ihm in die Kinderküche und brannten es kohlschwarz. Dann warfen sie es auf den Schutthaufen.

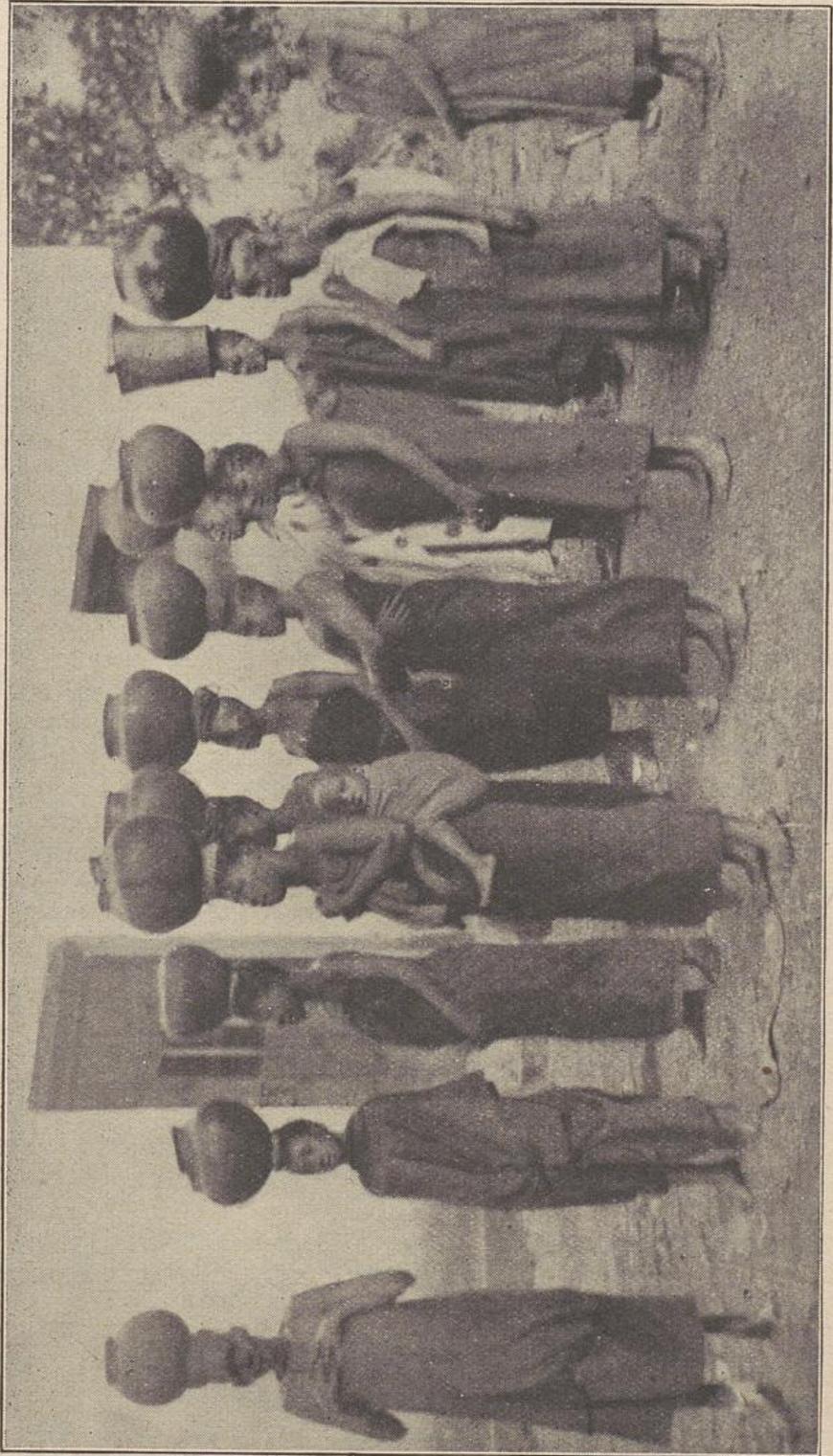
Unter den Heiden wurde die Sache ruchbar. Es kamen viele Medizinmänner und Zauberer und wollten mit Ochsen und Kindern ihr Gözenbild wieder zurückkaufen; denn es ist sicher, daß ihnen mit demselben ein großer Gewinn entgangen ist. Wird doch ein Besitzer eines berühmten Gözen nicht nur sehr reich, sondern auch sehr angesehen. Bei jedem Familienunglück, bei jedem Krankheitsfall nimmt man zu ihm seine Zuflucht und bringt je nach seiner Angabe einen Ochsen, ein Kind, eine Ziege. Hierzulande gelten die Gözenbilder als seltene Kleinodien, da sie alle aus altersgrauen Zeiten herkommen.

Nach vierzehn Tagen machte ich der neugegründeten Schule wieder einen Besuch. Bei dieser Gelegenheit wollte ich das Kreuz meines Rosenkranzes umtauschen. Es hing noch an der Stange, an der ich es aufgerichtet hatte! Doch zu meiner Betrübnis gewahrte ich, daß frevelnde Hände es ganz krumm gebogen hatten. Wahrscheinlich hatten dies die Weiber getan; doch muß sie eine geheime Furcht abgehalten haben, es ganz zu zerstören.

Möge unser liebevollster Erlöser doch bald die Satansfesseln sprengen, in denen noch so viele arme Heiden gefangen liegen!

✠

**Was die beste Buße ist?
Böses nicht mehr tun, mein Christ!**



Die Frauen holen Wasser am Fluß.

Sanct Hildegards Liebfrauenlob

(Aus dem 12. Jahrhundert)

O Reis im Strahlendiademe,
Im Königspurpur hochgeehrt,
Du blühest in deiner stillen Klause
Mit Schild und Brünne wohlbewehrt.

Aus Adams Lenden wuchs die Sünde,
Der Menschheit Not, der Menschheit Nacht,
Du hast mit deinem holden Kinde
Der kranken Welt das Heil gebracht.

Sei mir gegrüßt auf allen Wegen,
Du Wunderblume wonnesam!
Nicht Morgenwind, noch Tau und Regen,
Nein, Gotteskraft nähret deinen Stamm.

Schon in den großen Schöpfungstagen
Hat dich das ewige Wort erschaut
Und dir aus Gold und Sonnenstrahlen
Des Lebens Hülle hold gebaut.

Nun bist du Spiegel jeder Wahrheit,
Das Urbild jeder Kreatur,
In Morgenduft und Sonnenklarheit
Folgt Segen deiner Füße Spur.

Drum, süße Jungfrau, Preis und Ehre
Sei heute dir von uns geweiht,
Dein Lob erschall' von Meer zu Meere,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

5

Eine Marienlegende

Kennt ihr die Legende „Maria und die Blumen?“ Nein?
So hört:

Einst wandelte Maria im Garten und ergözte sich an der Blumen Pracht.

„Pflücke mich, o Maria“, bat die Rosenkönigin, indem sie ihr liebeglühendes Haupt ehrfurchtsvoll neigte. Maria blickte sie liebevoll an, pries ihre Schönheit und ging weiter.

„Pflücke mich, o Maria“, rief die blendend weiße Lilie. Maria blieb stehen, sog ihren Geruch ein, erfreute sich an ihrem Glanze und ging weiter.

„Pflücke uns, o Maria“, baten das liebliche Bergfarnkraut, die prächtige Tulpe, das Himmelschlüsselchen und all die andern Kinder der Flora.

Maria nickte ihnen freundlich zu, grüßte sie und ging weiter. Da erblickte sie im Grase ganz verborgen ein kleines, bescheidenes Veilchen. Dieses sagte nichts, sondern flüsterte nur leise, ganz leise: „Maria!“ Und Maria neigte sich und pflückte das bescheidene Veilchen und trug es heim zum Jesuskind.

Was die zarte Legende bedeutet? Daß die Veilchenseelen Maria die liebsten sind, die kleinen, stillen, selbstlosen, demutsvollen Herzen. Niemand achtet ihrer, niemand kennt sie nach ihrem vollen Wert, sie spielen keine Rolle in der Welt und fallen durch nichts auf, nicht einmal durch ihre Frömmigkeit. Aber die Königin des Himmels neigt sich huldvoll zu ihnen und drückt sie an ihr Mutterherz, ihre Lieblingskinder, die Veilchenseelen. —

Unser inniges, herzliches Vergelt's Gott

all unsern lieben Wohltätern und Abonnten, die den Jahresbeitrag für die Caritasblüten eingesandt haben, auch allen Beförderern und Beförderinnen, die in den letzten Monaten so eifrig für die Verehrung des kostbaren Blutes gearbeitet haben, innigen Dank!

Wem anders sollen wir's zu Füßen legen, als der lieben Maienkönigin, ihr, der Vermittlerin aller Gnaden! Ja, o Maria, mit deinem Kinde lieb, ihnen allen deinen Segen gib!

Rehrt die Freude bei dir ein,
Mußt du sie gar wohl empfangen,
Dankbar, doch gelassen sein,
Küssen ihr die lieben Wangen!
Mußt sie nicht zu derb umfassen,
Mußt sie sanft entschweben lassen,
Denn sie wird nie völlig dein.
Sie durchzieht dich nur im Hauche,
Daß die Seele drein sich tauche,
Will nur Himmelsahnung sein!

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute im Monate Mai gewinnen können: 1. Fest Kreuz-Erfindung, 3. Mai; 2. Am Feste Christi Himmelfahrt; 3. am hochheiligen Pfingstfeste; 4. Fest Maria, Hilfe der Christen, 24. Mai.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

Was ist das kostbare Blut?

Ein Morgenrot mit sanften Gluten,
Das senkt die Nacht ins tiefe Grab,
Und hebt aus tiefgetränkten Fluten
Der Sonne goldenen Zepterstab;
Ein Herd, der ziert der Liebe Glühen,
Ein Auferstehn nach Grabes Ruh, —
Ein frisches Leben, Weben, Blühen;
Das, o Erlöserblut, bist du!

Das Totenglöcklein

läutet und bittet alle unsere lieben Abonnten um ein stilles Memento für unsern langjährigen Wohltäter und Abonnten Herrn Christian Schmitz aus Buzheim, Vater unserer lieben Schwester M. Reinhilda. R. i. p.!

Gebetserhörung

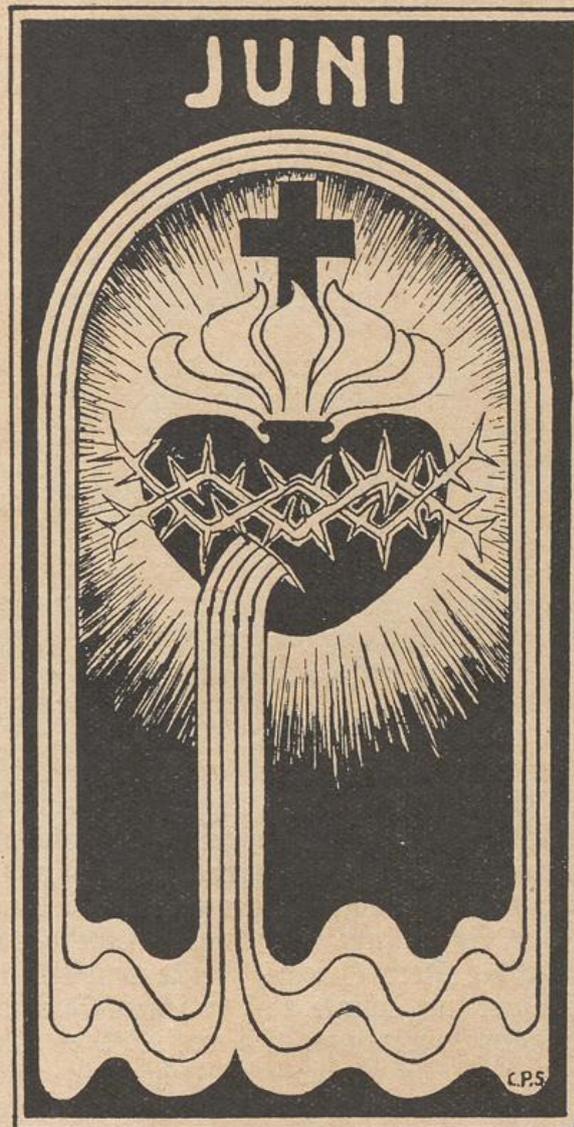
In überaus schweren Anliegen auffallende Hilfe gefunden auf die Fürbitte Mariens, des hl. Josef und der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Innigen Dank!
S. M. B.

Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1936



O Herz, so edel und so hehr,
O Treue wunderbar!
O dass mein Herz ein Funke wär
Auf diesem Brandaltar!

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

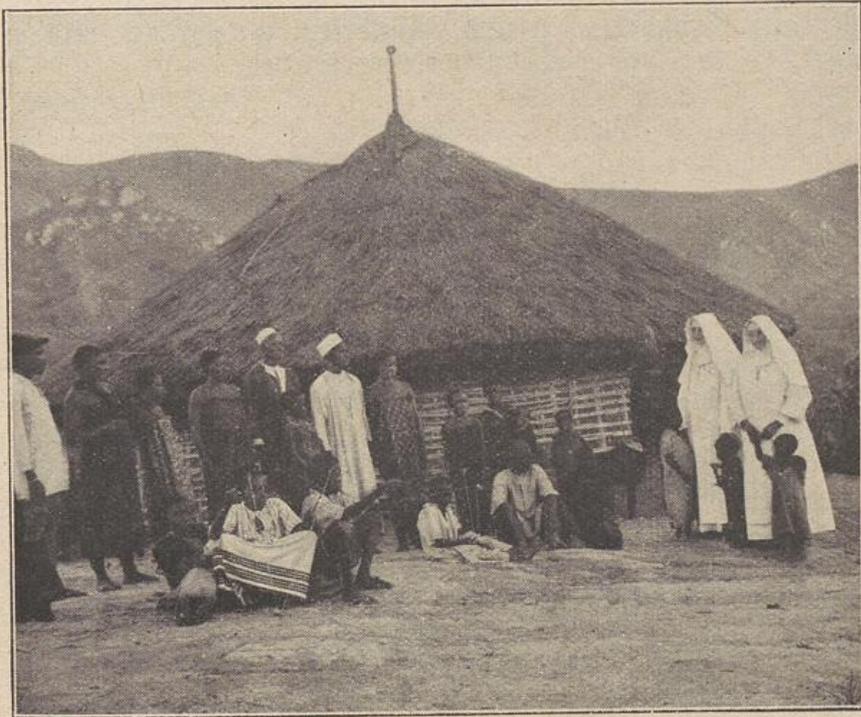
(Fortsetzung.) Ost-Afrika, Tanganyka-Gebiet

Zur Abspannung bekamen die Leute nach ihrer Taufe einige Wochen Ferien; nur an den Sonntagen wurde nach dem Hochamt Religionsunterricht im Schullokal gegeben. Bald kam die Zeit der Vorbereitung auf das heilige Bußsakrament. Der liebe Heiland wußte, daß wir schwache Menschen nicht mit der Taufe allein fertig werden, deshalb hat er die heilige Beichte eingesetzt, als große Arznei für die kranke Seele. Ich legte das den Neuchristen nahe und erhielt als Antwort: „Mama, meinst du wohl, wir sind umsonst getauft? Wir sündigen doch nimmer!“ Darauf nannte ich das Sündenregister, wie es im Buch steht, und die meisten aus ihnen riefen: „Hapana kaleiza, nein, nie und nimmer haben wir seit dem Taufstag eine Sünde begangen!“

Schließlich sahen sie aber doch ein, wie notwendig das Weiterlernen sei und kamen eben fleißig zum Beichtunterricht wie vordem zum Taufunterricht. Daß sie ihre Sache gut gemacht haben, davon gab mir ein hochverdienter Missionar Zeugnis. Zum Schluß möchte ich noch folgendes Beispiel anführen:

Einige, die sich durch Mitteilungsgabe und soliden Charakter auszeichneten, beredete ich, sich neben den Religionsunterricht gleichzeitig die Kenntnisse der Elementarfächer anzueignen. Der 17jährige August hatte die Lehre des Christentums tief erfaßt. Seine heimatliche Scholle ist in Uru, das damals noch zur Mission Riboscho gehörte, inzwischen aber selbständig wurde. Keinen Tag scheute er den weiten Weg. Mit der Zeit wurde er in Uru als Hilfslehrer angestellt. Sein Schulplatz lag an der Grenze von einer Kaffeepflanzung, deren Eigentümer ein Grieche war. August saß eines Tages wieder auf seinem primitiven Bambuspult, das er sich selbst gezimmert hatte, umgeben von 250 Schülern. Da er dort aufgewachsen war, gaben ihm die heidnischen Eltern gern ihre Sprößlinge und August liebte die Kinder und diese ihn. Nur der Herr Grieche schielte unwillig herüber auf die Schule. Wo er nur konnte, ließ er seinen Zorn an dem einflußreichen jungen Lehrer aus. Oft versuchte er seine Arbeiter zu überzeugen, daß die katholische Lehre ein nichts sagendes Gerede sei; wenn es einen Gott gibt, dann soll er zu ihm auf die Kaffeepflanzung kommen usw. — Als dann die Bäume voll roter Kaffeebeeren hingen, kam der Grieche am frühen Morgen mit dem Ribok (Milpferdpeitsche) und zerrte August von seinem Lehrstuhl herunter, fiel über ihn her, wie ein Wolf auf das Lamm, schleppte ihn aus dem Schulplatz fort und knebelte ihn an einen stacheligen Aloe-Baumstamm fest. Dann ließ er unaufhaltsam die Peitsche über den Rücken sausen. Die

Kleider hatte er ihm abgerissen, um ihn den Sonnenbrand fühlen zu lassen. Er schlug, bis er selbst, ermüdet, nicht mehr konnte. Da wogte das Kindergeschrei wie ein Orkan durch Uru. Einzelne aus ihnen sprangen weinend herüber nach Riboscho, um Hilfe zu holen. Unser hochwürdiger Pater Missionar ging gleich mit und sah, wie August ruhig und gefaßt, halbnackt in der Gluthize der Mittagszeit, in Hunger und Durst noch am Baumstamm gebunden stand. Die Schulkinder, welche sich morgens vor Angst nach allen Himmelsgegenden zerstreut hatten, fing der Grieche auf und zwang sie, die reifen



Ankunft der Schwestern auf einer Katechumenen-Stelle

roten Kaffeebohnen abzupflücken. Der Pater Missionar befreite August und gab ihm zugleich acht Tage Ferien.

Gleich am nächsten Morgen saß August wieder in meinem Klassenzimmer in Riboscho auf seinem früheren alten Platz. Während der Pause, wo sich die Schulkinder auf dem Rasen tummelten, erzählte er mir das gestrige Erlebnis und zeigte mir die Leidensspuren: diese dick geschwollenen, blaugrünen Streifen, auch blutige Streifen hatten sich in seinem Hemd abgedrückt. „Aber, Junge,“ sagte ich, „sag einmal, wie konntest du das alles so still über dich ergehen lassen?“ — „Weißt du, Mama,“ antwortete er, „ich stellt mir einfach unseren Heiland an der Geißelsäule vor, betete den schmerzhaften Rosenkranz und dabei spürte ich fast nichts von den Schlägen.“ Die Sache

wurde später gerichtlich verhandelt zuungunsten des Griechen. August waltete dann wieder seines Amtes ohne weitere Störung von seiten des Nachbars auf dem freien Schulplatz. Er wußte seine Schüler so abzurichten, daß sie es ihm unbemerkbar meldeten, wenn daheim oder in der Nachbarschaft bei Krankheitsfällen Vieh geopfert wurde; in der Umgebung starb beinah niemand mehr ungetauft. Er selbst scheute die Anfeindungen seiner Landsleute, mit denen er leben und arbeiten mußte, und überlieferte mir die Arbeit des Friedensstifters. So gingen wir denn oft zu dreien landauf, landab.

Einmal, zur Zeit einer Hungersnot, hatte ich bis zum Abend sechs alte Großväterchen und Mütterlein unterrichtet und getauft, die als Opfer des Hungertodes starben.

Fortsetzung folgt.

z

Nachrichten aus Mariannahill Von Schw. M. Theobalda

Dornenvolle Wege

Wie manche Neuchristen könnten von dornenvollen Wegen erzählen, die sie gewandelt. Schwer hat oft die Jugend zu kämpfen und zu ringen, bis sie das hohe Gut des wahren Glaubens erlangt, und dann gibt es nicht selten erst recht schwere, leidensvolle, dornenvolle Wege. Nur der Ausblick zu Gott, der Gedanke an die Ewigkeit und vertrauensvolles Gebet gibt Kraft zum Ausharren. Jede Mission weiß von solch starken Neuchristen zu erzählen. Man staunt über die Macht des Glaubens in Kinderseelen und in der erwachsenen Jugend. Oft schon wurden solche Beispiele zur Erbauung und Belehrung bekanntgegeben.

Unter unsern zahlreichen Schülern waren und sind stets solche, die diesen Dornenweg gingen oder noch gehen. Ein solcher Held sei heut aus dieser tapferen Schar herausgegriffen: Ein Student aus der höheren Klasse. Sein Vater ist ein angesehenener Chief (Häuptling), ist Stockheide und hat viele Weiber. Dies letztere bedeutet einen großen Reichtum nach heidnischen Begriffen. Der älteste Sohn dieses Chief soll später das Amt des Vaters erben. Der Vater wünscht, daß dem geweckten Knaben eine gute Schulbildung zuteil werde. Durch Gottes Fügung kommt er in eine Mariannahiller Bordingsschule.

Angezogen von der katholischen Lehre, verlangt der unverdorbene Knabe bald dringend nach der hl. Taufe, die ihm nach längerer Vorbereitung im Alter von 12 Jahren erteilt wurde. Die Katechumenen werden vor der Taufe so eingehend unterrichtet, daß sie in 1—3 Wochen zur hl. Beichte und zur heiligen Kommunion gehen. In den folgenden Ferien merkte der

Vater bald, daß sein Sohn Christ geworden und geriet in großen Zorn. Unter keiner Bedingung durfte der talentvolle Knabe, der das beste Zeugnis heimgebracht hatte, in die Missionschule zurück. Eiferfüchtig wachte der Vater, daß sein Sohn von jetzt an nur nicht in katholischen Schulen lerne.

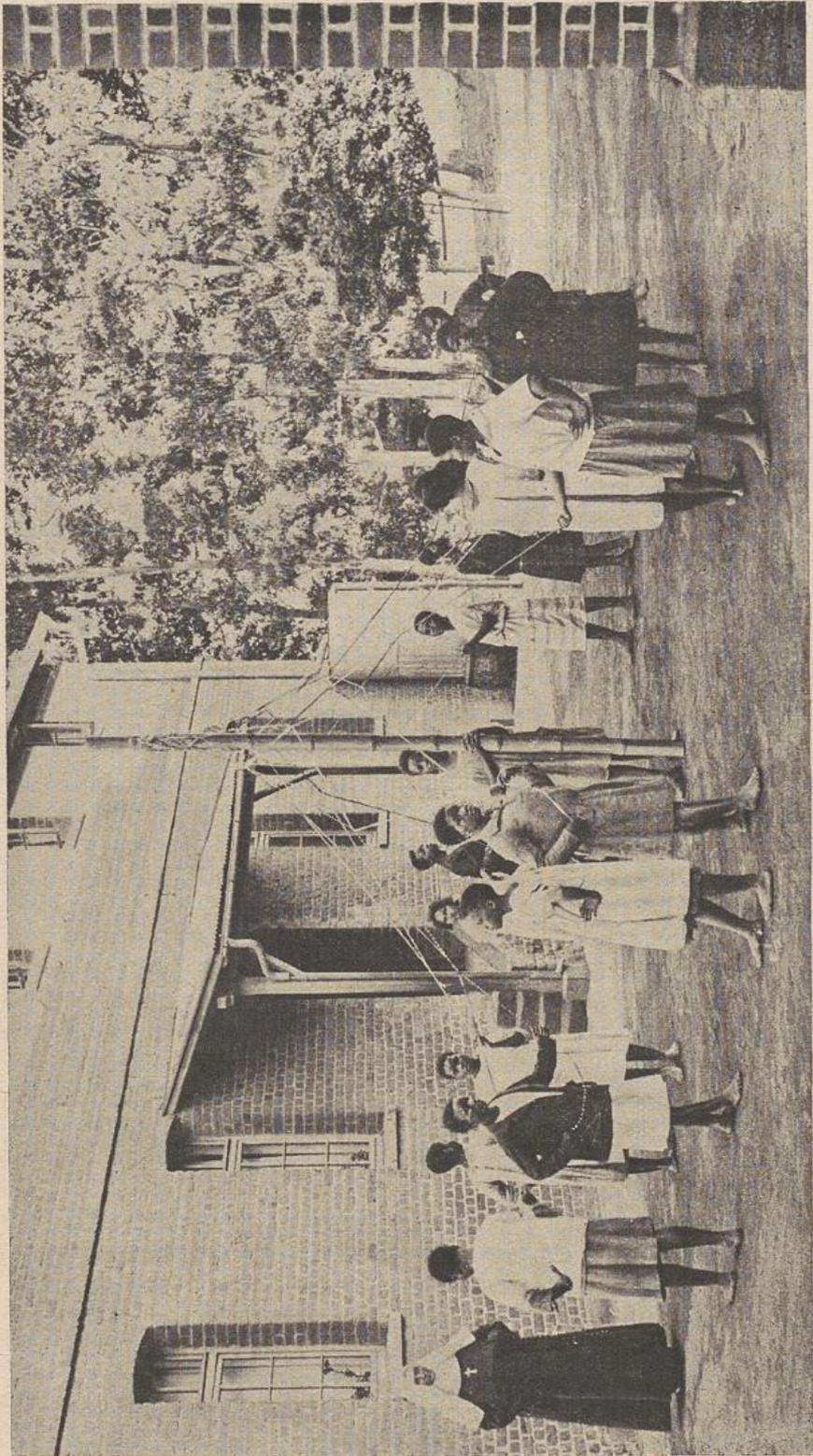
So vergingen Jahre. Der Knabe war zum Jüngling herangewachsen. Höchst selten konnte er heimlich einem katholischen Gottesdienst beiwohnen. Stets aber brachte er am Schlusse des Schuljahres als Beweis seines Fleißes, zur Freude seines Vaters, ein sehr gutes Zeugnis nach Hause. Trotzdem der Jüngling stets in protestantischer oder heidnischer Umgebung weilte und dem protestantischen Religionsunterricht und Gottesdienst beiwohnen mußte, blieb er seiner katholischen Überzeugung treu. Unwillkürlich fragt man sich: Wie war das möglich? Woher fand er die Kraft dazu? Jahrelang als Knabe in solcher Umgebung aufwachsen und doch der inneren Überzeugung treu bleiben, ist wahrlich etwas Großes, sehr Großes! Woher schöpfte er die Kraft? Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir es vorzüglich seiner Andacht zur seligsten Jungfrau Maria zuschreiben. Nach seinem eigenen Geständnis hatte er stets heimlich „zwei“ Rosenkränze bei sich. Warum denn „zwei“? Aus Furcht, er würde keinen Rosenkranz mehr haben, wenn er einen verlieren werde.

Inzwischen hatte er schon das erste und zweite Examen für Lehrer gemacht. Vor zirka zwei oder drei Jahren verhalf ihm ein Priester zu einer Anstellung als Lehrer in der Mittelschule einer Missionsstation. Da konnte er nun einmal wieder nach seinem Glauben leben. Doch, es dauerte nur ein Jahr. Dann finden wir ihn zwecks weiterer Studien wieder in einem protestantischen Kolleg. Er war eben nach dem Gesetze noch nicht mündig und sein Vater hatte volle Gewalt über ihn.

Im neuen Kolleg traf er zu seiner Freude in derselben Klasse einen katholischen Mitstudenten. Diesem schloß er sich an. In nicht allzu weiter Entfernung war einmal im Monat katholischer Gottesdienst. Diesen besuchten nun beide regelmäßig. Am Schluß des Schuljahres brachte er wieder das beste Zeugnis heim. Im kommenden Jahre wollte er für Matric. (Abitur) studieren. Sein Vater war sehr einverstanden. — Nun aber kommt die Krisis.

B. hatte das gesetzliche Vollalter erreicht, und ohne Wissen des Vaters bewarb er sich um Eintritt in ein katholisches Kolleg. — Von dort schrieb er an seinen Vater. Er sah voraus, wie der Vater seine Studien im katholischen Kolleg auffassen werde. Er wußte, daß es ihm Verstoßung bringen würde, aber er dachte an das Heil seiner Seele und vertraute auf Gottes Hilfe.

Die Antwort des Vaters ließ nicht lange auf sich warten.



Schwarze Schülerinnen machen ihre Freiübungen. Mariannhill

„Ich erkenne dich nicht mehr als mein Kind an. Du bist nicht mehr mein Sohn!“, so lautete das harte Wort.

Welch niederschmetternde Kunde für ein liebendes Kindesherz! Verstoßen vom Elternhaus! Ohne Heimat! Nie mehr das Vaterhaus betreten dürfen! Stets fern sein von den liebenden Geschwistern! Die einflussreiche Stellung eines Chiefs verloren! Das Heil der Seele verlangt oft schwere Opfer, aber der liebe Gott hilft sie tragen.

B. bleibt und sucht sich mehr und mehr mit dem praktischen Glaubensgeist zu durchdringen. Angestregtes Studium, fast lückenlose Tagesordnung lassen ihm keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Seine Umgebung braucht ja auch nicht zu wissen, mit welchem Kreuz der liebe Gott ihn heimgesucht hat.

Gerne hoffen wir, daß dies große Opfer auf Eltern und Geschwister Gottes Segen herabrufen werde, damit auch diese den Weg zu Gott finden. B. braucht aber noch fernerhin die Hilfe des Gebetes. Wer weiß, ob nicht später sein Vater oder die Stammesgenossen mit der lockenden Versuchung der „Chiefswürde“ an ihn herantreten. Drum, lieber Leser, schenke ihm ein Ave.



Allerlei über unsere Mission Ufioni

Schw. M. Thiadilbis

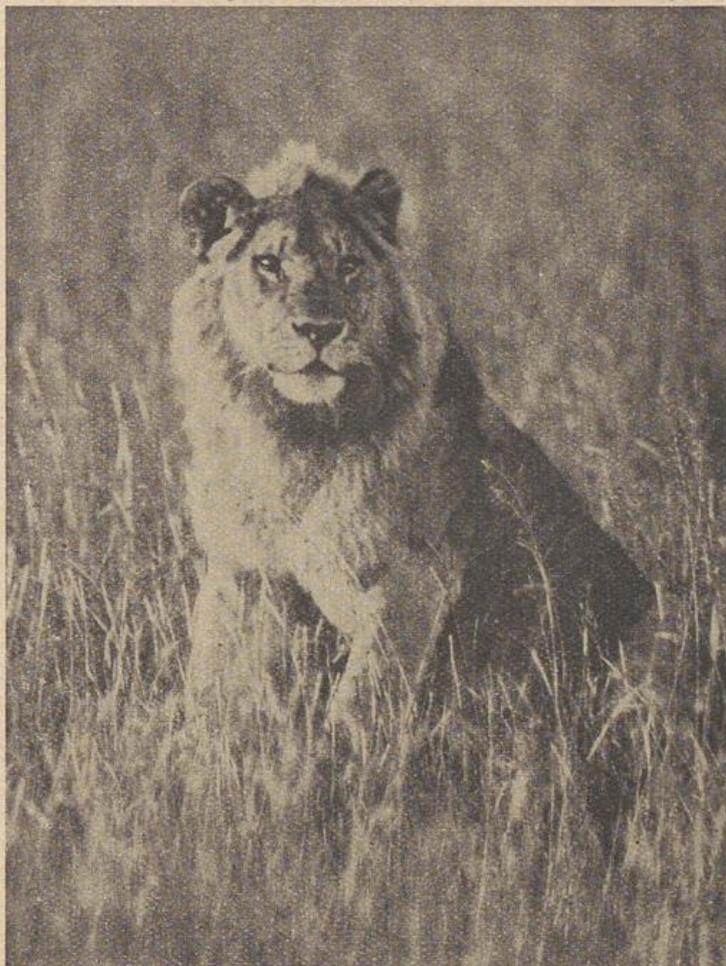
Die Leute in Europa sind am schönen Weihnachtstag an Schnee und Eis gewöhnt, während wir hier in den Tropen in Schweiß gebadet sind, und in der Friedensnacht ein Konzert mit den kleinen Stechmücken, „Moskitos“, haben. Dieses Jahr war es wohl eine Ausnahme, denn unter starkem Donnergeroll und Blitz an Blitz feierten wir die Heilige Nacht. Der Gesang mußte verstummen, und alle Anbeter lagen auf den Knien, um dem Gewaltigen zu lauschen, denn dieses Geroll übertönte jede kirchliche Feier, so daß der Priester am Altare seine heilige Handlung still verrichten mußte.

Jedes Jahr ist der Christbaum in diesen Zonen eine heimatische Erinnerung. Ostern steht auf derselben Stufe wie Weihnachten, derselbe Kontrast! Immer Sommer, Hitze, außer der Regenzeit, wo es etwas kälter ist. Man vermißt die wechselnden Jahreszeiten, besonders den schönen Frühling. Gerade in den Tropen tauchen Gedanken auf an die Schönheit des Kirchenjahres. Weihnachten im Schnee. Erinnerung der Armut, das Kindlein in der Krippe. An Ostern lebt in Europa die Natur wieder auf und mit ihr der Gedanke an die Auferstehung.

Hier wird der ewige Sommer mit der Zeit langweilig. Trotzdem werden die kirchlichen Hochfeste bei uns hier doch lieblich gefeiert. Die wenigen Christen, die überall zerstreut liegen, machen sich schon frühzeitig auf den Weg, um nicht zu spät zu kommen. Manche benötigen eine Tagereise, bis sie hier sind, und oftmals ist es für die Frauen ein schwerer Gang, denn gewöhnlich müssen dann auch die Kinder mit: wie die Lastesel kommen die Mütter daher. In einem Säckchen tragen sie den Kochkessel und auf dem Rücken das Kind. Der Hausherr läuft gemächlich nebenher und hilft nur ab und zu.

Unsere Station hat fünf Außenstationen, welche sehr weit auseinander liegen. Auf jeder kann man einige Schäflein finden, die mitten unter dem Islam sitzen, dessen Sekte reichlich hier vertreten ist. Es ist nur Gnade und Segen, daß diese Wenigen uns treu bleiben. Man muß auch hier stammeln: „Aus dem Munde der Kindlein und Säuglinge hast du dir das Lob bereitet.“ Sind diese Leute, die so fern von unserer Mission wohnen, mitten im Sumpfe der Sünde, nicht auch die Kindlein unserer heiligen Kirche? Wie schwer kann man in diesem Gebiete eine Seele gewinnen, wie opferreich und mühevoll ist hier die Arbeit eines Missionars! Gewöhnlich muß er vor einem Festtag hinaus und einen Fußweg von 7 bis 8 Stunden zurücklegen; wenn Gelegenheit ist, so geht es mit dem Auto. Die steilen Wege durch Schluchten, Hügel und Täler, bergauf, bergab in der glühenden Sonnenhitze sind sehr mühsam und beschwerlich, somit sind die Festtage oft saure Tage, aber es finden immer Tausen statt; mancher erhält noch den letzten Beistand des Priesters für die Reise in die Ewigkeit und kann sich mit seinem Gott und Heiland aussöhnen. Das erhebt das Herz eines Missionars und läßt all die mühsamen Beschwerden hinter den Kulissen verschwinden. Selbst bei uns, wo wir sozusagen im Busche sitzen, geht es an Festtagen rege zu, denn die meisten Fremdlinge, die von nah und fern hier eingetroffen sind, wollen vor ihrer Abreise ein Sawadi (Andenken) haben. Nach dem Hochamt fängt es an, aller Herzenswünsche zu erfüllen. Allerlei Bitten werden laut: um einen Rosenkranz, Medaillon, Kreuz, Bilder, zuletzt ein Kleid, dann weiter — Bitten um Bananen, Maiskolben, Bohnen zum Pflanzen usw. Glückliche, wenn für alle was abfiel und mit einem kwa heri, ahfante sana (auf Wiedersehen und sehr vielen Dank!) ziehen sie hochbeglückt von dannen. Nach unsern hiesigen Verhältnissen ist es oft schwer, alle Wünsche zu erfüllen. Andere unter ihnen nehmen ihren Gang zur Krankenschwester, auch diese wird bestürmt um Samariterdienste, da tut es da und dort wehe usw. Selbst das zahnlose, alte Mütterchen, unter der Last des Alltagslebens gebückt, wünscht sich die Jugendjahre zurück und fragt um neue Zähne.

Ist es am Nachmittag etwas stiller und ruhiger geworden, so gehen meistens zwei Schwestern mit unsern Kindern hinaus in die Landschaft. Bei dieser Runde besuchen sie dann die Kraale. Eben tritt Schwester Philippine bei einem Kranken ein, der voll von syphilitischen Wunden ist. Er kann sich nicht rühren vor Schmerzen, er scheint dem Tode ins Auge zu sehen, doch hängt er hartnäckig an seinem Islam. Vor der Türe sitzt



Der Wüstenkönig

der Hausherr, der eben im Begriffe war, eine Ziege zu schlachten, damit die Geister ihn gesund machten. Man bot der Schwester auch ein Stück an und gerne hätte sie es entgegen genommen, weil man hier höchst selten Fleisch hat, da durch die Tsetsefliege ganze Herden dahingerafft werden. Infolgedessen ist diese ganze Gegend verarmt und die meisten Waofimi ziehen von hier fort in die Berge hinauf, woher auch dieser Kranke kam. Nun zu meiner Ziege zurück. Praktisch ist der Eingeborene. Weil die Zubereitung des Fleisches nicht so sauber

herging, so benötigte er eine Gießkanne. Diese fehlte jedoch. Er nahm Wasser in den Mund, und machte denselben zur Gießkanne, um das Fleisch zu bespritzen. Nachdem es durch diese Brausekur durchgegangen war, war es auf geschickte Weise gereinigt. Schwester Philippine lachte herzlich über die Gewandtheit und hatte natürlich keine Lust mehr, das Fleisch anzunehmen. „Nein,“ sagte sie, „als ich dies sah, ist mir der Appetit vergangen.“ Die Ziege wurde geopfert, aber die Geister ließen sich nicht bewegen. Statt daß der Kranke besser wurde, ging es mit ihm abwärts, und nach zwei Tagen, als die Schwester wiederkam, hatte man ihn in die Berge getragen.

Nun bitte ich alle lieben Leser und Leserinnen, unserer Wafimi im Gebete zu gedenken, damit der liebe Gott die Worte der Missionare segnet und die Herzen der Gläubigen für seine Gnade empfänglich macht.

3

In Ferien in Kivungilo

Auszug aus einem Brief von Schw. M. Reinolda an ihren Vater, 18. Jan. 1936

Bin noch hier in Kivungilo, bei unserer guten Mutter Ubalda. Du wirst dich des Namens noch erinnern können aus den Briefen, die ich vor vier Jahren auf der Ausreise nach Afrika vom Schiff aus schrieb. Die gute Mutter Ubalda hat uns damals in die neue afrikanische Heimat begleitet; sie ist immer noch mit gleicher treuer Mutterliebe für mich besorgt und hat ein gütiges Herz für jedes ihrer Kinder. Fühle mich daheim, wie ein Vöglein im warmen Nestchen. Und schön ist es hier, wie auf den Fluren der Heimat. Auch das Klima ist viel kühler als in Zanzibar und sehr gesund. Sogar Apfel, Pflaumen, Pfirsiche, Erdbeeren und Himbeeren wachsen hier wie in Europa. Rings um das Haus Blumen in allen Sorten und Farben, sogar herrliche Rosen, eine Menge Veilchen und weiße Margaretenblumen, so wie daheim auf des lieben Vaters Wiesen; am Bach blühen Vergißmeinnicht, echte, richtige Vergißmeinnicht. Ein Stück Wald und schattige Alleen mit schönen Ruheplätzchen laden zur Rast ein.

Meine Beschäftigung während meiner Ferientage hier ist Ausruhen, Lesen und Beten. Nicht wahr, eine gemütliche Tagesordnung. Wenn dann die Tage der Erholung zu Ende sind, werde ich neugestärkt und mit frohem Mut wieder zu meinen armen Kranken nach Zanzibar zurückkehren. Die englische Regierung gewährt uns zwei Krankenschwestern in Zanzibar alle zwei Jahre einen solchen Urlaub und kommt für die Kosten auf. So war ich dieses Jahr an der Reihe. Ist das

nicht schön? Gelt, da freust Du Dich mit mir! Soll ich Dir auch noch von der großen Reise erzählen?

Bin am 17. Dezember 1935, morgens 10 Uhr, mit dem Dampfer von Zanzibar weggefahren, bin also wieder einmal auf dem großen Wasser gewesen. Abends 6 Uhr kam das Schiff in Tanga an. Dort holten mich zwei hochw. Patres vom Schiff ab und brachten mich zu unseren Schwestern, welche auch auf der dortigen Mission tätig sind. Ich wurde in aller Liebe aufgenommen und blieb bis 23. Dezember. An diesem Tag bestieg ich ungefähr morgens 8 Uhr den Zug nach Mombo.



Weihe der Herz-Jesu-Statue in Mombo

Mittags 1 Uhr kam ich in Mombo an. Als ich ausstieg, stand zu meiner großen Freude das Auto schon bereit, welches mir die besorgten Vorgesetzten in Kivungilo in liebender Fürsorge entgegengeschickt hatten. Also von der Eisenbahn ins Auto; da war es schöner als im Eisenbahnwagen.

Hinaus ging's in die freie Natur; es tat sich eine Welt vor mir auf, herrlich, wie in der Schweiz, nur ohne Schnee. Hügel und freundliche Täler, hohe Berge und tiefe Schluchten, alles in schönstem Grün. Dann ging es hinauf in die Berge, in steten Windungen und Kurven, immer höher und höher. Mitunter sah man freundliche Farmerwohnungen mit fruchtbaren Pflanzungen, weidende Vieh- und Ziegenherden an den Bergabhängen und rauschende Bächlein. Dann wieder wildromantische Berge aus gewaltigen Felsblöcken hoch aufeinander getürmt, so hoch wie der Kirchturm in Gebfattel, nur nicht so zart und schlank, sondern wuchtig und breit. Man kann gar

nicht genug staunen ob all der Schönheit der Natur. Es heißt nicht umsonst: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Um ¼4 Uhr nachmittags, also nach etwa dreistündiger Fahrt durch all diese Herrlichkeiten, kam ich in Kivungilo, dem Ziel meiner Reise, an, welches auch von Naturschönheiten ganz umgeben ist. Hier wurde ich von unserer guten Mutter Ubalda, von Schwester Oberin und von allen Mitschwestern herzlich aufgenommen und gleich zum Nachmittagskaffee eingeladen. Den Reiseproviant, welchen man mir in Tanga mitgegeben hatte, hab ich mir erst im Auto zu Gemüte geführt und dem wackeren Auto-Chauffeur auch ein gutes Teilchen mitgegeben; da ging die weite Fahrt nochmal so gut. Habe diese Woche auch noch einen kleinen Ausflug gemacht nach der benachbarten Mission Gare. Dort ist eine Mitschwester, die mit mir in Paderborn zusammen war. Da wurden dann alte schöne Erinnerungen aufgetischt und nützliche Erfahrungen in Medizin und Krankenpflege ausgetauscht. So erlebt man eine Freude um die andere, und Dir, mein lieber Vater und Hans, meinem Bruder, und der lieben Ottilie alle diese Freuden mitteilen zu können, ist mir noch die größte Freude! Bis der Brief bei Euch ankommt, ist die afrikanische Reisetante wieder an der Arbeit bei den Lungenkranken und Ausfähigen in Zanzibar. Also, keine Sorge um mich haben, lieber Vater, Du siehst, in Afrika verschimmelt man noch lange nicht.

Nun Dir, guter Vater, sowie Hans und Ottilie nochmals Dank für alles Gute und herzliche Grüße

von Eurer

Schwester M. Reinolda
Missionschwester v. kostb. Blut.

K

Gottes reichste Gabe

Ein Herz ist uns gesendet,
Ein Herz so tief und weit,
Darinnen eingesendet
Liegt Gottes Herrlichkeit.

Das ist in allen Wehen
Des Christen höchster Trost,
Allda wir sicher stehen,
Wenn sich der Feind erboht.

Das Herz, davon wir singen,
Das schlägt in Christi Brust,
Das ist vor allen Dingen
Des Christen höchste Lust.

O Herz, nun laß uns frommen
All Deine Huld und Zier;
All Gut ist uns gekommen,
O, süßes Herz, mit Dir!

Nun lehre uns im Treuen
Dir dienen mehr und mehr,
Und uns Dein Herz erfreuen
Und recht Dich lieben lehre'.

Ulr. v. d. Uhlenhorst.

Was die weißen Ameisen tun können

Rhodesia, Monte Cassino

Ein jeder Afrikaner weiß aus eigener Erfahrung zur Genüge, was diese „fleißigen Arbeiter“ anstellen können. Wir in Monte Cassino haben viel Last mit diesen Nimmer satt, fast kein Gebäude ist frei, und wenn man nicht auf der Hut ist, kann man schon in einer einzigen Nacht großen Schaden haben. So stellte ich eines Abends meine nassen Schuhe ins Nähzimmer zum Trocknen, wie ich selbe nun des andern Morgens nehmen will, sehe ich an der Stelle einen Haufen Erde; ich stoße ihn auseinander, da stecken die Schuhe darin, einer war aber so zerfressen, daß an kein Anziehen mehr zu denken war. Einer anderen Schwester zerfraßen sie einen neuen Wollhabit und ließen nur die Baumwolle und die Futterteile.

Es ist erstaunlich, welch große Hügel die Tiere in ein paar Jahren aufbauen, Hügel so groß, daß aus einem derselben hunderttausend Ziegel gemacht werden konnten; denn diese Masse gibt das beste Material für Ziegel; das ist wohl das einzige Gute, was die Ameisen schaffen. Sie leben in den unteren Teilen des Hügels, die oberen dienen als Schutz gegen die Witterung. Ungefähr in der Mitte des Hügels, gleicher Höhe mit der ebenen Erde, hat die Königin ihre Residenz; sie verläßt ihren Platz nie, denn sie wird so groß, daß alle Öffnungen für sie zu klein sind, und erreicht ein Gewicht von dreißigtausend kleinen Ameisen. Ich sah einmal ein Königin, das einzige, was sie noch von der großen weißen Ameise hat, ist der Kopf; die Länge des Rumpfes beträgt ungefähr sechs Zentimeter. Hat sie ihre volle Größe erreicht, so beginnt sie ihre Eier zu legen. Wissenschaftliche Forscher haben festgestellt, daß sie ununterbrochen für zwei Jahre Eier legt, fünfzig bis sechzig in der Minute. Es mag dieses übertrieben scheinen, doch wer neben unseren Ameisenbergen gestanden hat, und die unzähligen Millionen Tiere beobachtet hat, dem kommt es leicht glaublich vor.

Am meisten kommen sie zum Vorschein, wenn es regnen will, in den Monaten November und Dezember. Die Arbeiter öffnen alle Türen, um den geflügelten Insassen den Weg zu bahnen. Nun ist die Zeit für den Neger, sich sein Lieblingsgericht zu sammeln. An einer geeigneten Stelle macht er einen etwa zwei Fuß breiten und einen Fuß tiefen Weg, welcher unten in einem Loche endet, worin er einen alten Eimer oder Topf stellt. Scheint ihm der Tag günstig, so geht er gegen drei oder vier Uhr nachmittags hin, legt zuerst Stangen quer über den Weg, dann bedeckt er sie mit Gras und Baumzweigen und legt zum Schluß noch Steine darauf, damit alles liegen bleibt. Ab und zu schaut er nach, ob die fliegenden Ameisen beginnen, heranzukommen. Sobald selbe erscheinen, verschließt er ihnen alle

Ausgänge, aber ohne viel Geräusch; dabei wird nicht gesprochen, denn dann geht es wie beim Fischen: „Hast mich gesehn, siehst mich nicht mehr.“ Während nun alle anderen Auswege verstopft sind, wandert das Ameisenvolk zu den Ausgängen am Weg, da selbe überdeckt sind, können sie nicht davon fliegen. Sobald sie also zum Ende des Weges kommen, geht es in den Topf oder Eimer hinein. Es ist sehr interessant zu sehen, wie die Ameisen mit ihren langen Flügeln so zu sagen Hals über Kopf hervorkommen, oft in solcher Menge, daß nichts zu sehen ist als lauter Flügel. Ist der Eimer voll, so werden sie herausgenommen und in einen Eimer mit Wasser, oder auch in einen Sack gesteckt. Bisweilen fängt er einen halben Sack voll an einem Nachmittag. Das Herausnehmen wird oft teuer bezahlt, denn die ungeflügelten Soldaten, welche dazwischen sind, beißen wie tolle Hunde. Darum bestreicht der Kaffer sich den Arm mit Lehm; aber nichtsdestoweniger finden sie noch oft eine Stelle, wo sie beißen können.

Ist der Fang fertig, so wird Wasser zum Kochen gebracht, und nun kommen die armen Tiere hinein, eine kurze Zeit werden sie gekocht, dann getrocknet und die Flügel abgerieben. Bevor man dieselben iszt, werden sie gesalzen und geröstet, und dieses „iskwa“ ist ein Leibgericht, besser als der feinste Braten.

Ehe die Weißen ins Land kamen, herrschte bei den Kaffern nicht selten die unmenschliche Grausamkeit, zum Tode Verurteilte in einem Ameisenhaufen festzubinden, um ihn so lebendig von diesen Tieren auffressen zu lassen. Vor einigen Jahren geschah es in der Nähe einer unserer Außenschulen, daß eine alte Frau, die noch dazu krank war, allein zu Haus gelassen wurde, während alles auf das Feld ging. Sie kroch aus dem Kraal heraus, vielleicht um sich in die Sonne zu setzen, und kam unglücklicherweise in einem Ameisenhaufen zurecht. Allem Anscheine nach war sie eingeschlafen, und wie sie erwachte, fehlten ihr die Kräfte, sich aus der Erde, womit sie schon überbaut war, herauszuarbeiten. Des Abends, als die Leute vom Felde kamen, fanden sie die alte Frau tot, und so fest in Erde eingebaut, daß sie ihre Hacken nehmen mußten, um sie heraus zu bekommen.

Es soll leicht sein, die Ameisen zu vertilgen, indem man Stroh oder feines Holz vergiftet und auf den Haufen legt, damit die Arbeitsameisen damit die Königin füttern. Sobald diese tot ist, ist der Hügel verwüstet, doch haben wir bis jetzt den Versuch noch nicht gemacht, obwohl sie uns jedes Jahr Schaden genug anrichten, nicht so sehr in den Häusern, aber auf den Bäumen, die sie zerfressen. Das Vergiften hat nämlich auch seinen Nachteil: Die Hühner, welche sehr große Liebhaber von den Ameisen sind, würden sich nicht fern halten, und so könnte man leicht dieselben ebenso schnell vergiften wie die Ameisen.

Fronleichnamtsfeier

Fronleichnam heut! – Auf Tal und Höhen
Ruht wonnig warm der Sonnenschein,
Im Blütenschmuck die Bäume stehen,
Der Vöglein Sang erfüllt den Hain.
Die Blumen Kron' und Kelch erschließen
Noch schwer vom kühlen Morgentau,
Des Bächleins klare Wellen fließen,
– Ein Silberband – durch grüne Au!
Der Birken frische Blätter rauschen
Geheimnisvoll im Morgentwind,
Als wollten Red' und Wort sie tauschen,
Für wen sie in Bereitschaft sind?

Doch bleibt nicht lange Zeit zum Fragen,
Denn voller klingt der Glocken Ton;
Schon naht der Zug und Den sie tragen,
Es ist – der ew'ge Gottessohn!
Er ruht in frommen Priesterhänden,
Sein Königsthron ist die Monstranz,
Und allen will er Segen spenden,
Des Himmels Segen voll und ganz!
So brennt Sein Herz in Liebesgluten,
Daß es Ihn trieb aus Seinem Haus, –
Er muß die Fülle alles Guten
Heut streu'n in alle Welt hinaus!
Er muß selbst jene Seelen grüßen,
Die nicht zu Seinem Tempel zieh'n;
Muß armer Kranken Schmerz versüßen,
Muß Sünder suchen, die Ihn flieh'n!

O heilige Fronleichnamtsfeier,
Du Wonne jeder gläub'gen Brust,
O Fest, so über alles teuer,
Der Engel und der Menschen Lust!
Wenn mit dem Sakrament wir ziehen
Durch Stadt und Land, durch Flur und Feld,
Dann scheint der Sünde Fluch zu fliehen,
Ein Paradies aufs neu die Welt!

Wir aber am Fronleichnamstage
Geloben dem verborg'nen Gott,
Daß wir in jeder Lebenslage
Ihm Treue halten bis zum Tod'.
Wir wollen zum Altare wallen
Ihn dort zu lieben in der Zeit,
Bis einstens wird der Schleier fallen,
Bis wir Ihn schau'n – in Ewigkeit!

Oliva die Heldin, 16 Jahre alt

Von Schw. M. Masellina, Matombo-Mission

Gottes Wege sind nicht unsere Wege! Das sieht man so recht im Leben der Eingeborenen, die nicht begreifen können, daß ein Kind einen andern Weg einschlagen könne als den, den Vater und Mutter gegangen sind, den Weg über heidnische Sitten und Gebräuche zum Ehestand. — Der Vater unserer Oliva hatte sich eine zweite Frau genommen; seine rechtmäßige Gattin und die Kinder blieben dem heiligen Glauben treu. Oliva, die älteste Tochter, fehlte nie in der Schule, trotzdem ihr Heim am weitesten entfernt liegt. Im Katechismus war sie die erste; atemlos lauschte sie, wenn ich die heranwachsenden Mädchen auf die Gefahren aufmerksam machte, die in kurzer Zeit ihrer Unschuld drohen würden, in den Tagen ihrer Großjährigkeit. Wie oft fragte ich am Ende der Religionsstunde: „Wer von euch hat den Mut standzuhalten?“ Anfangs, als wir hier waren, hoben wohl viele begeistert die Hand in die Höhe; aber wer hielt stand? Bis jetzt nur die Mädchen unseres Internates, und diese nicht einmal alle. Diese Tanzgelage und Geschenke sind zu verlockend. Viele machten jedoch nur teilweise mit und wurden später doch gute Frauen. Ich mußte unwillkürlich oft für Oliva beten; die großen unschuldigen Augen schauten mich stets so fragend an. Eines Tages kam sie nach der Schule zu mir und bat, ob sie bei uns bleiben dürfe. Ich fragte sie: „Hast du die Erlaubnis deiner Eltern?“ Nun erzählte sie mir, daß ihre Mutter und ihre Verwandten sie zwingen wollten, wenn sie großjährig würde, alle Gebräuche und Tänze mitzumachen; vor allem sollte sie der Sitte gemäß eingesperrt werden. Die heiratsfähigen Mädchen müssen nämlich hier nach heidnischem Gebrauch $\frac{1}{2}$ —1 Jahr lang in einem kleinen dunklen Raume zusammengekrümmt sitzen; sie dürfen sich weder bei Tag noch bei Nacht ausstrecken oder aufrecht stehen. Es ist dies eine schreckliche Marter. Zulezt sind die Mädchen ganz verkrümmt, was sich aber langsam wieder verliert. Dabei dürfen sie nicht das geringste arbeiten und werden dazu einer Mastkur unterworfen. Durch dieses untätige Hinbocken und das gute Essen schwillt der Körper unförmlich an und wird, da er kein Licht bekommt, hellbraun. Dieses nennt diese Welt hier „schön“. Dazwischen gibt es dreimal Bier- und Tanzgelage. Beim letzten Tanz erscheint das Mädchen, geschmückt als die Königin des Tages, auf den Schultern anderer getragen, umjubelt vom ganzen Stamme.

Niemand will den Eingeborenen ihre Sitten nehmen; nur müssen sie mit unserer heiligen Religion in Einklang gebracht werden. Und das ist oft schwer.

Olivas Augen flammten, indem sie sagte: „Nie und nimmer lasse ich mich einsperren.“ Ich wollte der Mutter einen Brief schreiben, aber sie kam schon von selbst, ihre Tochter zu holen. Oliva weigerte sich und bat, hier bleiben zu dürfen. Als die Mutter sah, daß sie mit Strenge nichts erreichte, schlug sie einen andern Ton an und sagte: „Ich habe ja nichts dagegen, wenn du hier bleibst, aber ich sage dir, wenn der Vater es erfährt, wirst du seinen Zorn fühlen.“

Oliva blieb und schrieb einen langen Brief an ihren Vater, der bei einem Europäer in Arbeit war, und bat ihn innig, bei der Liebe, die ein Vater zu seinem Kinde haben kann, ihr die Erlaubnis zu geben, hier bei den Schwestern zu bleiben. Die Mutter schrieb ihm, daß ihre Tochter entflohen sei. Einige Monate blieb alles still, und Oliva war sich ihres Sieges gewiß. Sie wuchs zu einem blühenden Mädchen heran. Aber am Feste Mariä Himmelfahrt kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein Brief von ihrem Vater mit dem Befehl, sofort ohne Zögern nach Hause zu kommen, wenn sie nicht seinen ganzen Zorn fühlen wolle. Inzwischen hatte sich Oliva entschlossen, der Welt zu entsagen und dem Bräutigam, den ihr Vater für sie gesucht hatte, ohne sie zu fragen, den Abschied zu geben und Schwester zu werden.

Ich gab ihr den Rat, nach Hause zu gehen, zu hören, was der Vater will. „Du darfst seinen Zorn nicht gleich herausfordern, aber wenn man von dir etwas Böses will, so fliehe, und wäre es mitten in der Nacht.“ Zitternd aber mutig ging Oliva. Ich dachte, sie wird sich im Glutofen bewähren, wenn es wahr ist, daß Gottes Stimme sie zum Ordensstande rufe.

Und sie bewährte sich.

Zwei Tage hörte ich nichts von ihr, und ich machte mir schon Sorge. Da, am Sonntag vor der heiligen Messe tauchte sie auf, angetan mit neuen schönen Tüchern, und erzählte mir: „Mama, zuerst verzeihe mir, daß ich diese Tücher trage. Als ich nach Hause kam, tat man mir so schön, packte mich und sperrte mich ein. Ich wehrte mich, aber vergebens. Der Vater zeigte mir einen großen Dolch und sagte: „Wenn du die Hütte verlässest, stoße ich ihn dir in die Brust.“ Ich schwieg und dachte, übermorgen ist Sonntag, da muß ich zur heiligen Messe; wenn er mich nicht gehen läßt, fliehe ich. Wenn er mich tötet, so weiß ich warum. Am Sonntagmorgen ging ich bis vor die Türe; der Vater folgte mir und fragte: „Wohin?“ Ich sagte: „Heute ist Sonntag, und ich muß mit der Mutter und meinen Geschwistern zur heiligen Messe.“

Er antwortete: „So gehe ich mit; wirst du vor den Schwestern und Patres anders sagen als ich, so wisse, dann bist du des Todes. Hier, ziehe diese Tücher deines Bräutigams an.“ Ich wehrte mich und sagte: „Ich mag den Bräutigam nicht und

kann die Tücher nicht anziehen.“ Aber der Vater bestand darauf, und ich dachte, wenn ich nur einmal auf der Mission bin, so wird der Vater mir nichts mehr tun.“

Nach der heiligen Messe kamen Vater und Mutter zur Verhandlung. Der hochw. Vater Missionar rief die Großen der Mission als Zeugen dazu. Ich hatte mich auf Schlimmes gefaßt gemacht. Oliva stand mutig neben mir und brachte erneut ihre Bitte vor. Der Vater war hart wie Stein und die Mutter wie Eisen. Alle Überredungskunst der andern Männer gegenüber dem Vater war vergebens. Zuletzt wurde Oliva feierlich von den Großen des Volkes gefragt, ob sie ein Recht habe, gegen den Willen des Vaters zu handeln, um dem Rufe Gottes zu folgen. Fest und bestimmt sagte sie: „Ja!“ Der Vater warf ihr zornfunkelnde Blicke zu, die derjenige verstand, der wußte, daß er den Dolch unter dem Kleide versteckt trug. Fest schauten sich Vater und Tochter einen Augenblick in die Augen; ich beobachtete Oliva scharf, aber ich bemerkte kein Zittern oder Schwanken an ihr. Aug in Aug standen sie sich gegenüber, die eine bereit zum Martertod, der andere die Hand am Griffe des Dolches. Aber er bezwang sich, es waren zu viele Zuschauer; er zischte nur: „So bin ich von heute ab dein Vater nicht mehr, nie mehr darfst du nach Hause kommen, noch zu deinen Verwandten, und wehe dem, der dich aufnimmt.“

Mit einem eigentümlichen Lächeln ging er mit seiner Frau nach Hause. Oliva faltete die Hände zu einem innigen Danke, legte die Tücher, die sie trug, zusammen und gab sie mir. „O,“ jubelte sie, „ich darf bleiben!“ O Kind, du ahntest nicht, was ich ahnte. Ich wußte, der Zorn ihres Vaters wird sie vernichten. Am nächsten Morgen brachte ihre Mutter einen Brief folgenden Inhaltes; ich will ihn wörtlich übersetzen:

„Oliva, wir sehen uns hier auf Erden nicht mehr wieder; du hast mein Gebot verachtet. Und wenn du meine Augen je siehst, wisse, daß es dir und denen, die dich zurückhalten (damit meinte er mich) schlecht ergeht; ich werde dein Fleisch teilen. Ich mag mit niemand mehr über dich verhandeln, sondern ich werde dich von heute ab verfolgen wie eine Kage die Maus, und wenn man dich weit fortbringen würde, ich werde lauern dort, wo du bist, bei Tag und bei Nacht und dich jagen wie die Kage die Ratte. Wenn man mich fragt, was ich tue, so antworte ich nur: „Ich töte mein eigenes Kind; wen geht das etwas an? Schuld an ihrem Tode sind die, welche mein Kind zurückhalten. Wehe denen, die dich aufnehmen, ich verheiße ihnen von heute ab Unglück. Kommst du heute zurück, so darfst du nie mehr zur Schule gehen; kommst du nicht, so wirst du's selber fühlen ohne jede Nachricht. Wehe dir und den Mamas!“

Als Oliva den Brief las, sagte sie entrüstet: „Gestern hat er mich als Kind verstoßen, und heute?“ Ich sagte zu ihr: „Kind,

es ist besser, du gehst, dein Vater könnte im Zorne sich nicht mehr kennen und dir ein Leid antun."

Traurig schaute mich Oliva an, als wollte sie sagen: „Also, auch du verlässest mich!“ Und flehend bat sie: „Mama, laß mich hier sterben, der Tod ist mir gewiß; hier werde ich wenigstens auf geweihter Erde begraben. Mama, zu deinen Füßen sterben für den lieben Gott, für die heilige Tugend, ist nicht schwer. Ich sagte: „So bleibe, der liebe Gott schütze dich und mich!“

Sie entgegnete ihrer Mutter ein entschiedenes „nein“ und ging zu ihren Kameradinnen an die Waschbütte, es war nämlich Waschtage. Noch lange sprach ich mit der Mutter, welche wegen der Hartnäckigkeit ihres Mannes sehr traurig war. Dann nahm ich den Brief, steckte ihn in einen Briefumschlag und schickte ihn an den eine Viertelstunde entfernt wohnenden Häuptling des Volkes. Ich bat um Schutz für das Kind.

Einige Minuten darauf kam eine Freundin von Oliva atemlos an und meldete ihr, daß ihr Vater im Augenblick hier sein würde mit einem großen Messer in der Hand, sie habe ihn gesehen. Im gleichen Moment war Oliva im Hause verschwunden; ich drehte den Schlüssel um, und schon stürmte auch der Mann heran. Einem zornigen Menschen soll man aus dem Wege gehen, weil er im Zorne nicht weiß, was er tut. Deshalb verschwand auch ich in demselben Augenblick um die Ecke und ging zu den hochw. Patres hinauf. Er suchte die ganze Mission ab, und da er sein Kind nicht fand, setzte er sich vor das Haus, den Dolch neben sich, und wollte gleich einer Kage, wie er geschrieben, auf sein Opfer lauern. Der Pater Missionar ließ dem Häuptling Meldung bringen und nach ungefähr einer Stunde kam ein Soldat. Er befahl dem Vater, nach Hause zu gehen und am nächsten Morgen vor Gericht zu erscheinen.

(Schluß folgt.)

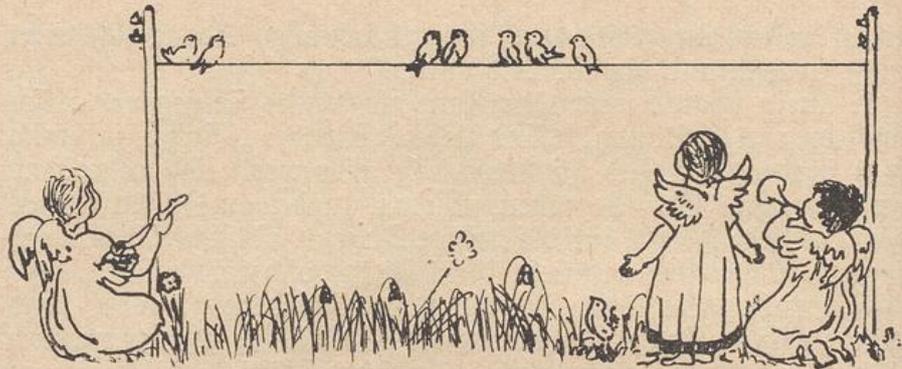
3

Gute Bücher

Der kleinen Hostie Siegeslauf. Eucharistisches aus Afrika. 8°, 48 Seiten und 12 Bilderbeilagen in Kunstdruck. Herausgegeben von der Petrus-Claver-Sodalität. Preis 30 Pfg.

Es ist eine Sammlung eucharistischer Erzählungen, wahrer Begebenheiten aus dem afrikanischen Missionsleben, die dartun, wie auch die rohen Naturvölker Afrikas sich angezogen fühlen vom Geheimnis des Altars. Kleine Wilde sind es, die voll Sehnsucht nach dem Heiland verlangen und für ihn heldenmütige Opfer bringen; Männer und Frauen, die des Lebens Lasten tragen, sie wollen, nachdem sie ihn gefunden, nicht mehr von ihm lassen und ihn bei sich haben im Sterben. Das kleine Büchlein zeigt, wie die Arbeiten der Missionare und die Opfer der Missionsfreunde herrlichste Früchte tragen. — Die Erzählungen werden durch zwölf hübsche Kunstdruckbilder angenehm unterbrochen. Ein herrliches Geschenk für Kommunionkinder wie für Erwachsene.

Bezugsadresse: Breslau IX., Hirschstraße 33.



F ü r d i e K i n d e r

Schöne führt uns unser Plaudereckchen wieder einmal unter die krausköpfige schwarze Jugend, von der ich allerlei zu erzählen habe. Die Schulkinder vertrauen sich ihrer Schwester vorbehaltlos an. Bei ihrer einfachen Lebensweise liegen die reichen Geistesgaben der Eingeborenen zu lange brach und müssen erst geweckt werden. Das Einüben von Lesen, Schreiben und Rechnen geht rasch voran. Sobald sie einmal kleine Sätze bilden können, so schreiben sie in Ermangelung des Schreibmaterials mittels dünner Holzstiftchen aus dem ersten besten Strauch auf Bananen- oder Palmblätter ihre Dankes- oder Bittbriefchen und legen dieselben mit ihrer Namensunterschrift still auf das Pult. In den Reihen der größeren Mädchen gab es hie und da Uneinigigkeiten. Um der Sache schnell ein Ende zu machen, sagte ich: „Aber, Kinder, durch euren Streit werdet ihr immer mehr dem lieben Heiland und der lieben Gottesmutter unähnlicher.“ „Doch nicht,“ erhielt ich als schlagkräftige Antwort, „in einem Stück sind wir Schwarze hierzulande dem guten Erlöser und der Himmelsmutter ganz gleich, dadurch, daß wir ihre Armut teilen und keine Schuhe und Strümpfe tragen, wie wir es an den 14 Stationsbildern sehen!“

Wegen Mädchenmangel bekommen die Küchenschwestern öfter Lehrjungen aus der Missionschule, die sich mit großem Geschick der Kochkunst widmen, um später den Kochberuf auszuüben. So war Alphons die rechte Hand unserer fleißigen Köchin. Aus Unbedachtsamkeit ließ er kurz vor dem Anrichten des Mittagessens die Zwiebeln in der Pfanne kohlschwarz verbrennen. Als er die betrüübte Miene der Schwester bemerkte, sagte er: „Mama, sei nicht böse. Weißt du, heute ist die Gluthitze von draußen, die starke Sonne, etwas zu frei in die Küche und bis zur Pfanne vorgedrungen. Ich bin wirklich unschuldig, die Sonne hat's getan!“ —

Eine schlaue Ausrede, die aber nicht gutgeheißen wurde!

*

Der kleine sechsjährige Thomas hatte immer einen recht gesegneten Appetit. Als ich jedem seine Portion Maisbrei ausgeschöpft hatte, mußte der Nachbar von Thomas schnell etwas besorgen, und der kleine, dicke Bielsfraß machte sich heimlich daran, die Portion von Klemens samt der seinigen eiligst aufzuessen. Nachdem nun der Eigentümer des leer dastehenden



Schüsselchens zurückkam, fing dieser zu weinen an. Thomas machte sich darauf schleunigst aus dem Staube und in seiner Not lief er schnurstraks in die offenstehende Kirche hinein. Andere folgten ihm leise nach und hörten und sahen, was Thomas trieb. „Guten Tag, lieber Gott, hab Dank, weil du mir heute gleich zwei Schüsseln Brei vorsehen liehest; die Schwester trägt dich ja überall mit sich.“ — Dabei klopfte er mit beiden Handflächen auf das fest aufgetriebene, spannende Mäglein, daß

es nur so trommelte. Die Sucher nahmen Thomas mit und führten ihn mir vor. „Thomas, du bist alt genug; sag, wie heißt das 7. Gebot?“ „Du sollst nicht stehlen“, lautete die prompte Antwort. Und Thomas sah dabei wie versthohlen bald zum Himmel, dann wieder zu den mit halbreifen Früchten beladenen Pflirsich- und Maperasbäumen und sprach: „Ah, der liebe Gott hat doch zur Zeit soviel zu tun, bis all die Früchte rote und gelbe Backen bekommen, daß er's gar nicht merken konnte, wie geschwind ich des Nachbars Teller geleert!“ Nach einer kleinen Weile schlich er sich leise zu mir heran und flüsterte: „Schwester, meinst du doch, daß der liebe Gott mir zugeschaut?“ „Natürlich, Gott sieht doch alles“, und Thomas war sichtlich betrübt und versprach: „Brav will ich jetzt werden!“

*

In der Krankenabteilung lag seit Wochen der kleine fünfjährige Hubert. Zum Zeitvertreib bekam er ein Bilderbuch, worin auch ein schöner Schutzengel mit einem Kind an der Hand dargestellt war. Der Kleine hatte seine helle Freude daran und mit seinen dünnen, bebenden Fingerchen streichelte er zärtlich den lieben Himmelsfürsten. Nachdem sein Zustand immer hoffnungsloser geworden ist, sagte einmal die Pflegechwester: „Hubertchen, nun macht der liebe Gott bald einen schönen Engel aus dir.“

Den umstehenden Kindern und Erwachsenen erzählte Hubert, was die Schwester gesagt und forschte und fragte, wie das Engelwerden zugeht! „Sterben mußt du und totgehen“, sagten sie zu ihm, „sonst kannst du kein Engel werden.“ „Totgehen, wie, geht das schnell? Ich möchte doch bald ein Engel sein und zum lieben Jesuskind in den Himmel gehen.“ So oft die Schwester unter der Tür erschien, streckte Hubert, wie Hilfe suchend, seine Arme aus und lallte: „Schwester, ich bin immer noch nicht gestorben.“

„Bald nimmt der Engel deine Seele auf seine Flügel und trägt unser Hubertchen ganz sachte zum Jesulein in den schönen Himmel.“ Der kleine Sterbende legte sich wieder beruhigt und zufrieden hin und sann weiter.

„Schwester, hör, ich will aber ein richtiger Engel werden, ich glaub's noch nicht recht, weil ich so kurze Haare auf dem Kopf habe, immer wieder wurden sie klein gestutzt, so daß dieselben gar nicht so lang wachsen konnten, wie sie der hl. Schutzengel doch bis zum Rücken herunterwallen hat! Schwester, mach doch schnell, daß meine Haare geschwind lang sich dehnen; ich werde dann, wenn ich im Himmel größer bin, dich auch immer so schön an der Hand führen und dich schützen, daß kein nyoka (Schlange) dich stechen und kein Mamba (Krokodil) beißen darf.“

„Hubertlein, der liebe Gott kann alles machen, mit nichts, was er nur will, und schaut nur ins Herz hinein. Wie du also deine Mamma drin im Herzen lieb hast, so mußt du auch den lieben Gott noch mehr lieb haben.“

Der Kleine legte seine abgemagerten Händchen kreuzweise auf das Brüstchen, das sich immer mächtiger hob und senkte und seine vom Fieber vertrockneten bleichen Lippen hauchten die kleinen Kindergebetchen nach, welche die Schwester ihm vorsa-
gte. Bald war die letzte Kraft verzehrt, um Huberts Augen bildeten sich dunkle Schatten. Ein seliges Lächeln und Gottes Engel trug ihn hinauf in den Kinderhimmel. Dort werden ihn die zahlreichen anderen Engel, denen die Schwester bei ihrer Tätigkeit in Todesgefahr durch die hl. Taufe das Eingangstor zum Himmel geöffnet hat, — mit jubelnder Freude begrüßt haben und der hl. Schutzengel hat den kleinen Hubert allen vorgestellt.

K

Plauderedchen

Seltfam wenig haben wir in den letzten Monaten von Euch, lieben Missionsfreunden, gehört. Das heißt, daß Ihr feste an der Arbeit seid. Das nehmen wir mit großer Freude immer und immer wieder wahr, denn eine schöne Zahl neuer Abonnenten und manches Paket Silberpapier und Stanniol wurden uns gemeldet und zugesandt. Aber wißt Ihr, was ich meine? Es verirrt sich so selten mal ein Briefchen von den lieben Silberpapier-Sammlern und -Sammlerinnen nach hier. Gerne fänden wir in jedem Paket, Sack oder Tüte, was es gerade ist, ein solches vor. Ich meine, wir erzählen Euch so oft und so viel in unsern Hestchen, da würden wir auch gerne einmal zuhören, oder in diesem Falle lesen, was Ihr uns in Eurem Plauderbrieffchen zu erzählen wißt. Also in Zukunft, nicht wahr?

Heute erhalten unsere neuen Beförderinnen aus Wesel, Darfeld, Feldmark und Habach einen extra Gruß. Ja, tretet freudig ein in die Reihe unserer Missionsfreunde! Und so, wie wir täglich für alle beten, so müßt auch Ihr eine für die andere beten, damit doch niemand im Eifer nachläßt; sondern immer wieder, wenn es auch Opfer fordert, mit neuem Mut sich aufrafft und neue Abonnenten zu gewinnen sucht. Auch den lieben neuen, einzelnen Abonnenten, welche sich zu unserer Freude ebenfalls entschlossen haben, das Hestchen zu nehmen und bereitwillig Ihr Scherflein beisteuern für die Heranbildung unserer Schülerinnen zu Missionslehrerinnen, ein herzliches Größ Gott! und ein inniges Vergelt's Gott!

Nun will ich versuchen, alle die lieben Silbermädels und -buben der letzten zwei Monate aufzuzählen. Wenn ich aber eine vergesse! — dann — bitte, nicht böse werden! Aus Dülken kam ein großer Ballen und ein Paket hier an. Ebenso sandte man uns aus Benhausen, Paderborn, Wesel, Feldmark, Neuenbeken, Lügde, Habach, Iseringhausen, Kaiserslautern, Essen-Frintrop, Leuber, Fuchstadt Silberpapier und Stanniol. Allen schenken wir ein inniges Gedenken beim hl. Messopfer zum Danke für alle Bemühungen. Gott wird Euer Vergelter sein!

Innige Pfingstgrüße senden Euch

die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Herzlichen Dank

allen lieben Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches Vergelt's Gott und ein kräftiges Memento beim Gebete.

Nur ich bin, was ich gestern war,
Heut und in alle Ewigkeiten,
Und meine Hand will immerdar
Dich treu und fest zum Himmel leiten!

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

1. Am heiligen Fronleichnamsfeste. 2. Am Feste des heiligen Johannes des Täufers, 24. Juni. 3. Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, am 29. Juni. 4. Am ersten Sonntag im Juli als dem Feste des kostbaren Blutes.

Goldkorn

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

Der liebe Heiland erschien einst der hl. Mechtildis über einem Altare, seine Arme waren weit ausgebreitet und das Blut floß reichlich aus seinen Wunden. „Siehe,“ sagte er, „alle meine Wunden stehen offen, um Gnade für die Sünder zu erhalten und meinen Vater zu ihren Gunsten zu stimmen. Aber einige sind wie furchtsame Kinder, sie wagen es nicht, meiner Güte zu vertrauen. O, wenn sie doch meine Leiden überdächten, wenn sie andächtig meine blutigen Wunden verehrten! Sie würden bald befreit sein von ihrer Furcht; dieselbe würde vollem Vertrauen Platz machen.“

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten und langjährigen Wohltäter: Herrn Muzeler aus Pachten und Fräulein Maria Granzegger, Gutenzell. Ebenso bittet es um ein inniges Gedenke für unsere lieben verstorbenen Abonnenten: hochw. Herrn Pfarrer Jos. Struwe, Tietelsen, hochw. Herrn Dechant Migr. Zizen, Kaiserswerth, hochw. Herrn Pfarrer Döring, Heiligenstadt, hochw. Herrn Pfarrer Karl Wolters, Laurenzberg, hochw. Herrn Pfarrer i. R. Walter von Jagemann, Burghaun, Frau Zapfe, Salzkotten, Fräulein Therese Rippes, Frankfurt, und Frau Georg Rodmann aus Wollbrandshausen. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, sich unserm Gebete für die teuren Verstorbenen anzuschließen, damit sie recht bald zur Anschauung Gottes gelangen. R. i. p.

Gebetserhörung

Der lieben Mutter Gottes, den heiligen 14 Nothelfern, dem heiligen Judas Thaddäus, dem heiligen Josef und dem heiligen Antonius besten Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

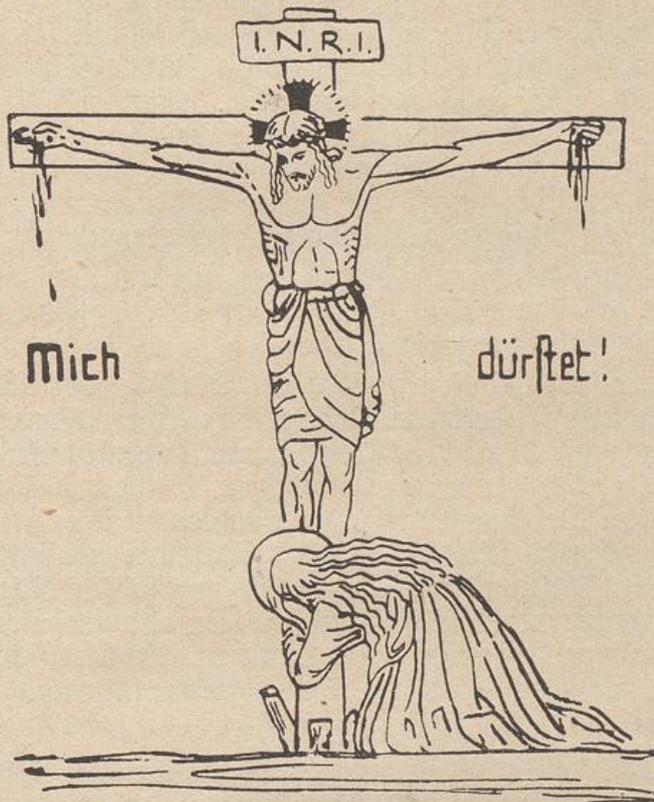
S. R.

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1936



Das Blut des Lammes wird euch zum Zeichen sein,
spricht der Herr; und ich werde das Blut sehen und
an euch vorbei gehen, und nicht wird über euch
kommen die vernichtende Plage.

Gerechtfertigt im Blute Christi werden wir bewahrt
bleiben vor dem Zorne durch ihn.

(Antiphon Officium vom kostbaren Blut.)

Das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi

Weil du nichts besitzest," so sprach einst der Herr zur heiligen Theresia, „um mir ein Geschenk zu machen, so schenke ich dir all mein Blut, damit du es dem himmlischen Vater aufopferst. Dies mein Blut ist für dich ein sicheres Mittel, von ihm die ausgezeichnetsten Gnaden und Wohltaten zu erlangen.“ — Gewiß war diese Schenkung eine ganz vorzügliche Gunsterweisung von seiten des Heilandes für die seraphische Mutter Theresia. Aber ist dasselbe Blut nicht für uns alle geflossen? Ohne allen Zweifel. Als der Erlöser in jener heiligen, denkwürdigen Stunde, in welcher er, brennend von Liebe, und dürstend nach dem Heil der Menschen, das heilige Altarsakrament einsetzte, reichte er den Jüngern den Kelch mit den Worten:

„Trinket alle daraus; denn dieses ist mein Blut des Neuen Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Matth. 26, 28.

Und wie reichlich ist es geflossen! Noch in derselben Nacht sehen wir den Heiland am Ölberge von Blut überronnen, das die Todesangst durch die Poren seines heiligsten Leibes trieb. In Strömen floß es bei der grausamen Geißelung, bei der unmenschlichen Dornenkrönung. Es tränkte die Straßen von Jerusalem, bespritzte die Quadern der Stadttore und rieselte über den kahlen Felsen von Kalvaria; die grausamen Nägel waren in seine purpurne Flut getaucht und ein eiserner Speer suchte im gebrochenen Herzen des göttlichen Dulders den letzten Tropfen noch, der schon mit Wasser vermischt war.

Konnte die Liebe noch weiter gehen?

Das Blut Abels schrie um Rache; das Blut des Gottessohnes ruft um Gnade und Barmherzigkeit für uns, und zwar nicht nur einmal am Kreuzesstamme, sondern täglich beim heiligen Messopfer. Lassen wir doch diesen Ruf nicht verklingen, ohne teilzunehmen am Opfer, das der Heiland Tag und Nacht in allen heiligen Messen auf der ganzen Welt für uns noch immer in unendlicher Liebe darbringt. Machen wir uns diesen kostbaren Schatz, das heilige Erlöserblut, zu Nutzen. Der erste Tag im Monat Juli ist von der heiligen Kirche ausschließlich der Verehrung des kostbaren Blutes geweiht. Wenn einst der Würengel an den Häusern der Kinder Israels vorüberging und ihnen nicht schadete, weil er die Türpfosten mit dem Blute des Osterlammes bestrichen sah, um wieviel versicherter von der Erbarmung des Herrn müssen wir sein, wenn wir uns beeifern, zum Blute des wahren Osterlammes unsere Zuflucht zu nehmen!

An zahlreichen Stellen von Offenbarungen, welche der Herr seinen auserwählten Seelen gemacht hat, sehen wir, daß die-

jenigen, welche das kostbare Blut verehren, in allen Bedrängnissen den Schutz Gottes am kräftigsten erfahren.

Auch obige Worte, welche der Herr zur heiligen Theresia sprach, deuten nicht so fest auf den Gegenstand der Schenkung, als auf den Gebrauch hin, den der Heiland von diesem Geschenke seiner Liebe gemacht wissen will.

Die Bedrängnisse unserer Zeit, die Gefahren, welche uns bedrohen und von allen Seiten umgeben, alle Vorzeichen einer schweren Heimfuchung Gottes, mahnen laut genug, zum kostbaren Blut unsere Zuflucht zu nehmen. Wir wollen deshalb besonders im Monat Juli im Verein mit unserer Mutter, der heiligen Kirche, das heilige Blut des Herrn besonders oft und mit möglichster Inbrunst dem himmlischen Vater aufopfern zu seiner Verherrlichung, zur Sühne für alle Beleidigungen, die ihm zugefügt werden, dann auch für unsere vielen Anliegen und die großen Bedrängnisse unserer heiligen Kirche.

Als der heilige Bernhardus, der große Kirchenlehrer, in seiner Todesstunde vom bösen Feinde mit Vorwürfen aller Art überhäuft wurde, erwiderte er ihm ruhig und fest: „Du hast hier nichts zu sagen: hier ist das kostbare Blut Jesu Christi, das alles für mich bezahlt hat!“ Der Teufel floh und wagte den Heiligen nicht mehr zu beunruhigen.

Der Kaufpreis unserer Erlösung ist unserer Seele Rettung, ist unser Schild im Kampfe, unsere Hilfe in der Not, unsere Versöhnung bei Gott, ein Balsam in der Krankheit, der feste Anker in den Stürmen des Lebens und der süßeste Trost auf der Reise in die Ewigkeit. Um noch größeren Nutzen aus der Verehrung des kostbaren Blutes zu ziehen, opfern wir dasselbe dem allmächtigen und erbarmenden Gott auf durch die Hände unserer gütigen Mutter Maria, in deren Adern es zum ersten Male floß. Sie hat es in ihrem Leben unzählige Male mit ihrem göttlichen Sohn dem ewigen Vater aufgeopfert.

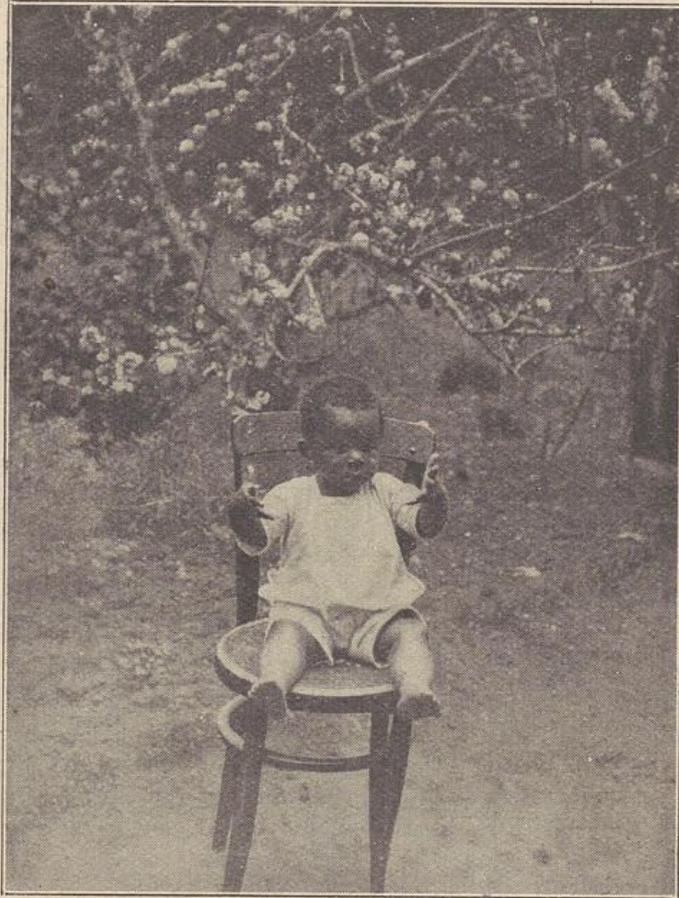
z

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

(Schluß.) Ost-Afrika, Tanganyka-Gebiet

Die schwarzen Kinder haben eine große Anhänglichkeit an ihre Lehrschwester und sind in mancher Beziehung sogar taktvoll. Wenn ich manchmal vor Ermüdung in der Schule kaum mehr laut zu sprechen vermochte, war die ganze Knabenklasse so still, daß man nichts hörte als das Ticken der Taschenuhr. Wenn sie wie flotte Schreiber mit ihren Aufgaben fertig waren, sagte ich: „Tafeln wechseln!“. Das ging so mäuschenstill, daß manche europäische Schule sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Ganz leise händigten die Schüler der ersten Bank ihre

Tafeln denen der zweiten Bank ein, und so ging es durch alle Reihen. Wenn ich dann wieder sagte: „tafuteni Makozi“ (Sucht die Schreibfehler!), dann dauerte es auch nicht lange, und jeder hatte die kleinen und die großen Böcke, sogar bis zum Strichpunkt und Komma angemerkt. Und wehe demjenigen, der sich bei dieser Gelegenheit gerührt hätte, sie wären alle während



der Pause über ihn hergefallen. Nicht selten stand dann ein rundes Körbchen mit frischgekochten Eiern auf dem Pult, und keiner verriet, wer die zgedachte Erquickung besorgte, bis ich zufällig bei meinen Besuchen gefragt wurde, ob die Eier gut geschmeckt hätten. Unsere Küchenschwester freute sich immer, wenn ich ihr so ein ganzes Duzend Eier aus der Schule mitbrachte. Manchmal kam es vor, daß bei großer Hitze spät am Abend ein altes Großmütterlein energisch an unser Fenster klopfte und wieder von dannen ging. Wenn ich dann das Fenster öffnete, fand ich gewöhnlich einen irdenen Topf auf dem Fenstergesims mit Bananenblättern zugebunden. Erst nach einigen Tagen kam die Spenderin, um den leeren Topf abzuholen mit den Worten:

„Schwester, ich dachte, bei dieser Hitze tut Euch und Euren Kindern solche Labung gut; ich habe es selbst gebraut, dieses Bier; selbst Tote stehen davon wieder auf. Es ist aus Honig, Bananen und Hirsemehl zubereitet; alles habe ich eigenhändig gepflanzt und auf den Knien gemahlen. Es ist viel kräftiger als das Bier von den leeren rohen Grasblättern. Nehmt davon öfters einen Schluck und gebt dann acht, Ihr werdet sehen, daß Ihr nicht mehr viermal am Tage kochen und essen müßt, wie es Euch Eure weißen Mütter in Europa gelernt haben. Was ich Euch gebe ist herzhaft, sättigt und hält an.“ Dann nahm sie ihren leeren Topf, den sie selbst aus Lehm geformt und im Feuer gebacken hatte und ging vergnügt heimwärts.

Daß dieses Bier wirklich kräftig ist, habe ich erfahren. Von einem schweren, sehr ermüdenden Krankenbesuch vollständig erschöpft, mußte ich zwei Stunden von meiner Missionsstation entfernt haltmachen. Da kam ein heidnisches Weiblein auf mich zu, merkte sofort meine vollständige Entkräftung, und es dauerte nicht lange, da brachte sie mir eine Kürbisschale voll Bier. „May ngunya“ (Mutter, trink!), sagte sie. Aufrichtig gesagt, ekelte mich die braune Flüssigkeit an. Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nipe majiti tupu (Gib mir klares Wasser); allein die gute Alte bestand darauf, daß ich das Bier trinke. Ich nippte eben, ich kostete es, immer nur einen kleinen Schluck, bis ich tatsächlich in allen Gliedern die Kraft des Getränkes mächtig spürte. Alles belebte sich aufs neue. — Ich stand auf und marschierte erfrischt und erquickt des Weges weiter, als hätte ich ein Glas Sekt getrunken. Schon einmal hatte ich Dschagga-Bier genossen, das wie Aschenlauge aussieht, keinen Schaum zeigt und auch nicht braust, aber sehr angenehm nach Limonade schmeckt. Es ist berauschend.

Um das Bier kühl zu halten, wird es im Schatten aufbewahrt, denn einen Keller kennt der Schwarze nicht. Gewöhnlich steht der Biertopf in ausgehöhlten Baumstämmen in kleinen Dickichten zwischen Sträuchern oder Bananenhainen in der Nähe der Hütte. Das Brauen dieses Bieres ist für die schwarze Frau recht mühsam; alles, was dazu gehört, muß sie ja selbst beschaffen, und mit sichtbarem Stolz schenkt sie ihr Bier aus und gibt acht, daß kein Tröpflein verschüttet wird. Gerne ladet sie ihre Bekannten ein, wenn sie neues Bier gekocht hat und präsentiert es jedem, den sie gerne ehren möchte.

Am ersten Tag schmeckt das Bier nach süß-säuerlichem Zuckerwasser, obwohl kein Stäubchen Zucker darin ist; die Männer rühren es dann noch nicht an, sie sagen: „Das ist für die Weiber!“ Erst, wenn das Bier alt ist, sagt es ihnen richtig zu. Mit gutem Bier gewinnt die Frau die Achtung aller, und je besser es schmeckt, desto mehr steigt ihre Achtung und — beim Mädchen der Kaufpreis.

Was uns eine junge Missionarin, ehem. Schülerin von Neuenbeken aus der ostafrikan. Mission erzählt

(Auszug aus einem Brief von Schw. M. Apollonia an ihre Mitschülerinnen.)

Kilomeni, 1. März 1936.

Sonntag nachmittags darf ich immer mit unsern Missionismädchen den üblichen Spaziergang machen. Da ziehen wir denn im Gänsemarsch (Straßen gibt es nicht) bergauf, bergab, lustig singend, bis wir eine Stelle zum Lagern gefunden haben. Der Marsch durch den Urwald ist sehr interessant. Käfer von allen Größen und Formen summen einem um die Nase herum, langbeinige und gehörnte, kurze und dicke und ungehobelte von allen Sorten und Farben, so daß man nicht müde wird, zu schauen und Gottes Größe zu bewundern in diesen tausend kleinen Wesen. Hie und da begegnete uns auch eine Schlange, die aber für gewöhnlich vor uns Reißaus machte. Vergangenen Sonntag versperrte uns so ein Ungetier den Weg, und ehe wir ein paar Stöcke zurecht hatten, um es zu erschlagen, war es verschwunden. Bekanntlich kriechen die Schlangen mit einer großen Schnelligkeit und sind nur gefährlich, wenn man ihnen etwas zuleide tut; Sie brauchen also nicht zu fürchten, nach Kilomeni zu kommen. Den ersehnten Löwen habe ich noch nicht gesehen, aber die Hirtenbuben erzählen mir oft davon in der Schule. Kürzlich schrieb ein Junge in seinem Aufsatz:

„Ich habe den Löwen gern, weil er so funkelnde Augen hat und einem König gleicht, der sich nicht fürchtet; er hat mir eine Ziege aus der Herde gestohlen, — aber ich habe keine Schläge bekommen!“

Nun wieder zurück zum Urwald. Auf beiden Seiten der schmalen Stege dichtes, dorniges Gestrüpp, dazwischen riesenhohe Bäume mit herrlichen Schlinggewächsen. In das abwechslungsreiche Blättergrün hat die afrikanische Flora die herrlichsten Blumen von der seltensten Farbe gestreut. Rote, weiße, lila Blütendolden mit goldgelben Sternen im Kelche lachen uns entgegen. An einem schattigen Plätzchen halten wir Rast; hier genießen wir eine wunderbare Aussicht auf die zu Füßen des Berges liegende Steppe, die in der Goldflut der Mittagssonne glänzt.

In der Ferne liegt die riesenhafte Kette der Upareberge. Bei hellem Wetter sehen wir auch den berühmten Kibo mit seinem ewigen Schnee.

Am Sonntag bestiegen wir einen der Nachbarberge, von wo aus wir den großen Iyppe-See erblickten. In seiner Nähe liegt der große Viktoria-See, den Sie aus der Geographie kennen.

Auf der Karte von Afrika finden Sie unsere Mission Kilomani im östlich gelegenen Tanganjika-Gebiet, etwas südlich vom Kilimandjaro. Wir haben die schönste Aussicht hier von allen umliegenden Missionen, weil wir auf hoher Bergeshöhe wohnen. Tief unten in der Steppe liegen des morgens die Wolken wie gewaltige Schneeberge, bis die Sonne aufgeht und alles in rotgoldenes Licht taucht. Gegen Abend sehen wir das in der Ferne grasende Rhinoceros, Gruppen von Elefanten, Giraffen und Straußvögel.

Von der Vogelwelt sind wenigstens fünfzig Sorten hier vertreten, unter andern die Geier, die berühmten Nashornvögel und viele kleine, zierliche Vögel mit prachtvollem, farbenreichem Gefieder. Dazwischen ist einer mit einem Federkleid, das wie schwarzer Seidensamt schimmert; sein langer, dünner Schnabel ist aber ein großer Feind der Pflanzenwelt.

Die Kühe haben hier in unserm Gebiet große Höcker. Pferde gibt es keine. Rinder, Schafe und Ziegen haben gute Weide an den Bergabhängen.

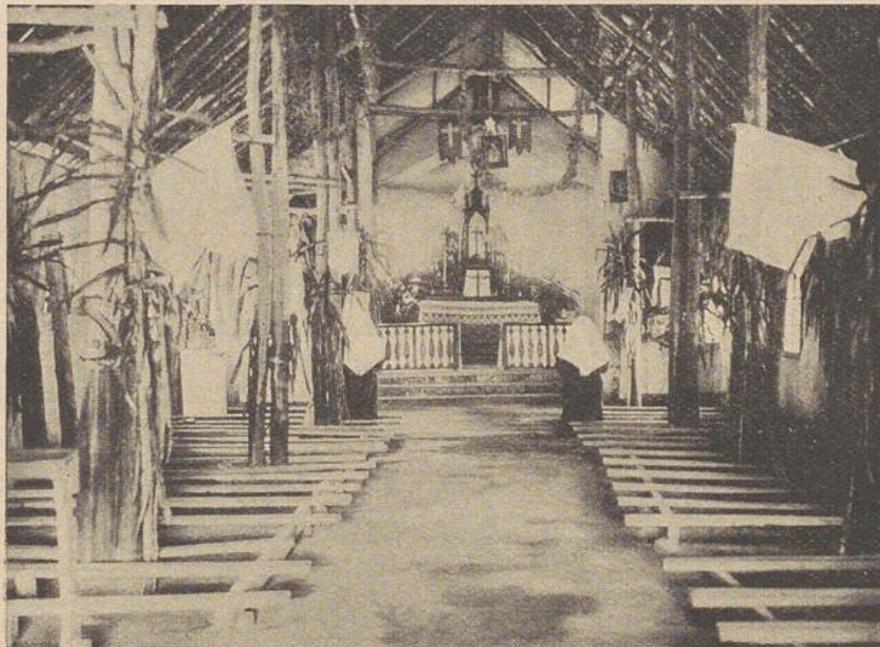
Vor unserm Hause ist ein Blumengärtchen. Den Abhang hinter liegt die Missionskaffeepflanzung, die von schwarzen Arbeiterinnen besorgt wird, daneben der Missionsbananenwald mit den verschiedensten Bananensorten. An Obstbäumen haben wir Pfirsiche, die gerade zu Weihnachten reif sind, Apfel, Pflaumen usw. und eine ganze Reihe afrikanischer Frucht-bäume, deren Früchte viel größer sind als die der europäischen Bäume. Auf dem Felde gedeiht die Ananas. Auch Erdbeeren und wilde Himbeeren wachsen in unserm Garten. Wir haben hier auf den Bergen europäisches Mai-Juni-Klima zur größten Zeit des Jahres. Die heiße Zeit ist von Weihnachten bis März-April, dann kommt die große Regenzeit, 4—5 Wochen lang. Nun gehen die Leute fleißig in die Steppe. In derselben werden dann Mais und Baumwolle gepflanzt. Auch die Mission hat dort eine Mais- und Baumwollpflanzung. Einmal ging ich mit den Arbeiterinnen und Missionskindern hinaus, um die Baumwolle auf dem Stengel zu sehen. Sie stand gerade in vollster Blüte mit einigen fast reifen Kapseln, aus denen die flaumige, schneeweiße Baumwolle wie Seidenfädchen hervorbricht. Die Ernte wird nachher von den Schwarzen den drei Stunden hohen Berg auf den Köpfen oder Schultern hinaufgetragen. Die schwarzen Frauen tragen alles auf dem Kopf, sogar eine Streichholzschachtel.

Blumen haben wir von allen Sorten und Farben: Rosen, Veilchen, Nelken, Asters, Lilien, Kalas, Geranien, Balsaminen usw. usw., das ganze Jahr hindurch. Mit den weißen Lilien haben wir unsern Altar geziert vom 8. Dezember bis zur Fastenzeit und sie blühen immer noch. Die weißen Kalas oder

Josefslilien wachsen bei uns wild dem Bächlein entlang, das an unserm Haus vorbeifließt.

So Gott will wird dieses Jahr nach der Regenzeit unsere neue Kirche gebaut. Wenn jede Missionschülerin ein Bausteinchen des Gebetes dann und wann herüberschickt, wird die Arbeit gut vorangehen.

Jetzt noch etwas aus dem schönen Missionsleben. Am letzten Jungfrauen Sonntag (Februar) durfte ich wieder einen alten Heiden taufen. Und das ging so. Der ungefähr 80 Jahre alte Vater eines unserer Lehrer in der Steppe war seit einiger Zeit



Notkirche von Kilomeni, Ost-Afrika, im Festschmuck

gefährlich krank. Der jungverheiratete Lehrer, der am 8. Dezember die erste heilige Kommunion empfing, hatte alles versucht, seinen Vater zu bekehren. Er wollte von keiner Religion etwas wissen. In seiner Not rief er alle alten Christen aus der Nähe, daß sie mit ihm reden sollen; denn es ist hier Sitte, dem Rat der Alten zu folgen, und wenn diese sogenannten „wazee“ (Alten) keinen Erfolg haben, ist alles vergebens. So waren also eine ganze Reihe Alter bei dem sterbenskranken Mann, der hartnäckig jedes Wort von Religion verweigerte und mit den Armen um sich schlug und energisch abwehrte. So ging es schon einige Wochen. Schwester Oberin erzählte uns diesen Vorgang Samstag abends. Sonntag morgens durfte ich nach der ersten heiligen Messe mit zwei Begleiterinnen hinunter in die Steppe zum kranken Mann. Gut ausgerüstet traten wir in den regnerischen Morgen hinaus. Der Himmel sah so finster drein, als

152

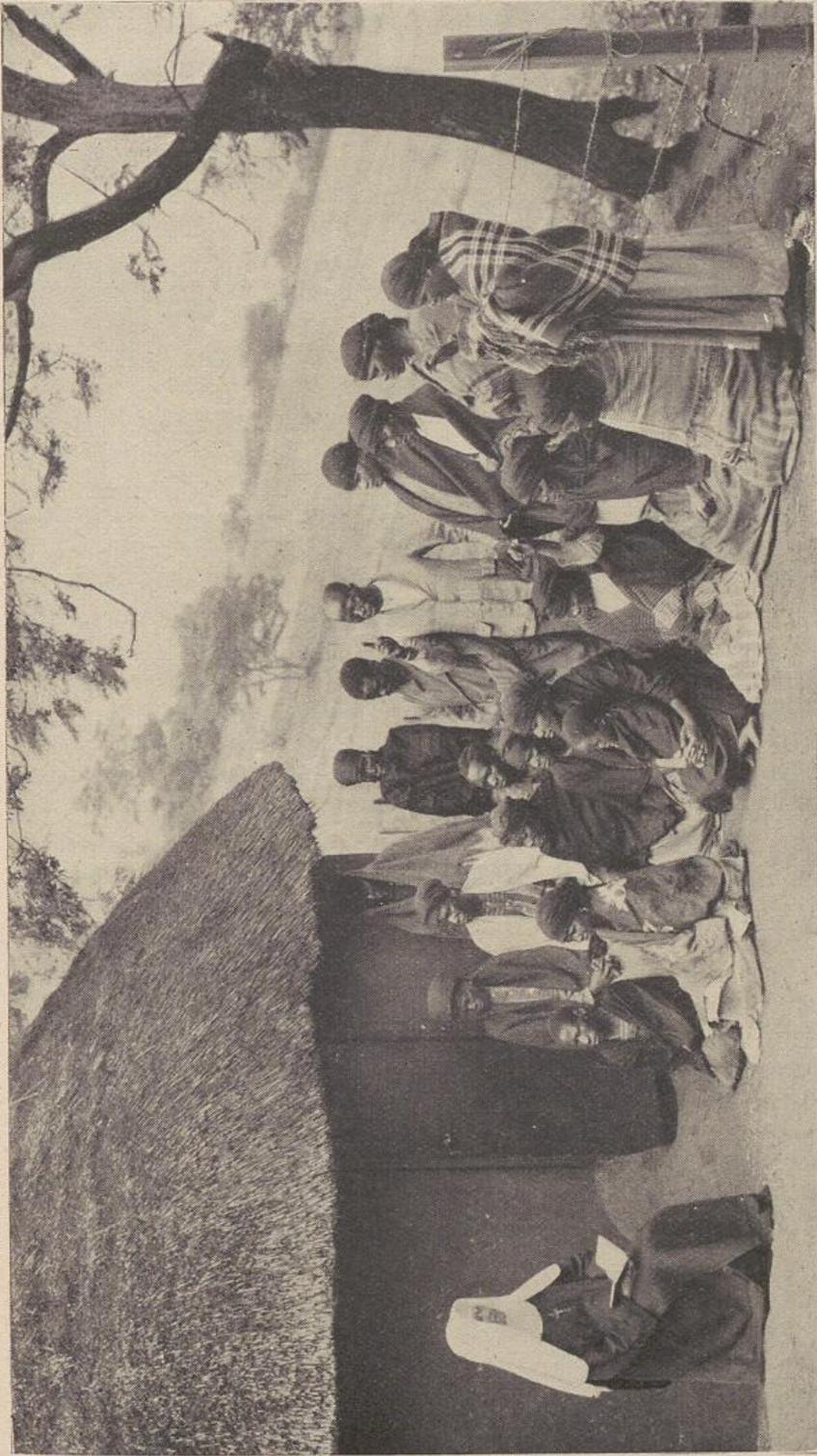
ob er uns nichts Gutes verheißen würde. Es fing bald an zu regnen; der lehmige Boden den Berg hinunter war so schlüpfrig, daß es gar nicht lange dauerte und ich saß im Morast, zum erstenmal; diese Prozedur wiederholte sich noch zweimal. Aber wir mußten alle drei unwillkürlich lachen, weil es gar so schön war. Im stillen dachte ich: Lieber Gott, alles für diese harte Seele. Auf etwas ebenerem Weg angelangt, beteten wir dann still den Rosenkranz. Wir gingen die ganze Zeit so schweigsam durch den dichten Urwald, ohne zu rasten. Je näher wir der Steppe kamen, desto weniger regnete es und allmählich wurde es warm. Die Grillen zirpten so laut in der Morgenstille, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Bald vernahmen wir das Brausen des Wassers. Der kleine Bach war fast zum Strom angeschwollen, und stürzte von den Felsen mit einer Wucht in die Tiefe, daß es weithin vernehmbar war. Zum Glück hatten die Leute große Steine ins Wasser gelegt, so daß man über diese gehend nur 30—50 Zentimeter in dem von der heißen Steppensonne erwärmten Wasser stand. Zweimal hatten wir diesen Bach zu überschreiten und gelangten dann in die offene Steppe. Kein Mensch weit und breit. Die Sonne schien sehr heiß und so trockneten allmählich unsere Kleider. Die kleine Regenzeit, Oktober—November, hat sich nämlich dieses Jahr verspätet und trat erst Weihnachten ein bis Februar. Gegen 10 Uhr langten wir bei der Hütte des Lehrers an. Er führte uns ganz mutlos und verzweifelt zum sterbenden Vater, der hinter der Tür seines Kraals auf einem Fell am Boden lag. Um ein Feuer herum im Kraal hockten drei alte heidnische Frauen regungslos. Ich ging zum alten Vater und kniete neben ihm am Boden nieder, um mit ihm reden zu können.

Zuerst verweigerte er jeden Gruß, drehte den Kopf zur Wand und machte die Augen fest zu. Ich redete ihm leise zu und goß ein wenig Medizin in den Mund, um ihn zum Reden zu bringen. Da regten sich aber auch schon alle Teufel der Hölle. Mit einer Wut stieß er den Becher von sich und sagte mir: „Das ist die Tause, das ist die Tause, ich will es nicht, geh!“ und stieß mich mit dem Arm zurück. Anscheinend hatte er noch nie eine Schwester gesehen, als er nämlich die Augen aufmachte, schlug er mich nicht mehr, sondern wehrte nur leicht ab mit der Hand. Nach und nach gab ich ihm wieder Medizin, er preßte immer die Lippen zusammen, weil er meinte, das sei die Tause. Wenn ich ihm etwas vom Himmel sprach oder von der Tause, sagte er, es ist doch alles Lüge und ich will es nicht. Neben mir saßen meine zwei Begleiterinnen und der arme schwarze Lehrer, den Rosenkranz still betend. Die drei Frauen am Feuer rührten sich nicht. Sie können sich denken, daß ich all meine Überredungskunst aufwandte und dazwischen den lie-

ben Gott inständig um dieses verstockte Herz bat, bis mir der Kranke auf einmal energisch sagte: „Jetzt geh, ich sterbe vor lauter Langeweile, ich will jetzt Ruhe haben.“ „Ja,“ sagte ich, „du mußt auch Ruhe haben. Schlaf jetzt nur, wir kochen dir einen guten Tee.“ Underthalbe Stunde hatten wir uns nun schon umsonst müde geredet. Wir beteten indessen weiter, auch grüßte ich die heidnische Mutter des Lehrers und die Frauen, die mich auslachten, daß ich mich umsonst bemühte mit diesem Alten, sie würden sich auch nicht taufen lassen usw. Es war bereits $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags, und ohne diese Seele wollten wir nicht heim, so versuchten wir es noch einmal nach einer Viertelstunde Ruhe, dem guten Mann den Himmelsweg zu öffnen. Er tat, als ob er schlafen würde, aber die Gnade Gottes hatte inzwischen die harte Herzensscholle erweicht. Noch eine Viertelstunde sprachen wir der Reihe nach auf ihn ein und — o Wunder, Punkt 12 Uhr floß das Wasser der heiligen Taufe über das greise Haupt — und der Mann war selig wie ein Kind. Ich hatte nicht bemerkt, daß sich inzwischen der ganze Kraal mit Neugierigen angefüllt hatte; der Taufakt hatte sich ganz still vollzogen, und von uns konnte keine: ein Wort sagen, so überwältigt standen wir vor der Wirkung der Gnade Gottes. Der gute Alte hatte sich selbst seinen Namen gewählt; nachdem ich ihm einige genannt, wollte er Josef heißen. „Schneide mir auch meine Zauberei vom Hals,“ sagte er dann, „ich weiß jetzt, daß da der Teufel drin sitzt.“ Zwei Schnüre mit Amuletten und dergl. schnitt ich ihm ab, und gab ihm eine Mutter-Gottes-Medaille.

Er war wie umgewandelt, trank jede Medizin und war so still, wie ein gutes Kind. Der Lehrer konnte kein Wort sagen, die Augen standen ihm voll Tränen. Nach einer Weile kam er und sagte: „Sister, Gott ist gut, ist groß.“ Das war alles. Nach einem kleinen Imbiß machten wir uns wieder auf den Heimweg, drei Stunden den Berg hinauf. Die drei Frauen im Kraal und all die andern konnten sich nicht genug wundern, daß der Mann getauft war, und daß er es selbst wollte. Am folgenden Freitag starb er glücklich wie ein Kind. Er hatte in der Woche noch mehreremal nach der Taufe wieder verlangt, weil sie ihn so glücklich und froh gemacht hat. Das sind Missionsfreuden, nicht wahr? Am Sonntag vor dem Christ-Königs-Fest durfte ich ein altes blindes Mütterchen taufen, das auch am Tage darauf starb. Der liebe Gott ist gut, ja hier in der Mission kann man noch Wunder erleben. Freuen Sie sich alle, meine lieben Missionschülerinnen, wenn Sie einmal in die Mission dürfen; denn hier ist der liebe Gott doppelt gut.

R



Katschese auf einem Außenposten.

Oliva die Heldin, 16 Jahre alt

(Schluß.)

Von Schw. M. Masellina, Matombo-Mission

Jetzt bekam der Vater Angst und schlich von dannen. Der Soldat stellte das Mädchen unter den Schutz der Regierung mit den Worten: „Wer dich angreift, greift die Regierung an; du stehst von heute ab unter ihrem speziellen Schutze.“

Als ich zu Oliva kam und ihr alles erzählte, freute sie sich sehr, weil der liebe Gott sie beschützt hatte. „O Mama,“ sagte sie, „wäre ich eine Minute später gewarnt worden, was wäre geschehen, wenn der Vater mich in seine Hände bekommen hätte?“ Ich befahl ihr nun, heute im Hause zu bleiben, da der Vater leicht zurückkommen könnte. Katharina, die ihren Kampf vor einigen Tagen bestanden hatte, blieb bei ihr und sprach ihr Mut zu. Ich fand beide vertieft im Leben der heiligen Barbara. Am folgenden Morgen getraute sich Oliva nicht, das Haus zu verlassen. Mittags, als es gerade Angelus läutete, kam ein Gesandter des Häuptlings mit einem schriftlichen Befehl an Oliva, sofort vor Gericht zu erscheinen. Sie nahm den Rosenkranz, hängte ihn um den Hals, ging noch einen Augenblick zum lieben Heiland, um sich seinem Schutze anzupfehlen und verschwand. Eine eigene Hast, die ihr sonst fremd war, verriet ihre Aufregung. Wir steckten ein Kerzchen vor der Reliquie der lieben kleinen heiligen Theresia an, und die Mädchen beteten laut den Rosenkranz.

Beim Häuptling traf Oliva ihre Eltern und eine große Schar Neugieriger sowie die Großen des Volkes. Sie wurde gefragt: „Wer ist dein Vater?“ Sie zeigte ehrerbietig auf denselben. Alle hatten als Antwort erwartet: „Ich habe keinen Vater mehr“; sie aber sagte fest und bestimmt „Dieser da!“ Nun wurde sie weiter gefragt: „Was suchst du auf der Mission? Warum verweigerst du es, heimzugehen?“ Da erklärte sie fest und bestimmt, daß sie noch nicht großjährig sei, ihre Eltern sie aber zwingen wollten, alle heidnischen Gebräuche mitzumachen, „und,“ so fuhr sie fort, „ich will überhaupt nicht eingesperrt werden; eine Ziege und ein Schwein sperrt man ein, ich aber bin eine Christin“, und zum Vater gewendet, fuhr sie fort: „Was du tun willst, tue hier vor dem Häuptling; eher will ich sterben, als meine Unschuld preisgeben!“

Der Vater war wie geschlagen, als er sah, daß das Mädchen trotz aller Drohungen standhielt. Einstimmig wurde Oliva das Recht zugesprochen. Es war noch nie dagewesen, daß ein Mädchen vor Gericht den Männern gegenüber so standhaft war. Viele, die ihre Macht im Heidentum schwinden sahen, schimpften, aber die meisten freuten sich über den geistigen Fortschritt unter den Mädchen, die bis jetzt nur Eines kannten, nämlich zu zwitschern wie die Alten singen.

Der Vater mußte Oliva einen Schilling zahlen wegen seiner Drohungen, den sie aber, um dem Vater ihre Liebe zu bezeigen, nicht annahm. Oliva erhielt volle Freiheit, bei den Schwestern zu wohnen, und als Zeichen, daß jetzt Frieden zwischen Eltern und Tochter sei, sollte sie am Sonntag die Eltern besuchen. — Hoherfreut kam sie zu uns zurück, und alle gingen zur Kirche, dem lieben Gott Dank zu sagen. Am Sonntagmorgen kam Olivas Onkel zu mir und sagte, ich sollte das Mädchen nicht nach Hause gehen lassen, die Eltern planten Böses, wenn sie komme. So ging sie also nicht. Einige Tage darauf starb plötzlich ihre Urgroßmutter. Oliva sagte: „Mama, ich muß zum Begräbnis, wenn ich nicht gehe, wird man mir Übles nachsagen.“ Die Heiden sagen nämlich, wer nicht zur Leiche komme, sei schuld am Tode des Verwandten. Wäre Oliva nicht gegangen, so hätte man ihr schließlich die Schuld zugeschoben. Ich fragte sie: „Fürchtest du dich nicht?“ Worauf sie erwiderte: „Nein, bei der Leiche darf mir niemand etwas tun.“ Sie kam auch wohlbehalten wieder zurück. In der darauffolgenden Woche starb ihr Onkel, der nach dem Vater die größten Rechte über sie hatte. Er war lange krank gewesen. Wieder ging sie hin und kam unbehelligt zurück. So glaubte sie sich also sicher.

Als nun die ersten Mädchen fortgingen, um in Rhonda ihr Postulat zu beginnen, bat sie flehentlich, mitgehen zu dürfen. Ich sagte: „Ja, wenn deine Eltern es erlauben! Versuche die Erlaubnis zu bekommen.“ Traurig schaute sie dem Auto nach, das ihre Gefährtinnen fortbrachte, und weinte still vor sich hin. Sie traf den Häuptling und fragte ihn, was sie tun sollte. Er riet ihr, zu ihrem Vater zu gehen. Inzwischen fuhren wieder vier Kandidatinnen ab. In Begleitung eines andern guten Mädchens ging sie nun nach Hause, 2 $\frac{1}{2}$ Stunden zu Fuß.

Der Vater war nicht anwesend, als sie ankam. Die Mutter empfing sie freundlich; Oliva half ihr stoßen und kochen; sie aßen zusammen, und dann fragte die Mutter, was sie hierher führe. Sie brachte ihre Bitte vor, ins Postulat zu dürfen. Die Mutter wurde zornig und sagte, ihr Bräutigam wolle nicht mehr länger warten, er wolle heiraten oder sein Geld zurück haben. Sie und der Vater aber würden nie und nimmer das Geld zurückgeben, also würde sie ewig Eigentum des Bräutigams bleiben. Oliva antwortete: „Nun gut, dann kann er ja warten so lange er will; er wird schon müde werden, ich heirate ihn nie und nimmer.“ Und die Mutter erwiderte: „Und nie und nimmer wirst du unsere Erlaubnis bekommen zu dem, was du willst; du beschwörst einen neuen Kampf herauf.“ Oliva wollte sich verabschieden und gehen, als die Mutter sie ins Haus rief, um ihr noch etwas still zu sagen. „Kind, mein Liebling, meine Erstgeborene, höre, deine Mutter meint es gut mit dir; laß dich nur vier Tage einsperren, am fünften

sollst du deinen Tanz haben wie alle deine Kameradinnen. Reich beschenkt, unjubelt von allen wirst du mit Ehren gekrönt. Höre auf deine Mutter. Die Schwestern auf der Mission werden's nicht erfahren, ich werde dann sagen, du wärest krank gewesen."

Mit einem Satz war Oliva an ihrer Mutter vorbei ins Freie und nun ging eine Heze los. Oliva lief mit ihrer Begleiterin in rasendem Tempo der Mission zu, über Berg und Tal, schlug hin und sprang wieder auf. „Nur fort, fort unter den Schutz der Mamas auf der Mission“, und die Mutter mit einigen anderen Frauen hinter ihr her. Sie rief jedem Entgegenkommenden zu, das Mädchen festzuhalten; aber niemand vermochte es. Zuletzt rief sie ihr zu: „Wenn ich nicht deine Mutter bin, die dich geboren hat, so laufe weiter.“ Oliva lief weiter, und so war nach heidnischer Sitte das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gebrochen.

Atemlos kam Oliva hier an, und doch sah man, wie glücklich sie über ihren neuerdings errungenen Sieg in ihrem Herzen war. Am Abend weinte sie lange über die Hartnäckigkeit ihrer Mutter, die sie bis jetzt als gute Christin hoch verehrte. Unzähligemale kamen ihr an diesem Abend die Worte über die Lippen: „Mungu mkubwa (Gott ist groß!) Was wäre aus mir geworden, wenn meine Mutter mich gefangen hätte? Bin ich denn ein Dieb, den man vom Haus verjagt? Oder ein gehetztes Wild, dem man den Todesstoß versetzen will?“

Am nächsten Morgen kam sie zu mir und bat schüchtern, mit den andern nach Mhonda zu fahren, sie wäre diese Quälerei müde. Ich sprach mit dem hochw. Vater Missionar, und dieser sagte: „Ja, sie solle gehen.“ Die Freude Olivas war groß. Heimlich packte sie ihre Sachen zusammen, schrieb einen Brief an ihre Eltern, in welchem sie dieselben von ihrer Abreise in Kenntnis setzte. Einen zweiten Brief schrieb sie an den Häuptling, worin sie ihm mitteilte, wie ihre Mutter sie behandelt, daß sie die Quälerei müde sei, aus eigenem freien Willen nach Mhonda fahre; sie sei nicht im geringsten von den Schwestern beeinflusst. Zum Schluß bat sie ihn, er möge die Mission schützen, wenn ihre Eltern dort Schwierigkeiten machen würden.

Dann fuhr sie mit zwei anderen Mädchen ihrem heiß ersehnten Ziele zu. Seit dem Tage sah ich weder Olivas Vater noch ihre Mutter wieder. Von andern hörte ich, daß sie sich noch nicht beruhigt hätten. Gebe der liebe Gott Oliva die Gnade der Beharrlichkeit; die Welt hat sie besiegt, möge sie tapfer bleiben!

4

Besuch bei einer Zauberin

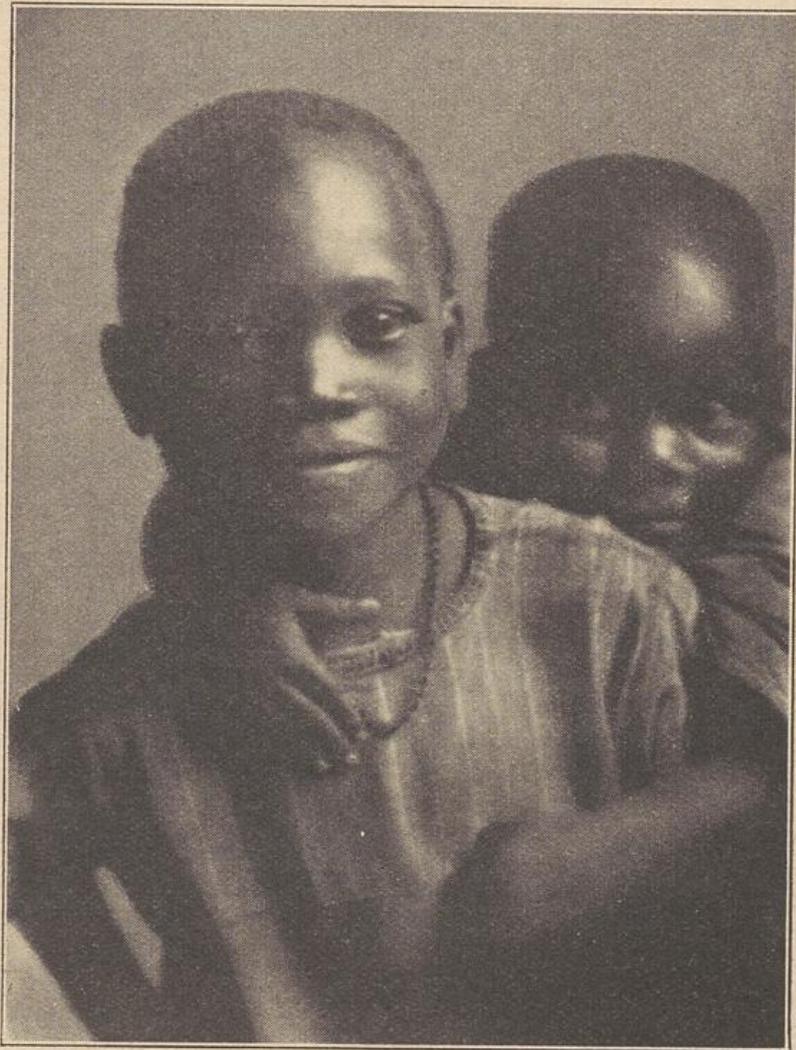
Von Schw. M. Theobalda, Mariannahill.

Unsere Mädchen in der Nähsschule haben keine Ferien, dafür dürfen sie mit ihren Meisterinnen einmal einen weiteren Ausflug machen. Diesmal war der nördlich gelegene Tafelberg das Ziel. Jenseits desselben wohnt nämlich eine Zauberin, und eine solche hätten sie gerne gesehen. — Acht Uhr morgens brach die kleine Karawane auf, gut versehen mit Proviant und einem Kessel zum Wasserkochen. Gegen 10 Uhr kamen sie an den Fuß den Berges. Nirgends ein Weg. Es bleibt also nichts übrig, als mühsam den Berg hinanklettern, mit Händen und Füßen oftmals über kleine und große Felsblöcke. Nach zirka einer Stunde ist das Ziel erreicht. Herrlich reine Luft und ein entzückender Ausblick über Land und Meer nach Osten, Süden und Südwesten lohnt die Mühe des Aufstiegs. Die Aussicht nach Norden hindert der Wald. Doch jede fühlt sich müde und matt. Wo ist Wasser? Rasch ist eine Quelle gefunden. Brennmaterial liefert der Wald. Bald brodelt das Wasser und der Kaffee ist rasch fertig. Gottes freie Natur ist das herrlichste Gasthaus. Nach den Anstrengungen des langen Weges mundet es allen vortrefflich. Während des Mahles betrachtet man mit stets wachsendem Interesse die wundervolle Aussicht. Der Himmel ist heiter und die Sonne sendet ihre milden Winterstrahlen.

Da unten, nach Südosten ist das Häusermeer der Hafen- und Weltstadt Durban. Hohe Kuppeln und himmelanragende Türme sucht man umsonst. Die paar katholischen Kirchen machen sich in der Ferne nicht bemerkbar. Die meisten Einwohner der Großstadt haben wegen Geschäft und Vergnügungen wenig oder keine Zeit für Gott und ihr Seelenheil. Wozu denn großartige Kirchen? Hinter Durban dehnt sich das weite Meer, der Indische Ozean aus. Von weitem sieht man die großen und kleinen Dampfer herankommen. Wäre die Sehkraft des Auges nicht beschränkt, man sähe bis nach dem fernen Indien. — Auf dem Festland erblickt man manche Häusergruppen, das sind kleine Städte und Dörfer und einzelne Gebäude. Wie wenig Tabernakel sind dort!! Südlich, unten, liegt Mariannahill mit dem Kloster der hochw. Patres, dem Konvent der Schwestern, den Schulen und Lehranstalten, dem Hospital und — vor allem mit seinen sechs Tabernakeln. — Mit welchen Gefühlen würde eine Anna Kath. Emmerich im Heidenland auf diese Tabernakel geschaut haben!

Es ist Zeit zum Aufbruch. Neu gestärkt erheben sich alle und umgehen zunächst eine weite Strecke des Waldes, der das ganze Plateau bedeckt und Eigentum einer europäischen Gesellschaft ist. Der Umfang des Plateaus beträgt zirka zwei Stun-

den. Doch, sie wollten ja die Zauberin besuchen. Wo wohnt sie? Ein Mädchen kennt den Weg. Man durchquert den Wald und steht bald vor einer Anzahl Hütten. Die Zauberin aber ist nicht mehr da. Sie ist gestorben und begraben. Seht dort ihr Grab. —



Ist denn das das Grab einer Zauberin? Das ist ja wie die christlichen Gräber auf dem Gottesacker in Mariannhill! Und ein Kreuz hat man aufs Grab gepflanzt. Ein hoher Zaun von Stacheldraht hält wilde Tiere ab. Wie kommt das Kreuz auf das Grab einer Zauberin? Hat sie sich vor dem Tode bekehrt? War ein Priester an ihrem Sterbebett?

Ein Priester war nicht bei ihr. Die Beantwortung der ersten Frage aber möge dem Leser selber überlassen bleiben. Doch
160

fragen wir zuerst, wer war denn die Zauberin? Wie hieß sie?

Die Zauberin war — leider, leider — eine abgefallene Christin und auf den Namen Marianna getauft. Vor Jahrzehnten weilte sie als erwachsenes Mädchen im Marienhaus und hat die hl. Sakramente empfangen. Bald nach Verlassen des schützenden Heimes ergab sie sich dem Leichtsinn, vernachlässigte ihre religiösen Pflichten und verehelichte sich mit dem heidnischen Mitglied einer Zaubererfamilie. So erzählen ihre christlichen Verwandten. Marianna schritt fort auf der Bahn des Verderbens, verschrieb sich dem Teufel und ward eine Zauberin, doch nicht der schlimmsten Art.

Nun kommt etwas Merkwürdiges. Sie schenkte ihrem Manne mehrere Kinder und ließ alle taufen und christlich erziehen. Sie, die Zauberin! Welch ein Gefühl für die nun bereits erwachsenen christlichen Kinder — die Mutter, eine abgefallene Christin und Zauberin! Wer möchte bezweifeln, daß dieselben oft und innig für die arme Mutter gebetet haben? Und werden die christlichen Verwandten nicht ein Gleiches getan haben? Wird das Gebet unerhört bleiben für eine Seele, die ihre Kinder christlich erziehen ließ, obwohl sie sicher große Hindernisse zu überwinden hatte und sie selber eine Zauberin war? Wird sich auch hier das Wort des Psalmisten bewahrheiten: „Die Barmherzigkeit des Herrn geht über alle seine Werke!“?

Nach den Angaben Nahestehender war Marianna längere Zeit krank. Ihre Kinder und andere Gutgesinnte machten einige Male den Vorschlag, einen Priester zu rufen. Die Kranke war einverstanden, aber jedesmal, so sagten die Verwandten, suchte der Teufel sie sofort zu erdroffeln. Aus Furcht vor einem solchen Tode unterließ man es, den Priester zu rufen. Über den Leib hatte der Schwarze noch Gewalt, aber nicht über die Seele, die ja zurückkehren wollte. Schließlich schied Marianna ruhig hinüber, und es ist Hoffnung, daß sie beim letzten Gericht auf der rechten Seite des Herrn steht. Somit dürfen wir uns wohl aussöhnen mit dem Kreuz auf ihrem Grabe.

Unsere Ausflügler kehrten müde, aber zugleich erfrischt vor Eintritt der Dämmerung wohlbehalten heim, freilich — ohne die Zauberin gesehen zu haben.

3

In Maria war der Gnaden Fülle,
Doch war man an ihr nichts gewahr,
Als daß sie im Herzen gläubig stille,
In ihrem Auge gering nur war.

Emilie Ringseis.

Lebensschicksale einer Zauberin, von ihr selbst erzählt

Von Mutter M. Garmelina, Prov.-Oberin in Mariannhill

Auf meiner Visitationsreise kam ich auch nach St. Michael. Hier erzählten mir die Schwestern von einer großen Wahrsagerin, die lange in der Nähe der Missionsstation ihre teuflische Zauberkunst trieb, die dann aber nach vielen, heißen Kämpfen sich zum wahren Gott bekehrte. — Ich interessierte mich sehr für diese ehemalige Zauberin, und in Begleitung einiger Schwestern besuchte ich sie in ihrem Kraal. Wie überrascht war ich, als mir eine eingeborene Frau mit äußerst feinen Gesichtszügen entgegnetrat; eine Frau von seltener Schönheit! Obwohl sie bereits in den mittleren Jahren war, ließ doch ihr ganzes Äußere auf ein bedeutend jüngeres Alter schließen. Nach freundlicher Begrüßung und einer kurzen Unterredung erzählte sie mir auf meine Bitten hin ihre Lebensschicksale. Ich will mich bemühen, es möglichst getreu wiederzugeben. Gewiß wird es manchen Leser interessieren.

„Meine Heimat“, so begann die christlich gewordene ehemalige Zauberin, „ist weit drunten am Umkomazi-Fluß. Die dortige Gegend ist sehr bekannt wegen der dort alles beherrschenden Zauberei und der Pflege altheidnischer Gebräuche.

Ich stamme aus einer kinderreichen Familie und bin von zwölf Kindern die jüngste. Meine Angehörigen waren alle Heiden und vom Christentum hatte man damals noch nichts gehört. Wir waren wirtschaftlich gut gestellt, hatten viel Vieh, und darin bestand ja damals der Reichtum der Eingeborenen. Außerdem hatten wir viel Mais und Umabele usw. Alles ging den gewohnten Gang, kurz — wir durchlebten gute Tage.

Da hörte ich von älteren Mädchen, daß es irgendwo Priester und Schwestern gäbe, die Schulen hätten, in denen sie Kinder unterrichteten. Da könnte man lernen. Ich war ungefähr im elften Lebensjahre und wünschte sehr, den Christenglauben kennenzulernen; deshalb wollte ich zu den nächstwohnenden Dominikanerinnen gehen. Als mein Vater dies erfuhr, ward er sehr zornig und sagte, er werde mich totschlagen, wenn ich dies täte.

Lange Zeit war Ruhe. Ich dachte nicht mehr daran und sprach auch mit niemand darüber, bis ich eines Tages von einer protestantischen Niederlassung hörte. Nun lief ich heimlich davon und ging zu den Protestanten. Nach kurzer Zeit schon hatte der Vater meinen Aufenthalt entdeckt und holte mich heim. Ich versuchte eine zweite Flucht, die auch gelang. Nach zweijährigem Unterricht wurde ich getauft und gehörte nun dem

Protestantismus an. (Die zahlreichen andersgläubigen Religionsgesellschaften werden hierzulande oft mit dem gemeinsamen Namen „Protestanten“ bezeichnet.)

Nach der Taufe begann für mich eine schwere Zeit, ich wurde kränklich, aber niemand konnte mir helfen. Man wußte nicht, was für eine Krankheit es sei. Niemand verstand mich. Ich weinte sehr viel und war immer recht traurig. Dies war die Zeit, in welcher der Teufel mit seiner Werbung um mich begann. Mein ganzer Zustand war unter teuflischem Einfluß. In der eingeborenen Sprache nennt man diesen Zustand „haisa“.

Eben zu dieser Zeit hatte ich einen sonderbaren Traum. Alle meine verstorbenen Vorfahren und Verwandten erschienen mir und sie baten und ermahnten mich, eine Zauberin zu werden. Sie versprachen, mir dazu behilflich zu sein. Auch wollten sie mir bei dieser meiner Tätigkeit große Hilfe und Beistand leisten. Sie erschienen mir viele Nächte hindurch im Traum und unterrichteten mich, sie nahmen mich mit an ihren Ort in die Tiefen des Meeres, wo sie mir schöne Sachen zeigten, viele Schätze, die mein Anteil sein sollten, wenn ich ihnen gehorchen und Zauberin werden würde. Es war wirklich schön an dem Orte und lange Zeit hatte ich große Sehnsucht darnach. Alle diese Schätze sollten ja für immer mir gehören, wenn ich ihnen gehorchen würde. Ich aber zögerte mit meiner Zustimmung und alles ging vorüber. — Ich hatte Ruhe. — Niemand ließ sich nachts mehr erblicken.

Im 17. Lebensjahre lernte ich einen jungen Mann kennen. Während unserer Verlobungszeit traf mich ein schwerer Schlag. Alle meine Angehörigen starben: erst meine Eltern, dann von den Geschwistern eines nach dem andern, bis ich allein noch übrig blieb. Wahrscheinlich war der Teufel mit im Spiel. Er wollte mich für sich allein haben. Nach dem Tode aller meiner nächsten Angehörigen heiratete ich in diese Gegend. Am achten Tage meiner Heirat wurde ich schwer krank. Nun legte der Teufel feste Hand an mich. Alle meine Vorfahren erschienen mir wieder im Traum und jetzt auch meine Eltern und Geschwister. Sie baten mich flehentlich, doch meine Zustimmung zu geben. Sie versprachen mir ihre Hilfe, mit dieser Hilfe würde ich Großes leisten; alles, was man von mir als Zauberin verlange, werde ich tun können und dadurch die größte Zauberin der ganzen Gegend werden.

Ich gab meine Zustimmung und nun fingen ihre Unterrichte an. Jede Nacht kamen sie und oft nahmen sie mich mit in die Unterwelt. Ich erzählte meinen Verwandten von meinem Verkehr mit den Geistern und den Geistern der Vorfahren. Weil sie wußten, daß eine Zauberin viel Geld verdient, so gaben auch sie ihre Zustimmung. Ohne mein und meiner Verwandten

Zutun kamen sofort Leute aus der ganzen Gegend. Mit Blitzesschnelle ward ich in der ganzen Gegend als Zauberin bekannt.

Ich war eine fertige Zauberin, vom Teufel selbst und von seinen Anhängern unterrichtet. Jede Nacht hatte ich Verkehr mit dem Teufel. Er unterrichtete mich für den kommenden Tag. Ich wußte genau, was der Tag bringen werde. Ich sah und wußte alles: wer zu mir komme und was vorgefallen. Ich wußte genau, die und jene Person wird kommen, das und jenes Leid wird sie haben, so und so hast du zu helfen. So wie ich es des Nachts gesehen, genau so kam es. (Der Teufel konnte leicht die heidnischen Leute bewegen, zu der Zauberin zu gehen.) Diese meine Tätigkeit brachte mir viel, viel Geld ein.

(Fortsetzung folgt.)

2

Aus der Missionschronik

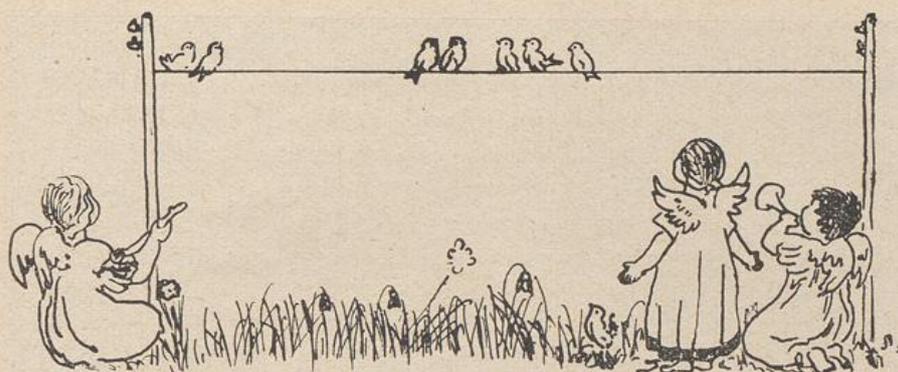
Emaus, Süd-Afrika 1912

Ein Luftschiff! Hoch oben in den Wolken! So etwas haben unsere schwarzen Frauen noch nie gesehen. Ganz bestürzt und erstaunt kommt ein altes Weiblein erst zur Schwester, dann zum Missionar und fragt nach dem großen sonderbaren Vogel, der hier hinüber geflogen sei. Der Pater sucht ihr nach Möglichkeit begreiflich zu machen, daß es ein Luftschiff sei, daß von einem Weißen gelenkt wird. Sie ist erst sprachlos vor Entsetzen; dann ruft sie aus: „Wie! Die Abelungus fliegen? Nun bin ich schon so alt, habe aber nie gehört, daß ein Mensch fliege! Jetzt weiß ich auch, warum es nicht regnet. Also diese Weißen verunreinigen die Luft und halten den Regen auf! Es ist gewiß wahr, alles Unglück bringen diese Weißen über uns: Kinderpest und Fieber unter dem Vieh, die Blattern und Beulenpest unter den Menschen, und damit nur alle ganz sicher sterben, jetzt auch noch die Trockenheit. O, wir armen Leute!“

Der Umfundisi (Missionar) hatte große Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen; er ermahnte sie zum Gottvertrauen und zum Gebet, damit der große Gott wieder Regen schicken möge.

„Ja,“ sagte sie, „das ist alles recht, aber nun habe ich noch etwas zu fragen: Was ist das für ein Wagen, dem ich neulich begegnete? Da waren weder Pferde noch Ochsen vorgespannt, und doch saufte er daher, daß ich und meine Begleiterin alle Mühe hatten, auszuweichen.“

Der Missionar erklärte nun dem alten Mütterlein, daß dieser Wagen ein Auto sei, das der Weiße mit Benzin in Bewegung bringe. „Ja,“ meinte die gute Alte, „die Weißen können nur einem toten Leib keine Seele einatmen oder einhauchen, wenn sie das könnten, dann würden sie glauben, sie seien Götter.“



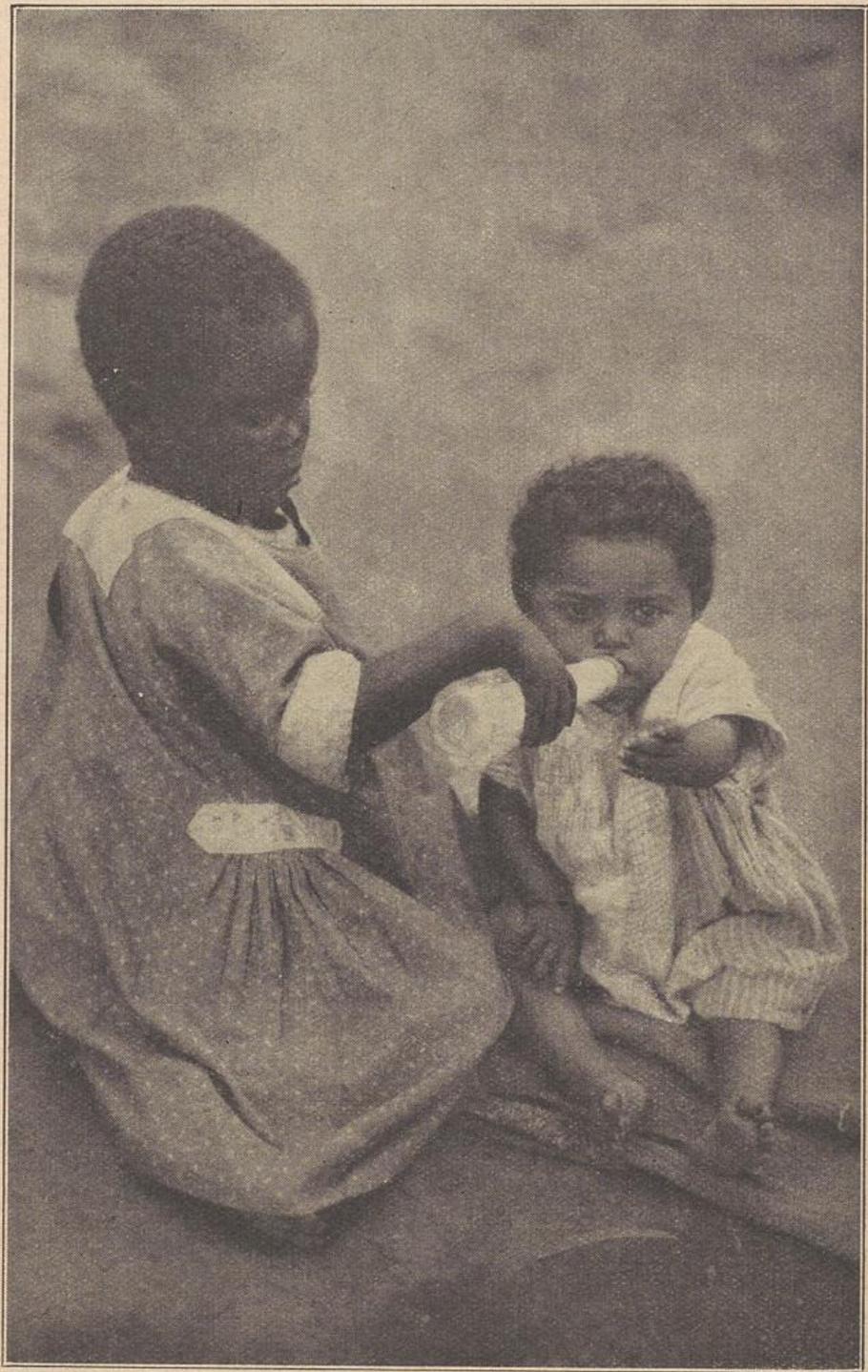
F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! In der letzten Nummer erzählte ich euch von den schwarzen Kindern. Nun noch ein kleines Stückchen von den alten Großmütterchen, die an ihrem Lebensabend noch getauft werden. Wenn sie nach der Taufe später noch ein Anliegen haben, zupfen sie an ihrem Kinn und bitten: „Mama, du weißt, daß wir alt und gebrechlich sind und leicht fallen. Wir haben unser schönes Seelenkleid von der Taufe beschmutzt; es ist wieder schwarz, so wie unsere Haut. Sag' es uns halt wieder vor, wie wir es in der Beichte machen sollen, so daß das Herz wieder weiß wird, wie das deinige, und dem lieben Gott wohlgefällig. Unser altes Gehirn vergißt so schnell, was wir gelernt haben.“

Und jetzt kommt ein wahres Geschichtchen von einem tapferen Christenmädchen.

Ein schwarzer Engel

Auf der Insel Martinik lebte im vorigen Jahrhundert ein Pflanzer, der gegen 100 Negerklaven beschäftigte; der Mann war ungläubig und konnte auch bei andern die Religion nur mit Ingrimm ansehen. Jedoch mußte auch er, dem allgemeinen Gebrauch zur Folge, den Sonntag seinen Sklaven frei lassen. Diese legten sich entweder den ganzen Tag an die Sonne, oder bebauten ihre eigenen kleinen Gärten, oder nahmen an den ausgelassenen Negertänzen teil; nur Martha allein ging in die heilige Messe; eines Tages trifft sie der böse Pflanzer auf dem Kirchweg und fragt sie, wohin sie wolle. „In die heilige Messe“, lautet die Antwort. „Das verbiete ich Dir ein für allemal“, fährt sie der Pflanzer an. „Mein Herr, ich gehorche Ihnen willig in allen Dingen, aber in diesem Punkte heißt es, man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ „Das will ich sehen,“ herrscht sie der Pflanzer an; „gehst du in die Messe,



Schwarze Christenkinde

so erhält du 20 Schläge.“ Diese Schläge wurden jeweils mit einer dicken Ochsensehne von einem Aufseher erteilt. Martha läßt sich jedoch nicht einschüchtern, wohnt der hl. Messe bei und erhält dann die furchtbaren Streiche. Jetzt meint der Pflanzler, sei es mit dem Kirchengenhen aus und Amen; aber Martha geht auch am folgenden Sonntag zur heiligen Messe, erhält wieder ihre 20 Streiche auf den noch ungeheilten Rücken, geht aber nichtsdestoweniger jeden folgenden Sonntag mehrere Jahre hindurch und erleidet jedesmal die gleiche Strafe; ihr Rücken war ganz elend und offen, aber die Kraft, die sie aus der heiligen Messe und der heiligen Kommunion erhielt, die sie jedesmal dabei empfing, gab ihr übernatürlichen Mut und Geduld.

Eines Sonntags endlich sagte sie zu ihrem Henker: „Dies ist nun das letztemal.“ Man glaubte nun endlich ihren Mut gebrochen, aber die Heldin hatte es nicht so gemeint; wie sie bestimmt geahnt, starb sie in der folgenden Nacht, wurde still unter einem Baume verscharrt, und niemand dachte mehr an sie.

Infolge merkwürdiger Vorkommnisse wurde 25 Jahre später ihr Grab entdeckt und ihr Leichnam erhoben, im Jahre 1810. Zum allgemeinen Erstaunen fand man ihren Leib noch ganz unverfehrt, auf dem Rücken jedoch gewahrte man zahlreiche Narben, die Zeichen ihres Martertums. — Wie werden am jüngsten Tage jene Katholiken der Negerin Martha gegenüberstehen, welche leichtsinnig die heilige Messe versäumen!

z

Zum kostbaren Blute Jesu

Es lebe Jesu, der sein Herz erschlossen,
Aus Liebe all sein Blut für mich vergossen;
Sein Blut ist meine Hoffnung und mein Leben:
Was kann ich ihm zum Danke dafür geben?
Es sei gepriesen und gebenedeit,
Denn von der Hölle hat es uns befreit;
Den schuldbesteckten Seelen wird zum Bade,
Zum Tranke wird sein Blut im Kelch der Gnade.
Es dient uns in des Vaters Zorn zum Horte,
Und öffnet uns des Himmelreiches Pforte;
Am Rache hat Abels Blut geschrien,
Durch Jesu Blut wird uns die Schuld verziehen.
Gestillt ist aller Zorn, der Rächer schieht,
Wenn er mit Jesu Blut besprengt uns schieht;
Der Abgrund zittert, wird das Blut erhoben,
Und Freud und Jubel ist im Himmel oben.
So sei denn Jesu Blut zu aller Zeit
Gesegnet und gelobt in Ewigkeit.

(100 Tage Ablass)

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Jahresbeitrag für die Caritasblüten einsandten. Möge das kostbare Blut Sie besonders im Monat Juli, der dem Kaufpreis unserer Erlösung geweiht ist, mit seinen überreichsten Gnadenschätzen beglücken, Sie segnen und schützen.

Hängt all mein Glück auch nur an einer Spinne Faden,
hielt diesen nur der Herr — so fürcht ich keinen Schaden!



Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blute im Monat Juli gewinnen können: 1. Am Feste Maria vom Berge Karmel, 16. Juli. 2. Am ersten Sonntag im Juli, als dem Feste des kostbaren Blutes. 3. Am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August. 4. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Maria war die erste Verehrerin des kostbaren Blutes. Sie begleitete ihren göttlichen Sohn auf seinem Leidenswege, unter ihren Augen floß das göttliche Blut in Strömen für unsere Erlösung, und sie, die Miterlöserin der Menschheit, brachte diesen Lösepreis dem himmlischen Vater als die heiligste und vornehmste Opfergabe dar.



Das Totenglöcklein

bittet um ein andächtiges Memento für den lieben verstorbenen hochwürdigen Herrn Pfarrer Ritzfeld, Flammersheim, langjähriger treuer Abonnent unserer Caritasblüten. R. i. p.



Gebetserhörung

Der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Dem heiligen Vater Josef herzlichen Dank für auffallende Hilfe in großen Schwierigkeiten. M. B.

Caritasblüten

Nr. 8

August

1936



„Aufgenommen ward Maria in den Himmel;
darüber freuen sich die Engel,
mit ihren Lobgesängen preisen sie den Herrn.
Alleluja!“

(Aus der Festmesse.)

Meine Mutter, eine Königin!

In lichten heil'gen Himmelshöh'n
Wohnt eine Königin,
So mild, so rein, so wunderschön
Ist diese Herrscherin,
Die höchste aller Frauen!

Gott Vater selbst nahm sie hinauf
Zu seines Sohnes Thron,
Und setzte dann die Krone auf -
Durch seinen eingebor'nen Sohn -
Der edelsten der Frauen!

Das Zepter reicht der Geist des Herrn
Der vielgeliebten Braut.
Der Engel allgewalt'ges Heer
Entzückt zum Throne schaut,
Zur schönsten aller Frauen!

Und diese hohe, edle Frau,
Sie ist die Mutter mein;
Auf sie ich hoffe und vertrau,
Möcht ganz ihr Eigen sein.
Sie schaut nicht stolz vom Thron herab,
Sie ist nur Lieb' und Güte.
Sie, die einst stand an Kreuz und Grab,
Wo tiefer Schmerz durchwühlte
Ihr zartes, treues Mutterherz,
Sie kennt des Kindes tiefsten Schmerz.
Sie heilt die schwerste Wunde
Mit sanfter, lieber Mutterhand,
Und führt zur letzten Stunde
Ihr Kind ins ewige Heimatland:
Dann bleib ich meiner Mutter Kind,
Das Kind der milden Königin!

m. v.

Das Königtum Mariens

„Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deiner und meiner Nachkommenschaft; sie wird deinen Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“
(Moses 1, 15.)

In diesen Worten kündigt Gott selbst die Ankunft des großen Kämpfers gegen Satan an, des Messias, geboren aus der Unbefleckten, die Ankunft Christi, des Sohnes der Jungfrau. In großen Zügen entfaltet der Herr den Plan der Erlösung des gefallen Menschen durch Jesus Christus, des Sohnes Gottes und Mariens.

In dieser von Gott selbst gegebenen Weltordnung sehen wir Maria, vorhergesagt als Mutter Christi und darum auch von Anfang an bestimmt, mit Christus an der Herstellung des Reiches Gottes mitzuarbeiten. Daher steht ihr auch eine Macht zu, die sich über alle ausstreckt, denn sie soll die Ursache unsers Heiles werden, wie der heilige Kirchenlehrer Irenäus sagt.

Gott selbst hat Feindschaft gesetzt zwischen der Jungfrau und Satan und dieser Streit wird bis zum Ende der Welt dauern. Maria kämpft mit und für Christus gegen Luzifer, dem heftigsten Gegner ihres göttlichen Sohnes. Muß sie da nicht königliche Macht besitzen, da sie mit ihrem Sohn den Streit leitet und ihre Untertanen, das heißt alle, die Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi und somit auch ihre Kinder sind, verteidigt? In den Worten: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und sie wird deinen Kopf zertreten“ übergibt der Herr selbst an Maria die Rechte und Pflichten einer Königin. Nicht ohne tiefe Bedeutung geben die Heiligen und Kirchenlehrer der allerseeligsten Jungfrau die Titel: „Königin, Fürstin, Gebieterin, Auspenderin aller Gaben und Gnaden“. Im Römischen Brevier sagt die heilige Kirche:

„Maria besitzt Weisheit und Macht. Durch sie regieren die Könige und herrschen die Fürsten; wer sie findet, findet das Leben und erwirbt Heil vor dem Herrn.“

So ist denn eines ihrer schönsten Feste: der Tag ihrer Himmelfahrt. Der heilige Kirchenlehrer Bernardus, der glühende Verehrer Mariens schreibt:

„Als die seligste Jungfrau emporstieg über die Himmel, erfüllte sie alle Himmelsbewohner mit neuer reichlicher Freude. Wahrhaftig, wenn auf die Stimme Mariens der Vorläufer Jesu Christi, der heilige Johannes der Täufer, aufhüpfte im Schoße seiner Mutter Elisabeth, wie weit mehr werden

an diesem Tage die Heiligen des Himmels frohlockt haben, als sie Marias Stimme hörten, ihr strahlendes Antlitz schauten, sich ihrer beseligenden Gegenwart erfreuten? Die himmlische Heimat begann an jenem Tage in nie gesehenem Glanze zu erstrahlen, im jungfräulichen Lichte Mariens; der Himmel mußte da widerhallen von Dankes- und Lobesbezeugungen. Allein während der Himmel so jubelt und frohlockt über den Besitz der süßen und seligen Gegenwart seiner Königin, muß dann nicht anderseits die Erde weinen, da ihr am gleichen Tage die Gegenwart Mariens entzogen wurde? Wenn die Engel und Heiligen jubeln, weil ihre Mutter in den Himmel aufgenommen wird, müssen dann nicht die Menschen klagen und trauern, weil ihre Mutter sie auf der Erde zurückgelassen hat? Hüten wir uns vor dem Klagen und Jammern. Diese Erde ist nicht unsere Heimat, unser Vaterland ist der Himmel; Jesus Christus selbst hat uns unter die Bürger des Himmels eingereiht. In dieser Verbannung müssen wir uns an jene glückselige Heimat erinnern und auch teilnehmen an den Freuden, an der Wonne, die gleich einem Strome jene glückliche Stadt erfüllen und durchfluten. Unsere Mutter, unsere Königin ist uns vorangegangen, sie wurde in solche Herrlichkeit aufgenommen und wir müssen ihr zurufen: „O Maria, nimm uns alle zu dir in den Himmel hinauf!“

Ja, im Himmel sitzt sie nun zur Rechten ihres göttlichen Sohnes als Königin, die herrscht über alle Chöre der Engel, über Cherubim und Seraphim, über alle Heiligen, aber auch über alle Erdenpilger. Sie hält ihre schützende Hand über das Lebenswerk ihres Sohnes, über die heilige Kirche, sie sendet ihre Legerscharen aus, um der streitenden und kämpfenden Schar der Gläubigen zu Hilfe zu kommen; sie kennt aber auch in ihrer mütterlichen Weisheit die Freuden und Leiden jedes einzelnen Erdenwanderers. O möchten doch alle diese milde Königin erkennen, möchten alle zu ihr fliehen, alle sich ihr weihen, denn sie ist in Wahrheit eine königliche Mutter und eine mütterliche Königin!

M. B.

K

Du bist ein Christ!

„Du bist ein Christ“, so ruft mit starker Stimme
 Der heilige Geist dir unablässig zu.
 Getauft, gefirmt, daß nicht in träger Ruh
 Dein Lebenskahn auf seichtem Sumpfe schwimme,
 Der Träge stürzt in des Gerichtes Grimme;
 Mit stetem Ruderschlag arbeite du!
 Auf denn, sei stark! Was ich dir sage, tu!
 Daß jede Menschenfurcht in dir verglimme!

Gott erweist Barmherzigkeit, wem er Barmherzigkeit erweisen will

Aus Ost-Afrika

In einem unserer Arbeitsfelder des dunklen Erdteiles erhebt sich zwischen einer langen Bergkette, in welcher Rudel von Affen ihren diebischen Unfug treiben, ein schlichtes Missionskirchlein, wo der liebe Heiland gleichsam auf hoher Warte steht, um alle an sich zu ziehen, welche seiner Einladung folgen wollen. Mehrmals im Tage läßt es durch des Glöckleins Silberklang seine Stimme im Tal ertönen, wo eine Anzahl heidnischer Dörfer liegt. Viele Kinder wandern frohgemut zur Höhe, um sich dort in der Schule unterrichten zu lassen; aber nicht allen ist dieses vergönnt, denn in der Umgebung haben ebenfalls verschiedene Sekten Niederlassungen gegründet, und fast jede halbe Stunde eine ihrer Schulen eröffnet. Ihr Lehrpersonal ist fest an der Arbeit, unter der Bevölkerung Anhänger zu gewinnen. Sie beeinflussen die heidnischen Eltern mit den ihnen reich zu Gebote stehenden Mitteln, und manche lassen sogar am Ende jeder Woche ihren Schulkindern 5 Heller auszahlen. So ist es begreiflich, daß ihre Schulen blühen, denn bei den Schwarzen spielt das Geld eine große Rolle.

Ganz dicht bei unserer Missionsstation schielte eine Familie immer etwas zu uns herüber, deren Kinder seit Jahren täglich im Tal die besagten Schulen besuchten. Eine schöne Summe klingender Münzen hatte besonders schon die älteste, 14jährige Tochter ins Elternhaus gebracht, denn sie war eine fleißige Schülerin des Predigers von ihrer Kindheit an gewesen. Eines Tages wurde das hoffnungsvolle Mädchen schwer krank. Heidnische Doktoren sprachen ihre Zaubersprüche über sie; die Eltern aber waren ganz trostlos. Zum Erstaunen aller verlangte das kranke Kind nur noch die katholische Missionschwester. Mit Widerstreben suchten die Eltern dem Kind diesen Wunsch auszureden, da sich jedoch der Zustand der Kranken mit jeder Stunde verschlimmerte, gaben sie endlich nach. Etwas beschämt kam zuerst die Mutter der Kranken und gleich etwas später auch der Vater, um die gewünschte Schwester zu holen. Diese jedoch war gerade im Tal, um ihren Rundgang zu halten, Samariterdienste zu leisten und jedem, ohne Unterschied, an Leib und Seele zu helfen. Als die Schwester gegen Mittag von der apostolischen Wanderung zurückkehrte, standen beide Eltern vor der Türe, um sie hinüberzuführen. Das kranke Kind atmete erleichtert auf, als es die Missionschwester vor sich sah. Flehend und krampfhaft umklammerte es die Hand der Schwester, und mit halb gebrochener Stimme stammelte es: „Schwester, heute Nacht habe ich geträumt, daß ich heute noch eine lange, — lange

Reise — machen muß, und du, Schwester, mußt mit mir gehen.“ Immer fester zog das sterbende Mädchen die Schwester ans Sterbelager, während es hauchte: „Bitte, Schwester, versprich mir, daß du mitgehst; dann fürchte ich mich nicht unterwegs.“

„Wie kann ich mit dir gehen, liebes Kind,“ entgegnete traurig die Schwester, „da du doch nicht zu uns gehörst?“

„So mache doch, daß ich eurer Religion angehören darf, ich habe doch so klar geträumt, daß du mich begleitest.“

„Nun, laß uns einmal den Vater Missionar um Rat fragen“, erwiderte die Schwester dem geängstigten totkranken Kinde. Unterdessen bekam auch der Lehrer Nachricht von der Not seiner geschätzten Schülerin, und so standen zu gleicher Zeit in eigener Person das Oberhaupt der Missionsgesellschaft dem katholischen Missionar gegenüber am Eingang vor der Hütte.

An der Schwester Ohr, welche das sterbende Kind beruhigte, drang ein gar eifriges Disputieren der beiden Glaubensboten, wer die Seele des Kindes angeln sollte. Endlich waren sie einig. Der Prediger sagte schließlich: „Wenn Sie mir versprechen, daß niemand von Ihnen nach dem Übergang sich weiter um die Leiche des Mädchens bekümmert, dann überlasse ich Ihnen volle Freiheit, des Kindes Seele in Ihre Scheune zu sammeln.“

Wir nahmen den Vorschlag gerne an und begannen die Vorbereitungen zur heiligen Taufe. Bei den Einleitungszeremonien und dem Taufakt wich der Prediger nicht von der Stelle; treu und ehrfurchtsvoll, fast wißbegierig, folgte er der heiligen Handlung.

Als das sterbende Kind auf den Namen „Maria“ getauft war, drückte es die Hand der Schwester noch inniger, und ein sanftes Lächeln glitt über seine aschgrauen Lippen. Bald darauf schloß der Todesengel seine Augen und löste die Schwester ab; denn sie hatte ja weiter keine Verpflichtung mehr. Die Eltern ließen es sich nicht nehmen, dem verstorbenen Kind das beste Kleid als Totengewand anzulegen trotz allseitiger Einwendungen. „Unser Kind soll für seine lange Reise im besten Anzug gehen“, sagten die betrübteten Eltern. Noch am gleichen Tage fand das Begräbnis nach dem dort üblichen Brauch statt. In neue Tücher eingewickelt, wurde der Leichnam unter dem Gejohl und Heidenlärm von Verwandten und Bekannten zum Friedhof geleitet. Das Elternpaar hatte den Ehrenplatz, diesem folgten die Onkels und Tanten, so daß die Leiche den Mittelpunkt bildete. Am Grabe wurden die Todestänze aufgeführt und nach ländlicher Sitte Speise und Trank dazu gelegt, um den Vorfahren, welche der Verstorbenen auf dem Wege zum Todesreich begegneten, eine Erquickung und heimatischen Gruß anbieten zu können.

Am darauffolgenden Sonntag gingen wir Schwestern zum

Friedhof und besprengten des Kindes Grab mit Weihwasser. Da erfuhren wir eine neue Überraschung. Alle Gräber trugen als Grabschmuck, was die darin Ruhenden zu Lebzeiten im Gebrauche hatten. Eine förmliche Ausstellung bot sich da unsern Blicken dar. Auf Marias Ruhestätte standen am Fußende sogar die Schuhe, welche sie getragen, am Kopfende hing ihr Hut, und den Seiten entlang befanden sich ihre Schiefertafel, Griffel, Hefte, Bleistifte usw. Auch Schmucksachen von Perlen waren zu sehen. An den Gräbern der Männer sah man Waffen, Tabakspfeifen und dergleichen mehr.

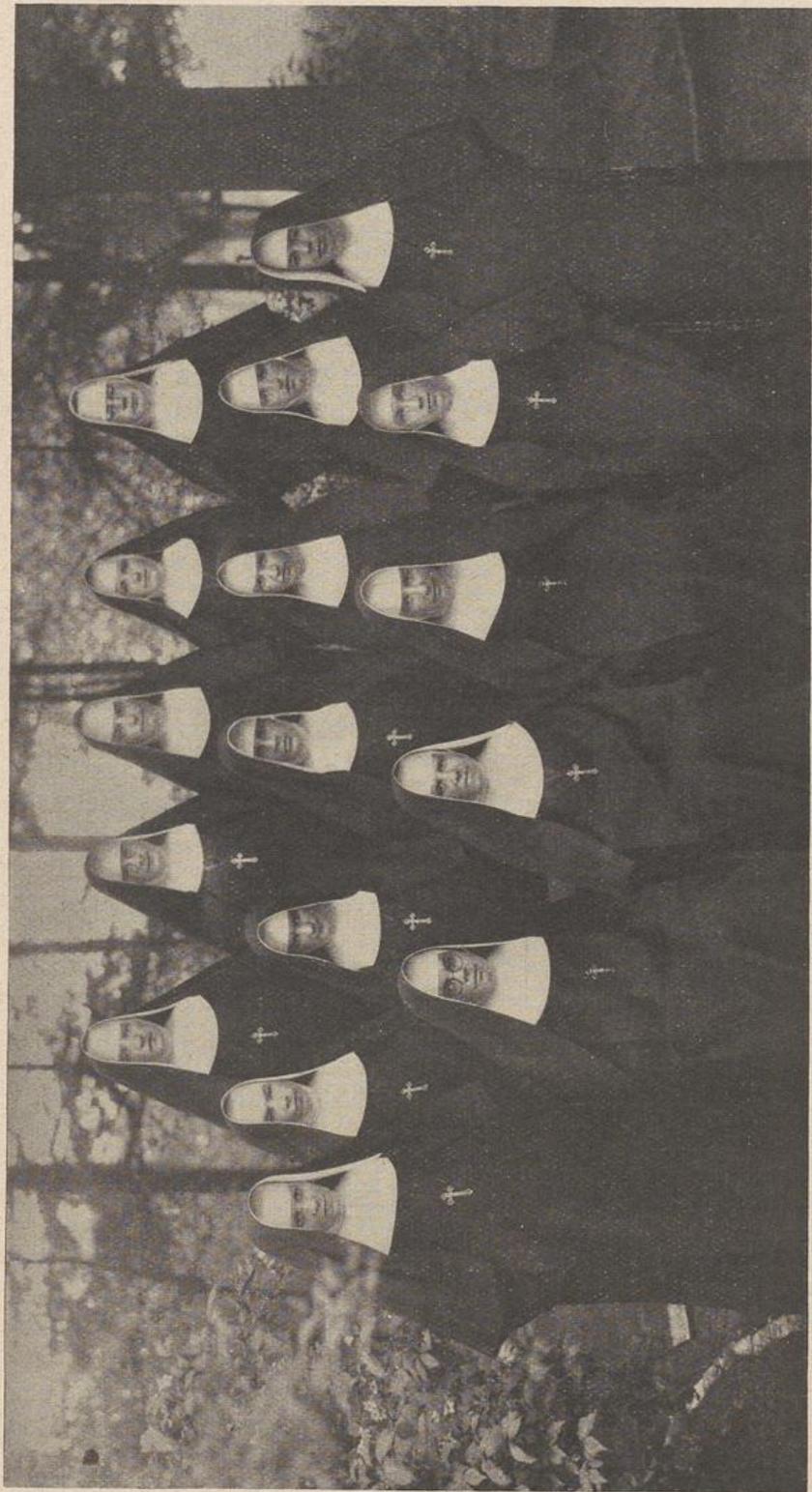
Gerade im Heidenlande sind Gottes Wege oft wunderbar. Das Mädchen war gleichsam im Schatten des Tabernakels aufgewachsen, und wenn es auch durch die Eltern von der Gnade zurückgehalten wurde, so ließ das liebevolle Gottesherz doch noch in letzter Stunde einen Strahl hinübersenden, um diese Kindesseele einer glücklichen Ewigkeit zuzuführen.



Nachrichten aus dem Mutterhaus

Auswanderung in unsere Missionsgebiete! Die Koffer gepackt, die Bündel geschnürt, es herrscht Leben unter unsern jungen Missionarinnen; die es kaum erwarten können — nämlich das Signal zur Abfahrt. Vor der großen Seereise dürfen sie noch einmal in die Heimat, den guten Eltern und all ihren Lieben ein letztes Lebewohl sagen. Freude und Schmerz, Wiedersehen und Abschied — welche gemischte Gefühle wogen in ihrer Brust! Mit opferfreudigem Herzen, mit stillem Flehen zu Gott für Eltern und Geschwister verläßt die junge Missionarin das teure Elternhaus. Vom Abschiedsschmerz gebannt, schauen Vater und Mutter mit tränenumflorten Augen dem scheidenden Kinde noch nach, nachdem sie es vorher noch einmal gesegnet hatten. Auf Wiedersehen im Himmel, dort aber für immer!

Die heilige Kirche, als gute besorgte Mutter nimmt an allen Lebensereignissen ihrer Kinder innigen Anteil. Sie hat eigene, ergreifende Zeremonien und Gebete für jene, die hinausziehen in ferne Lande, um sich dort zu opfern für die Ausbreitung des Reiches Christi. Am 7. Juni fand in der Kapelle des Mutterhauses die kirchliche Abschiedsfeier statt. Der hochwürdige Herr Domkapitular von Aachen, Professor H. Herkenne, schilderte in der Festrede in tiefgehenden Worten die Erhabenheit des Doppelberufes einer Ordens- und Missionschwester, in Christus, für Christus und mit Christus, und legte dann die tiefe Bedeutung des Missionskreuzes aus, das ihnen



Von links nach rechts: Obere Reihe: Schw. M. Benediktis, Schw. M. Sdephonia, Schw. M. Hildemata, Schw. M. Lukretia, Schw. M. Amanda.
 Mittlere Reihe: Schw. M. Gmeldis, Schw. M. Sibaka, Schw. M. Servita, Schw. M. Lambertis, Schw. M. Camifana, Schw. M. Gmmakulatis, Schw. M. Jakobina.
 Untere Reihe: Schw. M. Carola, Schw. M. Johanna, Schw. M. Radegundis, Schw. M. Leonardis.

in Gegenwart des eucharistischen Heilandes feierlich überreicht wurde.

Eine herzliche Familienfeier mit Gesang und Deklamation schloß am Abend diesen für unsere Abreisenden so denkwürdigen Tag.

*

Nun haben unsere Zugvögel schon angefangen zu fliegen, wie unsere lieben Leser aus nachstehender Liste ersehen.

Am 24. Juni nach Durban-Mariannahill:

Schwester M. Immakulatis Bizthum,
Schwester M. Didaka Steimel,
Schwester M. Leonardis Herold,
Schwester M. Carola Körner,
Schwester M. Benediktis Münz, Monte Cassino, Rhodesia,
Schwester M. Lukretia Schulte nach Triashill, Rhodesia.

Am 2. Juli nach Ostafrika:

Schwester M. Lambertis Hack, Tanga,
Schwester Servita Limbacher, Zanzibar,
Schwester M. Amanda Gaffron und
Schwester M. Canisia Wiechert nach Morogoro.

Am 5. Juli nach Durban-Mariannahill:

Schwester M. Imeldis Mülder,
Schwester M. Jakobina Kiedelsheimer.

Am 25. Juli nach Amerika:

Schwester M. Johannella Hardt, Germantown-Philadelphia,
Schwester M. Radegundis Tegelbäckers, "

Am 17. Oktober nach Ostafrika, Daresalam:

Schwester M. Ildephonsa, Morogoro,
Schwester M. Hildemara, Morogoro.

Allen ein herzliches Lebwohl! Glückliche Fahrt! Reiche Seelenernte! Möge Gott noch viele Berufe wecken für seinen Weinberg! Die Ernte ist reif, wo sind die Arbeiter und Arbeiterinnen? Herr, sende sie!

5

Nachrichten aus Tanga (Ost-Afrika)

Don Schw.
M. Amalia

10. Mai 1936.

Sie werden wohl kaum von den andern Stationen, außer von Zanzibar, Briefe erhalten können; darum beeile ich mich, ihnen einige Nachricht zu geben. Es ist, als ob eine neue Sündflut ausgebrochen wäre. Schon über acht Tage kann keine Eisenbahn mehr fahren, weder von Mombassa nach Nairobi, noch von Tanga nach Arusta. Von Korogwe bis Mombo steht alles unter Wasser. Die Krokodile kommen in die Negerdörfer, ja sie sollen zum Schrecken der Bevölkerung sogar im Trockenen herumlaufen. Der Weg von Mombo nach Lushoto ist ebenfalls schon seit acht Tagen nicht mehr zu gebrauchen. Felsblöcke mit Sand und Erde stürzen herab, wie Schneelawinen in den Alpen, und reißen alles mit sich fort, was ihnen im Wege ist, Menschen mit ihren Wohnungen und ihr Vieh; und alles, was mitgerissen wird, kommt nicht mehr lebend davon. Wir haben noch nichts gehört von unsern Missionen. Wir denken besonders viel an Kivungilo und fragen uns oft, wie mag es da ausschauen, was mag unsere kranke Mutter Provinzialin machen? Die Autowege von Kivungile und Gare werden wohl ganz verdorben sein. Hier in der Hafenstadt Tanga ist es nicht so schlimm mit dem Wasser, dafür aber herrscht großer Mangel an Lebensmitteln. Es kommt kein Schlachtvieh herein, keine Milch, keine Butter, kein frisches Gemüse. Wohl können die Geschäftsleute ihre alten Konservenbüchsen losbringen. — Am schlechtesten geht es den armen Eingeborenen, deren baufällige Hütten vom vielen Regen zusammenfallen, so daß sie kein schützendes Dach mehr über ihrem Haupte haben. Elend und Hungersnot stehen vor der Tür. Möge Gott sich aller erbarmen und Volk und Land retten!

*

Drei Wochen später kam der erste Bericht aus Kivungilo, den wir hier folgen lassen.

Ein trüber Maimonat

Schw. M. Engelberta C. P. S.

Kivungilo, Juni 1936.

Der Mai des Jahres 1936 war ein ganz außergewöhnlicher hier in Kivungilo. Wir beteten, und die Kinderchen sangen mit ihren feinen Stimmchen in unserer winzig kleinen Hauskapelle; aber es fehlte etwas, das man bei jeder Maiandacht unwillkürlich sucht, nämlich der Blumenschmuck. Auch nicht

ein Blümchen war in dem sonst so blumenreichen Rivungilo zu finden. Die große Regenzeit war mit aller Wucht herein- gebrochen; unser trautes Heim auf Bergeshöhen in Waldes- einsamkeit, hoch oben wie auf der Alm, war beständig von einem Nebel- und Wolkenmeer eingehüllt. Das ist natürlich nicht anziehend für kranke, naturliebende, schönheitsdurstige Menschenkinder. Aber heißt es denn nicht:

Hab' Sonne im Herzen, ob's stürmt oder schneit,
Der Himmel voll Wolken, die Erde voll Leid;
Hab' Sonne im Herzen, verlier' nie den Mut,
Hab' Sonne im Herzen und alles wird gut!



Gruppe aus der Fronleichnamsprozession im Mutterhaus

Es gehörte schon große Willenskraft dazu, um nicht in trüb- selige Stimmung zu verfallen bei diesen, fast nie dagewesenen, übermächtigen Regengüssen. Tag und Nacht, ohne einen Son- nenstrahl. Eine Hiobspost kam um die andere. Die Eisenbahn- schienen standen unter Wasser, die Post und aller Verkehr stockte, der Paganifluß war aus seinem Bett getreten, Berg- abrutschungen fanden statt an nicht weniger als 65 gefährlichen Stellen. Die Wohnhütten der Eingeborenen sind stellenweise verschüttet, Menschen und Tierleben sind aufs höchste ge- gefährdet, 12 Personen bereits tot, verschüttet und mehrere nicht aufzufinden.

Diese böse, nasskalte Regenzeit hätte auch bald der alten „Afrika-Tante“, von der man immer sagt, sie sei noch so frisch und rüstig, das Leben gekostet. Sie weilte eben, als der Regen

unerwartet einsetzte, auf der Nachbarstation Gare. Wie den Weg nach Kivungilo, der schon bei schönem Wetter so schwer zu machen ist, hinaufkommen? — Im strömenden Regen, das Wasser immer im Angesicht, so daß man kaum den gefährlichen schmalen Fußpfad sehen kann, durch rinnende Bächlein, durch hohes, nasses Gras, stellenweise durch Schlamm, mehr als eine Stunde lang aufwärts, immer im Zickzack den Felsen entlang, wahrlich, das ist kein Vergnügen. Es war kein Wunder, daß solch eine Tour doch zuviel war für die alte Afrika-Tante, welche zwar tapfer und mutig dahin geschritten, aber bis auf die Haut durchnäßt war. Ihr Mut war durchaus nicht gebrochen, nur ahnte und fühlte sie doch, daß ein solcher Marsch für eine bald 70jährige, schwache Missionschwester zuviel ist, und dabei kann sie am Schluß dieses Jahres, im Dezember 1936, ihr 50jähriges Jubiläum feiern! Fünfzig Jahre in Afrika, ununterbrochen; dieses seltene Jubelfest möchte sie noch erleben. Sie rechnet auf manches Gebetsalmosen, denn sie erinnert sich noch mit dankbarem Herzen der Gaben und Geschenke, welche sie seiner Zeit zu ihrem 25jährigen Silberjubiläum so unerwartet erhalten hatte. So mancher Priester hatte damals für die „Afrika-Tante“ die heilige Messe aufgeopfert, viele fromme Seelen und brave Schulkinder hatten mit ihren Lehrerinnen, welche so gerne ihre bescheidenen Artikel in den verschiedenen Missionsblättern lasen, gebetet und Missionsopfer gespendet und ihr freundliche Briefe zugeschickt.

In diesen Gedanken wanderte sie in der trübseligen Witterung den Berg hinan, mußte aber doch teuern Zoll bezahlen, denn diese Strapazen brachten ihr eine neuntägige Krankheit, die sie nur Dank der sorgsamten Pflege und der Hilfe Gottes überstehen konnte. Nun ist sie wieder gesund und munter!

Der fürchterliche Regen hielt an, und noch nie waren die Schwestern in so großer Sorge als in diesem düsteren traurigen Maimonat. Vier unserer guten Schwestern waren auf Tour. Schwester M. Ancilla befand sich auf einer notgedrungenen Reise nach Tanga, um die kranke Mutter Provinzialin abzuholen und Schwester M. Ositha zum Arzt zu bringen, während Schwester M. Wenzeslawa auf dem Rückwege vom hohen Paregebirge zur Aushilfe durch die Kilimandjaro-Steppe reisen mußte. Innig flehten wir zur Maienkönigin, sie möchte doch unsere Reisenden glücklich nach Hause bringen; und sie hat es getan. Nach solchen düsteren und stürmischen Tagen war das Wiedersehen ein um so freudigeres. Heute flutet wieder goldner Sonnenschein in unser Stübchen; und jetzt stehen auch wieder Rosen und Lilien am Maialtar, und Gottes Güte schenkt uns nach schweren, unheilvollen Tagen wieder Heilung und neuen Mut, um ihm, dem Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, um so teurer dienen zu können.

Lebensschicksale einer Zauberin, von ihr selbst erzählt

Von Mutter M. Germalina, Prob.-Oberin in Mariannhill

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach dieser Zeit kamen die größten Geister der Unterwelt und versprachen mir unumschränkte Macht als Lohn, wenn ich mich dem Teufel verschreiben würde. Die Geister würden in Gegenwart von Leuten reden, so daß diese Leute es hören und verstehen würden. Aber sie forderten zu große Opfer; sie wollten nur Ochsen und weiße Ziegen, und dies war meinen Angehörigen und mir zu viel. Ich verweigerte meine Zustimmung und so blieben nur die kleinen Geister, die kleinen Könige.

Ich genoß hohes Ansehen und großen Ruhm unter meinen heidnischen Stammesgenossen. Tag und Nacht hatte ich Zulauf. Ich konnte allen helfen und verdiente viel Geld.

Wir hatten gute Tage, konnten wir uns doch alles kaufen, was wir wünschten, nichts mangelte uns. Wir aßen nur gute Sachen.

In dieser Zeit schenkte ich einem Kinde das Leben; aber der erste Nachkömmling starb und ich durfte auf keinen weiteren rechnen, denn eine Sangoma oder Zauberin darf keine Kinder haben, weil die Geister nicht wollen, daß sie ihre Aufmerksamkeit und Liebe teile.

Nun fing ich an kleine Zauberinnen anzulernen und einzusetzen. Oft veranstalteten wir heidnische Feste, bei welchen die kleinen Zauberinnen tanzten und ich als die große Wahrsagerin geehrt und gefeiert wurde. Bei diesen Festen ging es teuflisch zu und wer in die Nähe kam, hatte den Eindruck, daß da die Unterwelt sich aufgetan haben müsse.

Trotz der großen Zauberei, die ich betrieb, war ich oft selber schwer krank. Der Teufel schlug mich damit, weil ich nicht alles tat, was er wollte. Ich mußte große Tieropfer bringen, um ihn wieder zu versöhnen. Ich war ganz in seiner Gewalt und ich genoß seine Gunst nur insoweit, als ich ihm gehorchte. Alles, was zur Ausübung meiner Zauberwerke nötig war, erhielt ich von ihm: Zauberstöcke, Medizinen und dergleichen mehr. Alles dies bekam ich von den Geistern. Ich verkehrte mit ihnen, genau wie mit Menschen. Sie waren meine täglichen Nachtgäste und ich konnte alles von ihnen haben, was ich wollte — aber ich mußte ihnen gehorchen, und tat ich das nicht, so bekam ich ihre strafende Hand zu fühlen.

Volle fünfzehn Jahre trieb ich diese teuflische Zauberei. Fünfzehn Jahre lang war ich ein schändlicher Sklave der höllischen Geister. Fünfzehn Jahre war ich ganz in ihrer Macht — eine Vertraute der Unterwelt!!

Nun begann langsam in meinem Herzen eine Sehnsucht aufzusteigen nach dem Christentum, nach der Liebe zum wahren Gott. Ich wohnte nur 15 Minuten von der Missionsstation und hörte täglich die Glocken des Missionskirchleins läuten. Innerlich angetrieben, ging ich von nun an öfters zur Kirche und zu den Schwestern, die mir oft zuredeten. Von jeder Unterredung blieb etwas hängen. Mehr und mehr sah ich ein, daß ich mich nicht auf dem rechten Wege befinde. Mein Herz war unruhig und unzufrieden. Ich empfand einen wahren Abscheu vor den teuflischen Unterredungen der Nacht und vor der Zauberei.

Die bösen Geister wurden wütend. Tag und Nacht quälten sie mich. Sie schlugen mich, verfluchten mich und schickten mir schwere Krankheiten. Unheimlich waren mir nun die Nächte, in welchen die bösen Geister mich immer wieder mit Vorwürfen und Beschwörungen überhäufte. Ihr Haß und Zorn gegen mich wurde immer größer und sie verlangten große Opfer.

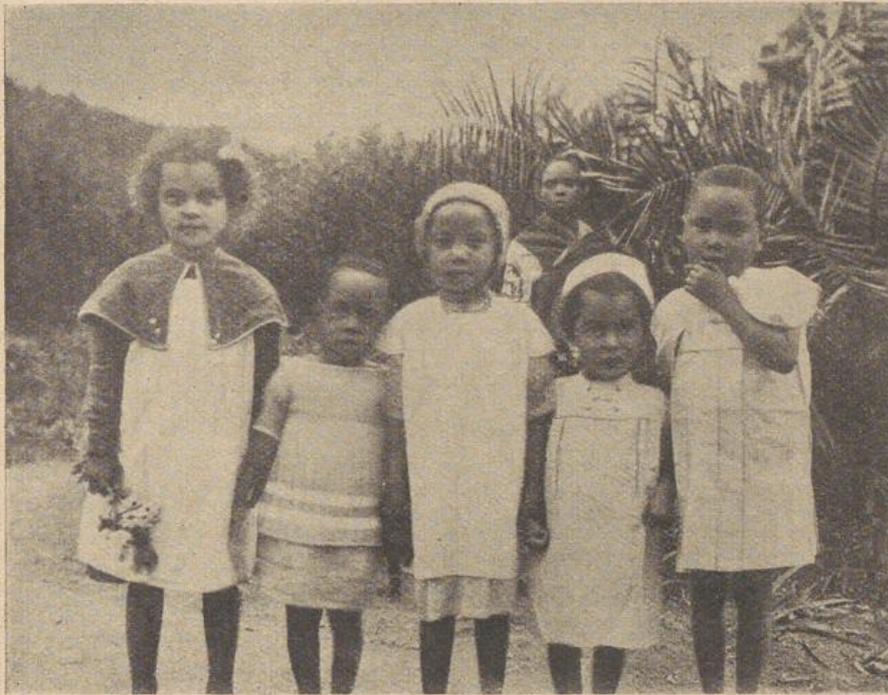
Bei alle dem wurde das Verlangen zur Rückkehr nach Gott in meinem Herzen immer stärker. Eines Tages faßte ich den Mut, mit meinem Manne über mein Verlangen, mich zu bekehren, zu reden. Anfangs widersetzte er sich energisch. Dasselbe taten seine Angehörigen. Sie alle wußten wohl, daß mit dem Aufgeben der Zauberei auch die reiche Einnahmequelle versiegt. Mein Herz aber war müde geworden. Ich fand keine Ruhe mehr und war sehr unzufrieden. Ich war fest entschlossen, die Zauberei aufzugeben, aber noch hatte ich nicht die Kraft dazu. Ich kämpfte schwer mit mir selber, mit meinem Manne, am meisten aber mit den Geistern. Diese heulten vor Wut, peinigten mich und quälten mich bis aufs Blut. Mit Gewalt wollten sie mich festhalten. Sie schlugen mich heftig. Als Buße verlangten sie große Opfer. Ich wurde oft und schwer krank.

Wiederholt bat ich meinen Mann um seine Zustimmung zu meiner Bekehrung. Ich teilte ihm mit, wie unruhig und unglücklich mein Herz sei, doch alles umsonst. Er war sehr ungehalten und traurig, denn er verlor ungern die Einnahmen, die meine Zauberei ihm einbrachte. „Wovon sollen wir denn leben?“ fragte er oft. Ich bemühte mich, ihn zu überzeugen, daß der Unkulunklu (der große Gott), uns dann helfen werde. Mehr und mehr setzte ich mein ganzes Vertrauen auf Gott. Als ich eines Tages aufs neue meine Bitte vorbrachte, antwortete er: ‚Siehe du zu, wovon wir leben sollen.‘

Im Jahre 1932 war in St. Michael — Missionsstation — eine Volksmission. Diese Mission war auch für mich eine Zeit besonderer Gnaden. Es war für das Volk ein Ereignis, daß die große Sangoma daran teilnahm und bei keinem Vortrag fehlte.

Mit großem Interesse verfolgte ich den Verlauf der Mission.

Mehr und mehr erkannte ich, daß ich auf verkehrtem Wege sei. Mit dieser Erkenntnis wuchs in mir beständig die Sehnsucht und das Verlangen, vom Teufel befreit zu werden. Als bald nach Ablauf der Mission der hochwürdigste Herr Bischof nach St. Michael kam, ging ich zu ihm bat um seinen Segen und um Austreibung des bösen Geistes. Der hochwürdigste Herr gab mir seinen Segen. Er ermahnte mich, in meinem guten Vorhaben auszuharren und stets guten Willens zu sein.



Kinderchen aus Kibungilo, Ost-Afrika

Mein Zustand wurde nicht besser. Der Teufel quälte mich furchtbarer denn je. Ich hatte Entsetzliches zu leiden. Zu diesen Martern von seiten des Teufels kam noch der Andrang der Menschen. Das Gerücht, ‚die Sangoma wolle sich zum Christentum bekehren‘, verbreitete sich sehr schnell. Tag und Nacht kamen die Leute und baten und bettelten, ich solle doch das nicht tun; ich solle ihnen doch wie bisher durch Zaubermittel helfen. Sie beschworen mich, die Geister doch nicht zu erzürnen und Unglück über ihr Volk zu bringen. Aber ich schickte alle weg, wenn auch zuweilen der Gedanke an den Reichtum und an die Ehren, die ich als Zauberin ernten werde, noch so verlockend waren. Ich wollte um jeden Preis Christin werden.

Der Teufel hatte wahrlich keine Mühe gespart, um mich von meinem Vorhaben abzubringen, doch ohne Erfolg. Wie ich früher bei den Werken der Zauberei stets den Teufel zu

Kate zog, so war ich nun darauf bedacht, oft die Priester um Rat zu fragen, sie um ihren Segen zu bitten und alles zu tun, was sie mir sagten.

Nun fing ich an zu lernen und mich auf die heilige Taufe vorzubereiten. Auch die Vorbereitungszeit brachte für mein totkrankes, gequältes Herz keine Besserung, keine Erleichterung. Obwohl ich alles tat, was man mir anbefahl, so fand ich doch keine Ruhe und keinen Frieden.

Alles, was ich bei der Zauberei benutzt hatte: Messer, Krüge, Kleider und andere Zaubermittel, alles, was nur irgendwie mit der Zauberei in Berührung kam, all das brachte ich zur Missionsstation, wo es von einer Schwester angezündet und verbrannt wurde. Darnach begann der Priester über mich zu beten. Während dieses Gebetes wühlte und tobte es in mir. Am Schluß aber war ich ruhig geworden und fiel entkräftet zu Boden.“

Die heidnischen Eingeborenen kamen immer noch zu ihr, besonders zur Nachtzeit, und baten und bettelten, sie möchte doch ihr Amt wieder aufnehmen. Sie nahm aber keinen mehr an und schickte alle heim. Sie lernte die Religionswahrheiten mit großem Eifer und war äußerst behutsam, nicht das Geringste zu tun, was irgendwie mit Zauberei zusammenhing, um die Geister nicht zu reizen.

Im Jahre 1934 wurde endlich ihr Verlangen gestillt. Sie wurde bedingungsweise getauft auf den Namen Augustine, und kurz darauf empfing sie die erste heilige Kommunion.

„Wie glücklich wird sie gewesen sein!“ denken wir alle. Gewiß belohnte sie der liebe Heiland für ihre Treue, er stärkte sie aber auch zu neuem Kampf, denn ihre Leidenszeit war noch nicht beendet. Hören wir sie wieder selber erzählen:

„Ich war sehr glücklich, unter die Zahl der Täuflinge aufgenommen worden zu sein. Ich war sehr glücklich, ein Kind der heiligen Kirche zu sein und ich wähnte, mit dem neuen Lebensabschnitt würden alle Geistererscheinungen ein Ende haben. Doch dem war nicht so.

Bald fingen die nächtlichen Besuche der Geister meiner Vorfahren wieder an, die mit schrecklicheren Qualen begleitet waren als zuvor. Sie schlugen mich entsetzlich, befahlen mir die Kleider auszuziehen, rissen mir dieselben mit Gewalt vom Leibe. Ich war oft schwer krank und am ganzen Körper aufgeschwollen. Wollte ich etwas Gutes tun, so suchten sie es zu verhindern. Sie quälten mich dann oft und schlugen mich meistens mit Krankheiten.

An einem Samstag wollte ich zur heiligen Beichte gehen. Nachts vorher wurde ich plötzlich schwer krank, so daß es mir unmöglich war, zur Kirche zu gehen. Sonntag früh aber schleppte ich mich zum Gotteshaus und beichtete.

Nach dem Gottesdienst ging ich zum Priester und bat um seinen Segen. Diesmal war es ein anderer Priester. Er war in die ganze Geschichte eingeweiht, glaubte aber wenig davon. Er betete den kleinen Exorzismus, in Erwartung der Dinge, die kommen würden. Aber, o weh!"

So oft der Satz kam „Fahr aus, unreiner Geist“, fuhr die Frau (eigentlich der Teufel) auf und ging auf den Priester los und schrie und tobte fürchterlich. (Der Priester betete Latein.) Das ganze Zimmer zitterte und dem Priester war es, als sei eine geheime Macht durch seine Glieder gefahren und würde sie zerreißen. Nun war er überzeugt. Die Frau aber lag am Schluß des Gebetes in Schweiß gebadet bewußtlos am Boden. Sie war ganz erschöpft und erholte sich nie wieder.

Von da an ging es Tag für Tag mit der Gesundheit abwärts. Aber sie hatte Ruhe. Die Geister ließen sich nicht mehr sehen. Es war still um sie geworden.

Zwei Wochen nach dieser Beschwörung erzählte sie mir ihre Lebensschicksale. Sie war sehr ruhig und zufrieden. Aber ihre Gesundheit war, wie bereits erwähnt, vollständig zerrüttet. Sie bat sehr inständig ums Gebet, damit sie im heiligen Glauben treu ausharre bis an ihr Lebensende. Wo immer sie einer Schwester begegnete, bat sie innig ums Gebet. Es war der Kranken wirklich ernst und sie betete selber fleißig und empfing häufig die heiligen Sakramente mit wahrer Andacht.

Ihr Leiden verschlimmerte sich rasch und gegen Ende des Jahres 1934 nahm der Herr sie zu sich. R. i. p. Gewiß hat sie in ihrem Schöpfer einen gnädigen Richter gefunden. Schwer und heiß hat sie gekämpft, aber Gottes Gnade half ihr den Sieg erringen. Ende gut, alles gut.

Nachtrag.

Nach dem Tode seiner Frau meldete sich ihr Mann beim Missionar und bat um Unterricht. Da der Mann durch Krankheit ans Bett gefesselt war, bestimmte der hochwürdige Pater eine Katechetin — eine schwarze Kandidatin — die ihn jeden Sonntag besuchen und unterrichten solle. Ab und zu besuchte ihn auch die Krankenschwester. Bei einem solchen Besuche begleitete ich dieselbe. Wir fanden einen Mann in den sechziger Jahren auf einer Matte am Boden liegend, wie es hier bei den meisten Eingeborenen noch Brauch ist.

Die Schwester reinigte und verband seine Wunden und reichte ihm die mitgebrachte Erfrischung, die er sehr dankbar annahm. Darauf klagte er uns seine Nöte. Und worin bestanden diese? Seine Katechetin sei so unpünktlich im Kommen und Unterrichten und er sehne sich doch so sehr nach der Taufe, denn er müsse bald sterben.

Bei diesen letzten Worten schauten wir zwei uns mit großen Augen an. Der Mann konnte seinem Aussehen nach noch lange leben, der Tod schien uns noch ferne. Wir beteten noch mit ihm und sangen auf seinen Wunsch ein paar Heilandslieder.

Da der Kranke sich so sehr nach der Taufe sehnte, berichteten wir dem hochwürdigen Pater Missionar getreulich alles.

Nach einigen Tagen kam dieser zufällig — nein, nicht zufällig, sondern durch Gottes Fügung an seinem Kraal vorbei. Der hochwürdige Pater Missionar besuchte den Kranken und verband mit seiner Unterredung ein kleines Examen über die Religionskenntnisse des Kranken. Da er stets mit Eifer und Fleiß gelernt hatte, bestand er glänzend die Prüfung. Der hochwürdige Pater willfahrte daher seinem Verlangen und taufte ihn und er war übergücklich.

Wie überrascht waren wir alle, als man uns am nächsten Tag meldete, daß der Kranke gestorben sei. Bald darauf brachte man die Leiche, um sie zur Erde zu bestatten.

Der Verstorbene hatte öfter gesagt, seine Frau werde ihn bald holen, aber niemand ahnte ein so schnelles Ende. R. i. p. Hat nicht der liebe Gott in seiner väterlichen Vorsehung den Priester zur rechten Zeit zum Kranken geführt!

„O mein Christ, laß Gott nur walten,
Bete Seine Vorsicht an!“

Ja, der liebe Gott ist gut; gut mit allen, die guten Willens sind, auch mit den armen, verachteten Schwarzen. Wieviel könnten in dieser Hinsicht die hochwürdigen Missionare erzählen! Alles Loblieder auf die göttliche Vorsehung, auf seine Liebe und Güte.

Lieber Leser, vergiß nicht für die Versuchten zu beten. Die Kämpfe der ehemaligen Zauberin zeigen so deutlich, wie notwendig das Gebet für die Versuchten ist.

Sr. M. GERMELINE SE. P. S., Provinzialin.

*

Schlußbemerkung. Dürfen wir solchen Erzählungen auch nur menschliche Glaubwürdigkeit beimessen, so ist anderseits vielfach nachgewiesen, daß der Teufel im alten eingefleischten Heidentum noch eine außergewöhnliche Macht an den Tag legt, wie aus vielen Berichten erfahrener Missionare zu ersehen ist.

✂

Kehr heim!

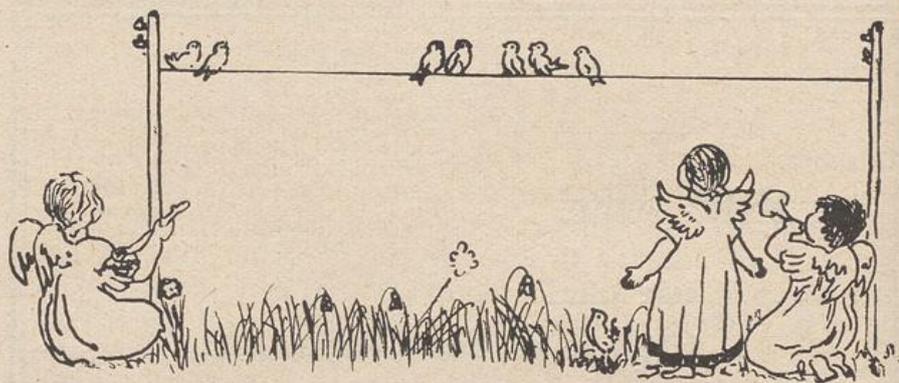
Kehr heim!
Kehr heim, es harret in Gnaden dein
Des Vaterherzen Huld;
Er schließt dich in die Arme sein,
Vergessen ist die Schuld,
Kehr heim!

✠

Kehr heim!
O kehre heim, du wunde Seel'
Und sprich nicht länger: „nein!“
Kein Arzt hat für dich Wein und Öl,
Als J e s u s ganz allein,
Kehr heim!

✠

Kehr heim!
O komm mit deinem Heimwehschmerz
In seinen Friedenschoß;
Wer nicht zu Haus in J e s u Herz,
Bleibt ewig heimatlos,
Kehr heim!

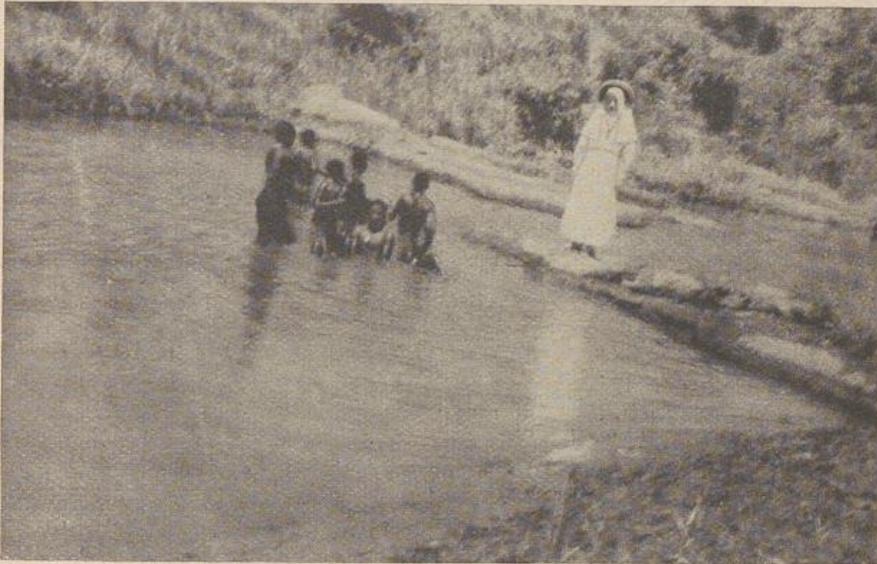


F ü r d i e K i n d e r

Riario, einen neunjährigen Jungen, dem man den Namen des Jagdhundes seines Arbeitgebers, bei dem sein Vater angestellt war, gegeben hatte, traf ich stets am Saum des Urwaldes; da hütete er das Vieh und übte sich nebenbei fleißig im Spießwerfen. Eines Tages fragte ich ihn, was er denn werden wollte. „Ein Held“, war stets die prompte Antwort. Bald hatte ich den Jungen so weit, daß er mit Vorliebe den Taufunterricht besuchte. Als er die Aufnahmemedaille erhielt, schlug er auf dem Heimwege vor Freude lustige Purzelbäume, als wäre die Mutter-Gottes-Medaille schon ein Freibrief für den Himmel. Er drehte sich eine Schnur aus Bananenbast und hing die Medaille um den Hals; von weitem glänzte sie schon auf seiner schwarzen Brust. Seine Mutter tat alles, um sie Riario wieder abzunehmen. Beim Mittagessen überschlug sie Riario. Ehe er es richtig merken konnte, hatte sie ihm am Nacken die Schnur durchgeschnitten und die geweihte Medaille ins Feuer geworfen. Am folgenden Morgen blieb er nach dem Taufunterricht allein im Schullokal, näherte sich ganz schüchtern der Schwester und klagte ihr seine Not. Mit den Worten: „Riario, was nichts kostet, ist nichts wert“, gab sie ihm eine andere Medaille.

Als seine Mutter jedoch das verhaßte Christenzeichen wieder an seiner Brust hängen sah, griff sie rasch zum Messer, um die Schnur neuerdings durchzuschneiden; Riario aber war noch flinker, biß mit seinen Zähnen die Schnur durch und steckte die Medaille in den Mund, die Lippen fest zusammenpressend. Nun ließ ihn die Mutter wieder hungern. „Iß deine Medaille!“ war stets ihr Spottwort. Als sie sah, daß auch dieses Mittel nicht half, steckte sie den schwächtigen Jungen in einen Sack von Bananenbast und brachte ihn oben auf das Gerüst der Hütte. Nachdem sie den Sack zugebunden hatte, machte sie unterhalb des Gerüstes mit grünem Holz ein Feuer und

räucherte so ihr Kind, wie der Metzger das Fleisch im Kamine räuchert. Es ist fast unbegreiflich, daß der Knabe nicht erstickt ist. Drei volle Tage und Nächte schmachtete er in seiner unbehaglichen Lage. Sein Schutzengel allein war Zeuge seiner entsetzlichen Leiden. Die Mutter band die Türe der Hütte zu und ging anderswo schlafen, denn seit dem Tode von Kiaros Vater war sie nirgends mehr zu Hause. Was Kiaro gelitten, litt er wirklich aus Liebe und Eifer für den heiligen Glauben. Niemand hatte ihn dazu angeregt.



Hier ist große Reinigung am Fluß.
Fast jeden Samstag fuhr ich unsere Kinder zum Fluß
(Schw. M. Majellina in Matombo)

Da er bereits drei Tage beim Taufunterricht abwesend war, zog ich Erkundigungen ein, bis wir sein Versteck fanden. Ich eilte zu seiner Hütte, schnitt die Knoten der zugebundenen Türe durch. Ein bleicher Schein der Tageshelle drang durch die Öffnung; im nächsten Moment kletterte ich auf das Gerüst, schnitt den Sack auf und befreite Kiaro aus seiner Zwangslage. Der arme Junge war erbärmlich steif geworden in seinem Sackgefängnis und mußte sich recken und strecken, bis er wieder aufrecht stehen konnte. Nun war ihm leicht ums Herz; schnell nahm er die Medaille aus dem Mund, welche er so krampfhaft darin verwahrt hatte und haschte nun nach der Frucht, die ich ihm mitgebracht hatte. Während wir beide dann so gemütlich vor der Hütte saßen und plauderten, kam seine Mutter mit einem riesigen Holzbündel keuchend daher. Eine Flut von Scheltworten schlug über mich zusammen, als sie mich erblickte. Kiaro zitterte und schmiegte sich an mich, wie ein Kind, das sich am Rock der Mutter festhält.

„Ja, jetzt hab ich es auch erfahren, wie du, weiße Mama, alle Kinder verzauberst mit deinem Mbembeleja, worüber alle Heiden böse sind“, schrie die Mutter, als ich mich mit Kiaro auf den Weg machte zum König Siamba, der mir sehr gewogen war. Dieser schwarze Machthaber entschied sofort, daß Kiaro auf der Missionsstation bleiben soll, bis er groß und stark geworden sei und seiner Mutter später eine Stütze sein könne. Damit war die Sache abgemacht. Kiaro jubelte und jauchzte vor Freude. Später erhielt er bei der Taufe den Namen Valentin. Seine Mutter kam nach und nach fleißig zur Mission; wenn sie eine Hand voll Kochsalz bekam, wußte sie ebenso überschwänglich zu danken, wie sie mich früher beschimpft hat. Nach einiger Zeit ließ sie sich sogar in die Schar der christlichen Witwen aufnehmen; sie sagte: „Wenn es dem Erlöser das Blut gekostet hat, um die Seelen zu retten, so darf das für mich auch nicht umsonst gewesen sein!“

Valentin und seine Mutter dienen beide zusammen Gott mit ganzem Herzen. So ist Kiaro ein echter Valentin, ein „Held“ geworden.

5

Was ist Glück?

Ein Soldat steht auf Posten vor dem kaiserlichen Palaste: finstere Nacht, Wind über ihm, Lichtglanz aus den Fenstern, Lärm, Wagen kommen angefahren. Der Soldat wünscht sich den Reichtum der anfahrenden Pferde oder den Wert des Haarschmucks einer Dame. Droben Jubel! Der Soldat geht in diesen Gedanken auf dem knarrenden Schnee, denkt an seinen Kaiser und spricht: „O, wäre ich du!“ — Das Fest verstreicht. Gäste fahren ab; der Lärm verstummt, die Lichter erlöschen, und droben öffnet sich ein Fenster. Der Kaiser blickt in die Nacht hinaus; er sieht dort unten den einsamen Soldaten stehen und denkt: „O, wäre ich du!“

Was ist Glück?

5

Plauderecken

Heute wollen wir unsern nächstwohnenden kleinen Missionsfreunden den Vorrang lassen und den Ehrenplatz einräumen. Da seht Ihr auf dem Bilde unsere Klosternachbarinnen Marga Wolf und ihr Schwesternchen Hilde, welche beim Knipsen in unserm Klostergarten noch nicht einmal einen Moment stille stehen konnten. Natürlich haben beide keine Ahnung davon, warum wir ihre Schönheit auf's Papier zauberten. Vielleicht denken sie sich doch etwas. Da seht Ihr, daß wir Euch auch

überraschen können, wenn wir auch nicht ganz unerwartet bei Euch zur Haustür hineinkommen können, welches ja des Kagensprunges wegen bei unserer Marga leicht passieren kann. Ich möchte mal gerne die Augen der beiden sehen, wenn sie sich selbst in den Caritasblüten erblicken.

Ja, Kinder, das sage ich Euch, unsere Marga hat den Kopf auf dem rechten Platz, denn zu ihrer Ehre und der von ganz Neuenbeken sei es gesagt, daß fast alle Familien die Caritasblüten von ihr erhalten. Da läßt sie nicht locker. Sie hat sogar schon Mitglieder für die Erzbruderschaft geworben, wobei ihr das Glück wohl nicht hold war, denn die Allermeisten sind schon Mitglieder der Erzbruderschaft und eifrige



Unsere eifrigen Beförderinnen Marga und Hilde Woll
aus Neuenbeken

Berehrer des kostbaren Blutes. Da sieht man, was der Eifer alles leisten kann. Ihr lieben Missionsfreunde aus Mengerskirchen, Iseringhausen, Benhausen und Westbevern, ich glaube, da wäre bei Euch auch noch etwas zu machen. Macht es unserer Marga nach und kommt Ihr dann einmal nach Neuenbeken, dann werden wir auch Euch photographieren.

Unter den Arbeitern in den Silberminen ist ein nichtendenwollender Wettstreit ausgebrochen. In den letzten Monaten wurde Elbing von Neuenbeken übertroffen. Doch nur kein Neid, macht's lieber den Neuenbekenern nach.

Wer schreibt auch bald einen so schönen Brief mit so erfreulichen Nachrichten wie die lieben Zwillinge Else und Angela Göke aus Menden und unsere neue Beförderin Karola Jansen aus Wesel? Karola

schreibt: „Leider habe ich trotz allem Bemühen bis jetzt erst 15 Abonnenten gewonnen; aber ich denke, daß ich Ihnen bis zur nächsten Sendung schreiben kann, daß ich 20 abgesetzt habe. Ich lasse mich nicht abschrecken!“ O, Du gute Karola, Glückauf! Der liebe Gott wird Dir's lohnen. Was sagst Du zu dem schönen Buch, das wir Dir und Deinen lieben Eltern sandten? — Glaubt mir's, gute Kinder, wer hier auf Erden recht viel Nächstenliebe übt, das tut Ihr ja durch Verbreitung der Caritasblüten, zu dem wird der liebe Heiland gewiß einst sagen: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und besizet das Reich, welches Euch bereitet ist seit Anbeginn der Welt; denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Ebenso sandten noch Anne Klein aus Mettlach, Ilse Wiedenz aus Sferinghausen, Frl. Klara Matusek, Beuthen, und liebe Unbekannte aus Westbeveren und Dülken ihre Silberherrlichkeiten ein. Klein Christel Klinkenberg aus Walsum, sei doch nicht so bange, sende nur ruhig Dein Silber ein, wenn das Paket auch keine 10 Pfund wiegt. Ich warte schon darauf. Grüße mir Deine Mutter und schreibe selbst mal ein Briefchen.

Wißt Ihr, welch schönes Fest wir am 15. August feiern? Es ist das Fest Mariä Himmelfahrt. Die Kirche feiert den Todestag der lieben Gottesmutter als ihren Geburtstag für den Himmel. So wie wir durch die Taufe eingetreten sind in das Reich Christi hier auf Erden, welches unsere heilige Mutter die Kirche ist, so ist der Tod das Eingangstor für den Himmel. Seht zu, daß Ihr immer treu die Gebote Gottes und der Kirche haltet, welche Ihr ja in der Schule lernt oder bereits gelernt habt, dann wird auch die liebe Gottesmutter sorgen, daß Ihr alle ohne Ausnahme in den schönen Himmel landet, um Euch dort für immer zu freuen.

Dies wünschen Euch, verbunden mit den herzlichsten Grüßen
die Missionschwestern vom kostbaren Blut in Neuenbeken.

3

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten und ein herzliches Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

1. Am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August. 2. Am Feste Mariä Geburt, 8. September. 3. Am Feste Kreuzerhöhung, 14. September. 4. Am Feste der sieben Schmerzen Mariä, 15. September.

Goldkorn

Der heilige Cyprian sagt: „Indem wir das für uns vergossene Blut Christi empfangen, werden wir gestärkt und angeregt, daß auch wir unser Blut gerne und heldenmütig für ihn vergießen, denn stark wie der Tod ist die Liebe.“

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten des hochwürdigen Herrn Pfarrers Lauer von Darfeld und des Herrn Bernh. Spieker aus Bad Driburg; ebenso bitten wir um ein inniges Gedenke unserer lieben verstorbenen Wohltäterin und langjährigen Abonnentin Fräulein Lehrerin Peters aus Euskirchen. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 9

September

1936



„Siehe, Ich sende Meinen Engel, daß er vor dir herziehe, dich behüte auf dem Wege und dich führe an den Ort, den Ich bereitet habe.“

(Buch Moses 23.)

Unser Schutzengel

Wir alle sollen Himmelsbürger werden. Dazu hat uns Gott Vater erschaffen, Christus uns in seinem Blute erlöst und der Heilige Geist uns mit seiner Gnade geheiligt. Der heilige Paulus sagt in bezug auf die Engel: „Sind nicht alle dienende Geister, ausgesandt zum Dienst derer, welche die Seligkeit ererben sollen?“ Also, ob wir arm oder reich, gelehrt oder ungelehrt, hoch oder niedrig, krank oder gesund, ja, ob wir Heilige oder Sünder sind, jeder von uns hat als berufener Erbe des Himmels einen Engel zur Seite. Vom Dienste dieser Engel erzählen uns die Bücher des Alten und des Neuen Bundes: Agar, die verstoßene Magd des Abraham, wird in ihrer Not vom heiligen Engel getröstet, Lot durch zwei Engel aus dem Verderben errettet, Jakob auf der Flucht durch ihre Vermittlung gesegnet; ein Engel stärkt ihn, bevor er seinem zürnenden Bruder Esau entgegengeht; ein Engel führt die Israeliten ins Gelobte Land, ein Engel führt Judith ins feindliche Lager und geleitet sie heilig und siegreich von da zurück. Was verdankte Tobias nicht alles seinem heiligen Schutzengel!

Schlagen wir die Bücher des Neuen Bundes auf, so finden wir auch da überall die herrlichsten Beispiele von auffallender Hilfe von seiten der Engel. Petrus wird von seinem Engel aus dem Kerker befreit und in Sicherheit gebracht. Zahllos sind die Hilfeleistungen der heiligen Schutzengel zur Zeit der ersten Christen und während der grausamen Christenverfolgungen.

Der heilige Laurentius Justiniani und mit ihm der große Kirchenlehrer St. Bernhardus sagen: „Mit unaufhörlicher Wachsamkeit begleiten uns die Engel in den Gefahren, in den Mühen, in den Schwachheiten, in den Geschäften, auf den Reisen: immer raten sie uns das Gute und ermuntern uns dazu; immer verabscheuen sie das Böse und beschützen uns davor, wenn wir anders mit aufmerksamem Ohre des Herzens ihre Ermahnungen hören wollen. Niemals ermüden sie am Werk unsers Heiles und vom Eifer für unsern Fortschritt lassen sie nie ab, besonders wenn sie sehen, daß wir Gott lieben.“

An einer andern Stelle sagt der große Kirchenlehrer: „Sie, die Schutzengel, hemmen die Gewalten in der Luft, daß sie nicht nach Belieben uns versuchen können; sie decken ihre Hinterlist auf, treten ihren Eingebungen entgegen; wenn wir fallen, richten sie uns auf; wenn wir in Unwissenheit sind, unterrichten sie uns; wenn wir erkalten, entzünden sie uns; als treue Begleiter beschützen sie uns überall, im Schlafe, beim Gehen, Stehen, Ruhen, Arbeiten. Sie reinigen uns, indem sie sündhafte Vorstellungen von uns entfernen; wenn wir Al-

mosen geben, wenn wir beten, bringen sie unsere Gebete und Gaben vor Gott; sie haben Wohlgefallen an unserm Fortschritt."

Es liegt in der Natur der Sache, daß sie vorzüglich jenen Menschen zugetan sind, welche Gott aufrichtig dienen. Darum hören sie aber doch nicht auf, auch die Sünder zu lieben und sich ihrer anzunehmen. Wir kennen ja die Geschichte von Balaam, der ein falscher Prophet war und sich aufmachte, das erwählte Volk Gottes zu verfluchen und ihm Übles zu wünschen auf Befehl des Königs Balak. Er ritt auf einer Eselin und mußte eben eine enge Straße zwischen zwei Mauern passieren. Da stellte sich ihm der Engel Gottes mit gezücktem Schwert entgegen. Balaam sah den Engel nicht, aber das Tier sah ihn und blieb stehen und war, wie der Balaam auch darauf schlug, nicht vorwärts zu bringen, und es drückte den Reitersmann an die Mauer, daß ihm der Fuß entsetzlich wehe tat; und endlich warf es sich mit ihm zu Boden, daß er da lag und nicht wußte, wie ihm geschah, und vor Ärger das Tier beinahe umgebracht hätte. Jetzt zeigte sich der Engel und sprach: „Ich bin gekommen, mich dir zu widersetzen, weil dein Weg gottlos und mir zuwider ist, und er gab ihm noch weitere Ermahnungen und Lehren. Balaam folgte dem Engel, ließ vom Bösen ab und aus einem falschen Propheten wurde ein Prophet der Wahrheit, der den zukünftigen Erlöser verkündigte.

Es ist doch Tatsache, daß der heilige Schutzengel seinen Schützling liebt und auf Schritt und Tritt um ihn besorgt ist. Aber wie wenig Menschen denken an ihren Schutzengel! Fangen wir doch an, ihm Vertrauen zu schenken und ihn täglich anzurufen! Wenn ein heißer Kampf, eine saure Arbeit auf uns wartet, wenn uns großer Schaden an Leib und Seele, an Hab und Gut oder an der Ehre drohte, so bitten wir ihn, er wolle uns begleiten. Das heißt, seinem Schutzengel vertrauen!

Der Monat September ist den heiligen Engeln geweiht. Haben wir nicht gerade in unserer Zeit den Schutz dieser himmlischen Geister besonders nötig? Rufen wir sie an, verehren wir sie, damit sie uns beschützen vor den bösten Geistern, die in der Luft umher schwirren.

Vergessen wir doch keinen Tag unsern Schutzengel; ein kurzes Gebetchen genügt:

„Engel Gottes, der Du mein Beschützer bist, dem ich durch Gottes Vaterliebe bin anvertraut worden, erleuchte, beschütze, regiere und leite mich!“ Dann werden wir ganz bestimmt oft auffallend seine Hilfe erfahren, bis jene Stunde kommt, wo wir diesen strahlenden Geist sehen, ihm für seine Liebe danken und dann mit ihm schauen dürfen den König und die Königin der Engel, Christus und seine gebenedeite Mutter Maria.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Am 14. August 1936 wurden im Mutterhaus „Heilig Blut“ eingekleidet:

Postul.	Maria Kaiser	Schw. Francis	aus Rheinland
"	Josefa Selhorst	" Pientia	" Westfalen
"	Josefine Schmitz	" Emelina	" Rheinland
"	Irene Alke	" Ethelreda	" Schlesien
"	Josefine Scheurer	" Gustava	" Rheinland
"	Beata Nörthemann	" Dietberga	" Hannover
"	Helene Althaus	" Lotharis	" Westfalen
"	Agnes Brune	" Ansgara	" Hannover
"	Räthe Oberlau	" Engelburga	" Westfalen
"	Maria Görden	" Annsia	" Rheinland
"	Franziska Koll	" Winfrieda	" Bayern
"	Ottilie Boldewin	" Barnaba	" Westfalen
"	Maria Abendroth	" Oswina	" Westfalen
"	Elisabeth Prömper	" Ingfrieda	" Rheinland
"	Sibylla Jordans	" Gonsalva	" Rheinland
"	Johanna Meyer	" Burcharda	" Westfalen
"	Anna Stellberg	" Antonis	" Rheinland
"	Paula Bernauer	" Gunthera	" Westfalen
"	Henriette Sommer	" Thaddäis	" Rheinland
"	Maria Mücken	" Gerwina	" Rheinland
"	Katharina Seidl	" Adelinda	" Bayern
"	Johanna Bohn	" Augustinis	" Saar
"	Margareta Sommer	" Amara	" Rheinland
"	Barbara Meyer	" Bertilia	" Rheinland

Erste Profess am 3. Mai 1936 im Mutterhaus:

Schwester M.	Lambertis Hack, Eifel
"	" Jakobina Riedelsheimer, Bayern
"	" Smeldis Mülder, Westfalen
"	" Benediktis Münz, Saar
"	" Amanda Gaffron, Schlesien
"	" Immaculatis Vizthum, Bayern
"	" Didaka Steimel, Siegkreis
"	" Canisiana Wiechert, Ostpreußen
"	" Radegundis Tegehbäckers, Rheinland
"	" Florina Rütting, Westfalen

am 15. August 1936:

Schwester M.	Konradis Liebl, Ober-Bayern
"	" Miltredos Hagedorn, Westfalen
"	" Gemella Gasper, Saar
"	" Adelfrieda Langweg, Westfalen
"	" Stella Alt, Saar

Schwester M. Irmengardis Ennenbach, Siegkreis
 " " Edelgunda Hierstetter, Bayern
 " " Gerberta Jager, Rheinland
 " " Leopoldis Meyer, Rheinland
 " " Agnetis Merches, Saar

Ewige Profess am 15. August 1936 im Mutterhaus „Heilig Blut“:

Schwester M. Adjuva Schwarze, Westfalen
 " " Fidentia Höhle, Westfalen
 " " Elreda Eickelpoth, Westfalen
 " " Alberta Hermans, Holländ. Limburg
 " " Salesia Krey, Siegkreis
 " " Anastasia Wermter, Ostpreußen

Silbernes Profess-Jubiläum

In Holland: Schwester M. Redempta aus Holland

" " Evarista aus Ostpreußen
 " " Vita aus dem Rheinland

In Neuenbeken, Westf.: Schwester M. Tarcitia, Rheinland

In Paderborn, Westf.: Schwester M. Reparata, Rheinland

In Mariannhill, Südafrika: Schwester M. Berchmana, Baden

Unsern tapferen Jubilarinnen einen besonders herzlichen Glückwunsch!

Die Redaktion.

Einkleidung in Eijgelshoven (Holl. Noviziat) am 2. Mai 1936:

Postul. Gerarda Maria Arts	Schw. Theresis	aus N.-Brabant
" Catharina Gijbers	" Bertilda	" "
" Margar. Juliana Ruijpers	" Christofila	" Limburg
" Maria Jacoba Vermeulen	" Benigna	" Südholland

in Wernberg, Österreich, am 14. August 1936:

Postul. Kath. Gietl	Schw. Marga	aus Saar
" Lutwina Koberstein	" Martha	" Bayern

Ewige Profess am 15. August 1936:

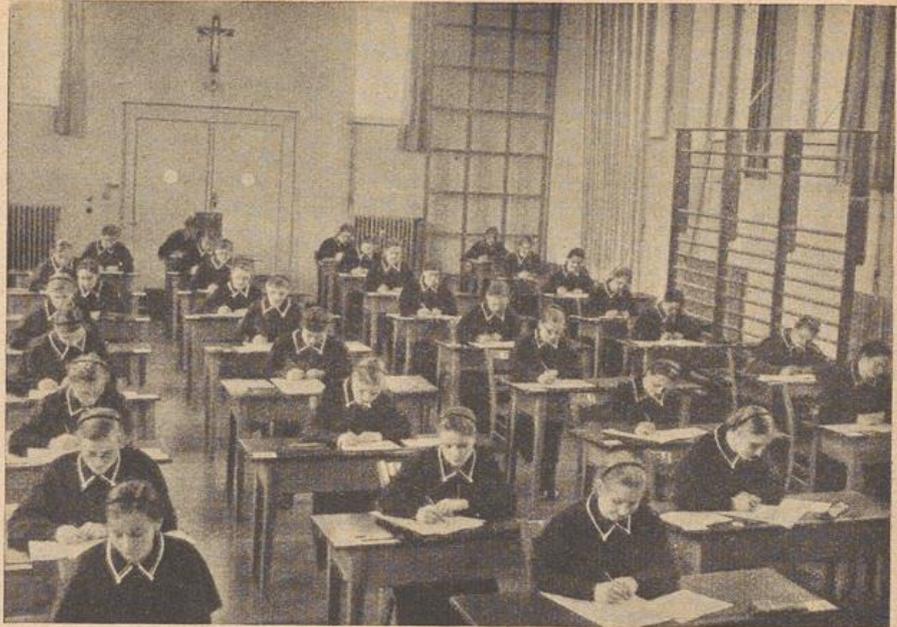
Schwester M. Ursulata Inanger, Österreich
 " " Gregoris Bath, Baden.

Mögen alle diese Glücklichen in ihrem erhabenen Berufe ausharren,
 viel zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen wirken können auf
 dem Weg, den Gott sie führt und einst in unendlicher Freude Gott
 besitzen und genießen. Die Redaktion.



Aufwärts

Ich kam von Menschen her gegangen.	Bin still zu dir, mein Gott, gegangen . .
Mein Mut sank tief.	Da kam der Sieg:
Die Seele ließ die Flügel hängen	Die Seele ließ ihr müdes Bangen
Und schlief . . .	Und stieg . . .



ARCHIV

Unsere Missionschülerinnen im Examensaal in Neuenbeken

Am 13. Juli begannen das Junior- sowie das Senior-Examen für unsere Missionschülerinnen, welche das drei-, vier- oder fünfjährige Studium im englischen Lehrfach hinter sich haben. Die bei diesem Examen zu bearbeitenden Themen wurden von London aus versiegelt zugeschickt und dürfen nur vom englischen Examinator vor Beginn des Examens geöffnet werden. Unser Bild zeigt die Lehramtskandidatinnen emsig an der Arbeit. Zehn volle Tage nahmen die Aufgaben in Anspruch, alles in englischer Sprache, mit Ausnahme eines Themas in Deutsch. Die Fächer verteilen sich auf Religion, Botanik, Chemie, Geographie, Mathematik, Arithmetik, Literatur, Grammatik und Zeichnen.

Miß Burnet, Master of Art, war vom Brit. Colleg als Examinatorin aus England herüber gekommen und waltete mit großer Gewissenhaftigkeit ihres Amtes. In den freien Stunden zeigte sie sich als lebenswürdiger Gast, so daß die Schülerinnen Gelegenheit hatten, sich in gutem Englisch zu unterhalten.

Das Junior-Examen befähigt die Schwestern in der Volksschule auf englischem Gebiet tätig zu sein; das Senior-Examen verleiht Anrecht auf den Besuch der Universität in Oxford.

Wir hoffen, unsern Lehramtskandidatinnen zum Wohlgelingen ihres Schlußexamens gratulieren zu können; leider erfahren wir das Resultat nicht vor September. Dann werden

die fertigen Lehrerinnen bald hinausziehen in die weite Ferne, um durch Unterricht und Erziehung als Ordens- und Missionschwestern den Arbeitern im Weinberge des Herrn behilflich sein zu können. Zu gleicher Zeit tragen sie als deutsche Lehrkräfte das Deutschtum hinaus in fremde Lande.



Das Singvögelchen unserer lieben Frau

Aus dem Leben nach erzählt von Schw. M. E.

Von erlosch'nen Sternen fällt der Strahl
immer noch wie einst auf Berg und Tal.
Und so leuchten mir noch aus der Ferne,
meiner Jugend längst erlosch'ne Sterne.

Manches Menschenleben ist reich an Ereignissen, die so interessant und schön sind, daß der Erzähler sich fragt, ob man ihm auch glauben werde. Jeder Mensch durchlebt manch dunkle Stunden, aber auch helle, lichte, das sind „Hochstunden“, und er fühlt sich nachher gedrängt, dieselben einem andern mitzuteilen. Wir wollen ihn Marion Gotthold nennen, ihm diesen schönen Namen geben, von dem diese Erzählung handelt, und sie so wiedergeben, wie wir sie aus seinem eigenen Munde gehört; denn wahrlich, „man kann nicht genug das Andenken und die Verehrung edler Seelen verbreiten, wie deren es so wenige gibt“, sagt Lacordaire.

Er lebt nicht mehr, der stille, ernste Mönch, hochgewachsen wie eine Edeltanne, der Sohn des heiligen Benedikt; er war ein Spätberuf, aber nicht durch seine Schuld. Viele Gnaden hatte der Herr dem Jüngling gegeben, schon als Kind, als Knabe, eine tiefe Frömmigkeit und Liebe zur allerseligsten Jungfrau Maria. Er hatte auch eine überaus fromme Mutter und eine ältere Schwester mit Namen Edeltraud. Schon als Kindlein hatten sie ihn der himmlischen Mutter Maria, wie schon sein Name sagt, geweiht. Es war im Wonnemonat Mai; er kam gerade mit Edeltraud aus der Maiandacht, wo er mit ihr im Chor gesungen hatte, nach Hause zu seiner Mutter; er kniete zu ihren Füßen nieder und bat um ihren Segen.

„Marienritter will ich werden, der heiligen Jungfrau dienen,“ sagte der Jüngling mit tiefbewegter Stimme. „Laß mich ein Sohn des heiligen Dominikus werden!“ Weinend gab ihm die Mutter den Segen und freute sich seines heiligen Entschlusses.

Marion stellte sich im Kloster vor, kindlich und besangen, er war von Natur aus kein Redner, hatte eine etwas schwerfällige Zunge und sobald er in Verlegenheit war, geriet er gerne ins Stottern. Marion wurde nicht aufgenommen. Seine

Mutter fürchtete, und zwar mit Recht, daß er sich recht unglücklich fühlen würde. Und so kam es auch. Sein mühsames Schreiten, das tief gesenkte Haupt und das bleiche Gesicht sagten ihr alles. Sie faßte seine Hände, auf welche ihre Tränen rannen, und beschwor ihn, nicht irre an Gott zu werden.

Marion hatte einen geistlichen Freund, der zu ihm Bruder und Vater zugleich war. Die Seele des Jünglings lag vor ihm so klar und tief, wie ein Bergsee, der aber jetzt wie im Sturme die Wogen schlug. Er konnte nichts tun, als abwarten, bis die Wellen sich wieder legten in der Seele seines jungen Freundes. Dann aber folgte eine Stille, die noch schrecklicher war als der wilde Aufruhr; die Wasser schienen so schwer geworden, als ob sie keine Willenskraft mehr zu bewegen vermochte.

Es gab nur eine Rettung für Marion, das nüchterne und doch so gebieterische Wort: „Pflicht!“ Die gute Mutter schien sich selber über das Unglück ihres Sohnes aufzureiben, darauf machte der geistliche Freund den Sohn aufmerksam, und die Kindesliebe siegte und Marion ergab sich; angestrengte Arbeit nebst dem edlen Ehrgeiz, der Mutter die Bürde abzunehmen und die Existenz der Schwester zu sichern, diese seine Pflicht ließ ihn wieder aufleben. Marion wurde Goldschmied, und zwar brachte er es in diesem Fach förmlich zum Künstler. Am liebsten machte er die heiligen Gefäße der Kirche und schätzte sich unendlich glücklich, als ihm eines Tages ein goldener Kelch in ausgesuchtester Form herrlich gelang. Wohl drehte er denselben oft wehmütig in seinen Händen und wie kam es doch, daß ihm immer eine innere Stimme sagte: „Nicht du hast mich erwählt, sondern ich dich.“ —

Der lieben Mutter Gottes verfertigte er eine ganz wunderbar fein gearbeitete Krone, — — wollte er doch immer ein „Marienritter“ sein und bleiben. Er schenkte diese Krone seiner Pfarrkirche und betete oft und oft vor dieser Muttergottesstatue. Jedesmal erfüllte Marion ein süßer Trost, war es ihm doch, als schaue sie so unendlich milde auf ihn hernieder. Seine Schwester Edeltraud war die Präsidentin des Gesang- und Marien-Vereins, und sein geistlicher Freund, der inzwischen daselbst Pfarrherr geworden, gab sich viel Mühe, Gesang und Andachten zur Ehre Mariens recht zu pflegen. Einmal, an einem Maiabend, lud er Marion ein, auch zum Abendsegnen zu kommen. Nach der Benediktion mit dem hochwürdigsten Gute begann der Sängerkhor die Lauretanische Litanei. Eine Solostimme ließ die Ehrentitel Mariens wie hellschimmernde, flüssige Perlen dahingleiten; Marion Gotthold war ganz im Banne dieser Silberstimme, er neigte das Haupt und versank in eine tiefe Sammlung. Hatte er jemals solchen Gesang vernommen? Diese Engelsstimme stieg geradewegs zu Gott empor, die himmlisch süßen Töne legten sich wie eine Krone um das

Bild der Immakulata auf dem Altare, sie glichen den weißen Seraphim, die neben dem Sanktissimum knieten.

Auch der Pfarrer war tief ergriffen, und er betete besonders für seinen Freund Marion, der in nächster Nähe kniete. Nach dem Segen betrat der Geistliche die Sakristei, und Marion war ihm gefolgt. „Hast du unsere fromme Sängerin gehört?“ fragte der Pfarrer. „Findest du nicht, daß sie wie ein Engel singt — ja, und sie ist auch so rein, so gut wie ein Engel, Marion, sie wird nicht umsonst das Singvögelchen unserer lieben Frau genannt.“ Marion lächelte ein wenig über die Begeisterung des geistlichen Freundes; er fragte: „Wie heißt denn eure fromme Sängerin?“ — „Freundchen, sie hat den richtigen Namen, nämlich Angelina, Engelein; ihre Mutter ist eine wohlhabende Witwe, sie wohnen in nächster Nähe des Pfarrhauses, ich kenne das gute Kind so genau wie dich selber, Marion. Alle Leute hier herum kennen und lieben sie wegen ihrer Güte und Wohltätigkeit. Angelina ist kein Weltkind, sie lebt nur für Gott, ihre geliebte Mutter und für die Armen. Wie schön sie beten und singen kann, hast du ja jetzt selbst gehört.“

Der junge Pfarrer sprach es, so warm und innig dabei Marion ins Angesicht schauend, daß diesem ein förmlicher Verdacht aufstieg, er habe mit dieser Jungfrau besondere Pläne. Ja, jetzt fiel es ihm plötzlich ein, was vor kurzem seine Schwester Edeltraud mit der Mutter gesprochen, nämlich, daß man das „Singvögelchen der lieben Frau“ für die Domkirche der Stadt engagieren wollte, aber aus Bescheidenheit habe die Sängerin es nicht angenommen. Er erinnerte sich nur so halb, was gesprochen wurde, weil er nur so interessenlos zuhörte.

Eines Tages bat er Marion, ihn auf einem kleinen Spaziergang vor die Stadt hinaus zu begleiten. Zu seinem größten Erstaunen hörte er den ernstesten, würdigen Priester in ganz begeisterten Worten die Vorzüge und den hausfräulichen Sinn der frommen Sängerin preisen, er begriff endlich, wo das hinaus sollte, und daß der Pfarrer Lebenspläne für ihn selbst machte, in denen eben das Singvögelchen unserer lieben Frau eine Hauptrolle spielte.

Der junge Mann schwieg eine Weile, worauf er nachdenklich sagte: „Du sprichst gerade wie meine Mutter, nur hat sie keine bestimmte Persönlichkeit im Auge, denn soviel ich mal zufällig von meiner Schwester über deine Mariensängerin hörte, so will oder wollte dieselbe ja eine Nonne werden, soll aber wegen ihrer schwachen Gesundheit keine Aufnahme auf ihre Anfragen im Kloster gefunden haben.“

„Das stimmt“, antwortete der Pfarrer, „und es ist auch nicht gut, wenn alle frommen, tugendhaften Jungfrauen ins Kloster gingen; auch in der Welt können diese viel Gutes tun,

ihre Schwesterseele ist rein und kühn, sie wird die deinige nicht hemmen, sondern noch näher zu Gott tragen.“ Diese letzten Worte des geistlichen Freundes blieben schließlich Marion im Geiste haften. Der stille Wunsch von seiten der Mutter und die freudige Zusage seiner Schwester Edeltraud, welche ja persönlich im Marienverein mit der Sängerin verbunden war, waren ebenfalls ausschlaggebend, und als er Angelina zum erstenmal in die sanften Augen geschaut, ihr bescheidenes Wesen, einem demütigen Veilchen gleich, kennengelernt, glaubte er nachgeben zu sollen, willigte ein, und so wurde an einem Marienfesttage in aller Stille und Sammlung der Ehebund geschlossen; der geistliche Freund selber segnete den Bund.

„Du sollst meine Madonna sein, und ich dein Bruder, dein Beschützer“, flüsterte Marion seiner weinenden Braut zu — „fürchte dich nicht — beide wollen wir Maria dienen.“ Die Ehe des jungen Paares, welche ja beide voll hoher Ideale, vornehmer Gesinnung und Herzensgüte waren, mußte eine glückliche sein; sie waren ein Herz und eine Seele, und im Kreise der Angehörigen und Bekannten war ihr Glück sprichwörtlich geworden.

Edeltraud, Marions Schwester, war bald nach dem Tode der Mutter zu dem Ehepaare gezogen. Die Mutter starb so glücklich in den Armen ihres Sohnes, sie wußte ja, daß es ihm gut ging, und konnte jetzt getröstet von hinnen gehen. Doch in ihrem letzten Augenblicke, sie war schon scheinbar im Delirium, sagte sie voll Glück, lächelnd, förmlich aufjauchzend: „Marion, Marion, mein Sohn, siehe, ich sehe einen goldenen Kelch in deinen Händen, — Gesalbter des Herrn —, werde glücklich.“ Dann fiel sie lächelnd, tot in die Kissen zurück. Marion wurde bleich, nur er allein hatte ihre letzten, flüsternden Worte vernommen; Angelina kniete weinend am Fußende der Sterbenden, aber es war ihr nicht entgangen, daß der Mutter letzten Worte ihn ungeheuer ergriffen hatten, daß er förmlich schwer daran trug... und bemüht war, dieselben zu verheimlichen. Edeltraud hatte ihre Worte ebenfalls nicht verstehen können; nur das Wort „goldener Kelch“ drang zu ihr, doch taktvoll wollte sie Marion nicht ausfragen, eine leise Ahnung stieg in ihrer Seele auf, und sie schwieg...

Ein Geheimnis schwebte über dem Glück des jungen Paares. Edeltraud, welche Zeuge dieses reinen Glückes war, dünkte es oft zu groß, so unbegreiflich, daß sie oft ängstlich dachte, kann denn die Blaue Blume aus dem Paradies, in der dunklen Erde des Lebens kräftige Wurzel fassen? Zuweilen sagte sie scherzend zu Angelina: „Ihr liebt euch zu sehr! Wird dies dauern? — „Nein“, antwortete Angelina, „nicht zu sehr, denn wir lieben uns in Gott... und Gott ist die Liebe.“

(Schluß folgt.)



MARTINS

Lourenço-Marques. Eucharistischer Kinder-Kreuzzug: Knabengruppe
Fronleichnamsfest 1936

Eucharistischer Kinder-Kreuzzug in Lourenço-Marques

Ende November 1927 waren Schwester M. Antonia und ich in Lourenço Marques, unserm Bestimmungsort, nach sechswöchiger Reise angelangt. Das Fest des heiligen Franziskus Xaverius war auf Sonntag, den 4. Dezember, verlegt. Es wird besonders von den Indern, in deren Heimat dieser portugiesische Heilige so viel gewirkt hat, festlich begangen. Also Schwester M. Antonia und ich beschlossen, dem Festgottesdienst in der Pfarrkirche beizuwohnen. Vor demselben setzte auf einmal sehr zart und fein eine liebliche Musik ein. Wie spitzten wir die Ohren! Doch merkwürdig, die Musik wurde immer flotter, immer leichter, immer tänzelnder, bis ich zuletzt dachte: „Na, das ist ja eine ganz bekannte Tanzmusik. Nein, so etwas in der Kirche.“ Dann begann die heilige Messe. Ich war aus dem Staunen noch nicht heraus, da fing erst das richtige Konzert an mit Geigen, Pauken, Orgel. Beten konnte man nicht. Die Überraschung und die Wirkung waren zu groß.

Ein anderes Bild am folgenden Sonntag: Ziehen da etwa 30 Kinder in unordentlicher Reihe mit einer alten Dame in die

Kirche und lassen sich im Mittelgange nieder. Die Orgel spielt einen Vers von einem Lied, das bei uns die Stelle von: „Fest soll mein Taufbund immer stehn“, vertritt. Drei oder vier Stimmen piepsen mit. Dann werden einige andere Lieder gespielt, die nur von dem Organisten auf dem Chor gesungen werden. Unten Schweigen. Die aufsichtführende Dame kniet sich an die Kommunionbank, und die Kinder sind sich selbst überlassen, spielen, lachen, schwätzen, von Beten keine Spur; dann gehen sie zur heiligen Kommunion. Was bedeutete dieser Vorgang? Was war das? Der Eucharistische Kinder-Kreuzzug! Das ist eine religiöse Vereinigung von Kindern, die monatlich die heilige Kommunion empfangen. O, mein Herz blutete jedesmal, wenn ich diese Szene sah. Ach, wenn ich die „Cruzada“ doch übernehmen dürfte! Wie wollte ich mir Mühe geben, die Kinder zu unterrichten, vorzubereiten, die heilige Kommunion lieben zu lehren! Wenn ein Kind es gar zu bunt trieb, dann ging ich hin, schob es zurecht, einem andern machte ich ein Zeichen, indem ich den Finger auf den Mund legte, einem dritten schlug ich ein Buch auf; die meisten hatten aber keines bei sich. Andere ermahnte ich, doch etwas an den Heiland zu denken. Nachdem ich einer solchen Cruzada-Kommunion beigewohnt hatte, war ich entweder sehr traurig oder empört.

Schon fing der hochwürdige Herr Bischof gelegentlich davon an, die Leitung der Cruzada solle in die Hände der Schwestern übergehen. Doch warteten wir die Sache ab. Im Anfange vorigen Jahres erklärte der hochwürdigste Herr, ich solle nun mit allem Ernst die Cruzada übernehmen und mich mit der Dame besprechen. Da ich aber vor einer Operation stand, konnte vorläufig nichts daraus werden, da die andern Schwestern durch das Studium sehr in Anspruch genommen sind. Kaum war ich von der Krankheit genesen, da kam die Cruzada wieder zur Sprache, und ich mußte sie nun übernehmen. Mein Wunsch hatte sich so nach Jahren erfüllt. Aber es gehört viel Mut und Ausdauer und besonders auch demütiges Gebet dazu, denn es ist schwerer, eine verlotterte Sache wieder in Ordnung zu bringen, als eine neue anzufangen. Wir durften 1000 religiöse Liederheftchen drucken lassen, Katechistinnen vorbereiten und anstellen. Allmählich kam mehr Ordnung in die Sache. Bei der monatlichen Kommunion beteten und sangen wir gemeinschaftlich; aber es war noch lange nicht so, wie ich es wünschte. Ich kannte ja nur einen Teil der Kinder, wußte nicht, wer eigentlich zum Kinder-Kreuzzug gehörte; denn manchmal kamen wenige, manchmal viele, besonders an Festen, wenn den Kindern hinter der Kirche auf einer Wiese an gedeckten Tischen Tee und Kuchen verabreicht wurden. Nein, so etwas Halbes ist doch nichts!



Lourenço-Marques: Fronleichnam-Procession 1936

MARTINS

Im Vordergrund Engelsen mit Schm. M. Thomais, daran schließen sich eine Eingeborenen-Missionschule und portugiesische Schwestern.

Im Hintergrund unsere Schwestern und Kinder

Vor etwa 3 Monaten beschloß ich, die Cruzada zu reorganisieren. Alle Mitglieder sollten sich neu einschreiben lassen, andere aufgenommen werden, und alle Teilnehmer sollten monatlich in der Uniform, die hier noch nicht bekannt war, an der heiligen Kommunion teilnehmen. Auf die Cruzada wurde etwas mit Geringschätzung herabgeblickt; deshalb gehörten ihr auch keine Kinder unserer Schule an. Ich mache nun Propaganda unter unsern eigenen Schülern und Schülerinnen. Es meldeten sich 56. Ich glaubte ja nicht, daß die Eltern das zulassen würden und wartete mit Spannung auf die Verwirklichung, die dann doch eintrat. Nun galt es, weiße Schärpen mit rotem Kreuz für die Knaben, kurze Schleier, rote Bänder und Kreuze für die Mädchen und für arme Kinder auch weiße Kleider zu besorgen. Geld wollte ich an der Kirchentür von Kindern mit Abzeichen kollektieren lassen, natürlich mit Erlaubnis des Pfarrers.

Als ich Schwester Oberin meinen neuen Plan mitteilte, machte sie große Augen und fragte: „Ja, wer näht denn die Sachen alle?“ „O, meine Klub-Fräuleins“, antwortete ich, dachte aber dabei: „O meine lieben Mitschwestern werden schon helfen.“ Am Donnerstag nachmittag muß ich doch immer zur Kirche zur Katechese. Bei einer solchen Gelegenheit trug ich dem Herrn Pfarrer mein Anliegen vor. Nachdem er sich erkundigt hatte, wieviel Geld ich gern hätte, gab er mir gleich 500 Eskudos, d. i. etwas weniger als 100 Mark, aber ich könne noch mehr bekommen. Nun wurde überlegt, berechnet und eingekauft. Ein Klub-Fräulein schnitt 140 rote Satin-Kreuze mit Leinenfutter für Mädchen und 50 für Knaben, die unter die jungen Mädchen zum Nähen verteilt wurden. Schwester Oberin schnitt 40 Schärpen, die einem andern Klubmitglied zum Anfertigen übergeben wurden. Schwester Ingeborg schnitt und steckte Kleider, für deren Fertigstellung sich auch liebende Helferhände anboten. Nun hätte ich gar zu gern 36 Fähnchen für die Jungens für die Prozession gehabt; denn am Fronleichnamsfest sollte die jugendliche Schar zum erstenmal in der Uniform erscheinen und an der feierlichen Prozession teilnehmen. Der hochwürdige Herr Bischof versprach mir, 36 kleine Fahnenstangen mit Querstöckchen zu schenken.

Ja, nun möchte ich das Hohelied der Schwesterlichen Liebe in Lourenço Marques singen. Kaum hat man irgendein wichtiges Anliegen, so ist es schon das Gemeingut aller geworden. Das wußte ich, und darauf hatte ich meinen Plan gebaut. Kaum hatte ich in der Rekreation meine Idee bekanntgemacht, da riefen alle freudig: „Wir helfen mit!“ War das eine Begeisterung! Schwester M. Ermenfrieda zeigte ihre Mal- und Schwester M. Dietlinda ihre Schneidekunst. Endlose Bänderstreifen wurden geschnitten, gefaltet, genäht, durchgezogen, ge-

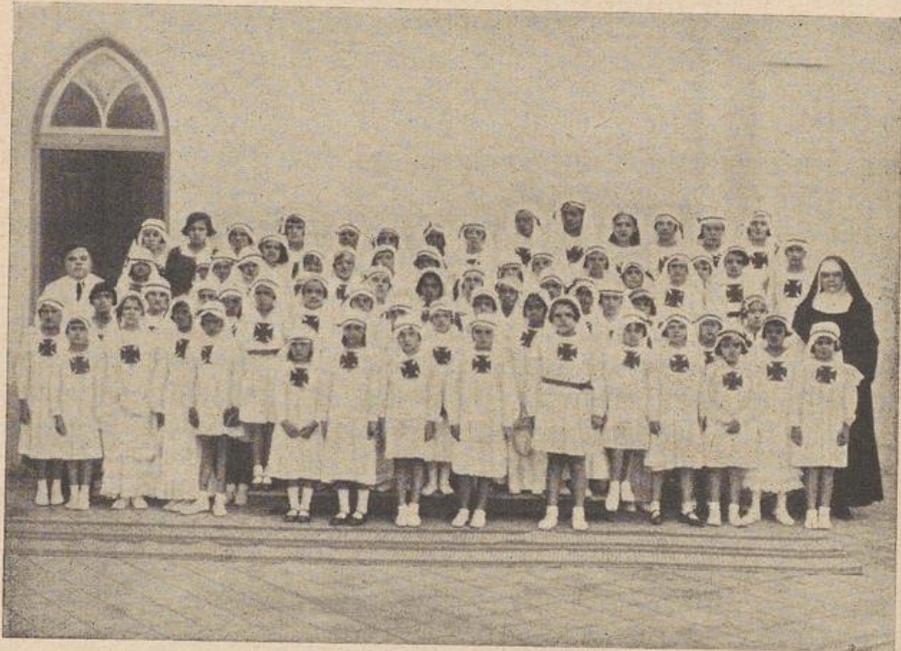
bügelt, abermals geschnitten und vernäht, von meinen Mitschwestern M. Gerardis, Fintana und Alfonsine. Schwester M. Theresilla war mit Quasten- und Quästchenmachen vollauf beschäftigt. Schwester Ingeborg schien nicht mehr von der Maschine zu kommen; denn ungeheure Massen von Schleierstoff häuften sich um sie, die doch zuletzt in schön geordneten Päckchen unsere volle Befriedigung hervorriefen. Schwester Oberin, Schwester M. Speranda, wurde wirklich die Dienerin aller, indem sie immer nahm, was übrig blieb, und das war allerlei. Und was das Schönste bei der ganzen Sache war, ich brauchte meine lieben Mitarbeiterinnen nie zu ermuntern. Immer neue Fragen: „Was können wir jetzt tun?“ Einige von meinen Mitschwestern haben einen ausgeprägten Schönheitssinn, und so trugen sie mir ihre Wünsche vor, und ich gab ihren Bitten gerne nach. Dann noch Kordelmachen, Quästchenannähen und 1000 kleine Dinge mehr. Ein Tag vor dem Fest war alles fertig.

Mittlerweile waren auch die Kinder in der Kirche manierlicher geworden; das Zusammenbeten klappte besser, das Singen wurde schöner. Am Vorabend legte Schwester M. Theresilla mit vielem Geschick und großer Sorgfalt die seidenen Schärpen auf eine große, runde, geliehene Metalltablette. Es war eine Wonne, die Sachen zu sehen! Schleier und Bänder waren schon an die Mädchen verteilt. Sie sollten aus den Händen des Pfarrers nur die Kreuze, die Knaben die Schärpen erhalten. Ich schwelgte in Wonnegefühlen; denn ich war meinem Ideal vom Kinder-Kreuzzug bedeutend näher gekommen.

Ein wunderbarer Morgen brach an, würdig eines Fronleichnamsfestes. Um halb 8 Uhr versammelten sich die Kinder vor der Kirche. War das ein liebliches Bild, als nach und nach die kleinen Kreuzfahrer ankamen. Die Jungens hatten wohl noch kein Abzeichen; sie sollten es ja in feierlicher Zeremonie vom Pfarrer um ein Viertel vor 8 Uhr vor der heiligen Messe empfangen, ebenso die Mädchen die Kreuze.

Um 20 vor 8 Uhr zogen wir in die Kirche ein; da sanken meine Wonnegefühle allmählich; denn der Zeiger der Uhr rückte ohne Unterbrechung voran und näherte sich dem Glockenschlag 8. Von Zeit zu Zeit drehte ich mich zum Beichtstuhl um, in dem der Pfarrer noch festgehalten wurde. Nie habe ich den Priestermangel so empfunden. Ein Priester für die ganze Stadt! Da schritt auch schon der bischöfliche Sekretär an den Altar, und damit zerrannen alle schönen Zeremonien, die wir für die Aberreichung der Abzeichen eingeübt hatten. Die Kinder mußten ohne dieselben zur heiligen Kommunion gehen. Es war Fronleichnamsfest, volle 25 Minuten dauerte die Austeilung der heiligen Kommunion in dieser heiligen Messe, die der Zelebrant binieren mußte. Ich überließ das Ordnunghalten

meinen lieben Mitschwestern und begab mich in die Sakristei, um vom Pfarrer zu vernehmen, wie er sich den weiteren Vorgang des bis jetzt schief gegangenen Festes gedacht habe. Aber auch dort war er noch mit Beicht hören beschäftigt. (Die Herren beichten hier meistens in der Sakristei.) Als der Priester endlich 20 vor 9 Uhr den Beichtstuhl verließ, sah er ganz erschöpft aus, und doch hatte er noch einen strammen Tag vor sich. Auf mein Ersuchen unterließ er den sakramentalen Segen, der doch nachmittags stattfand; wir mußten uns sehr eilen; denn um 9 Uhr mußte die Kirche von uns geräumt sein. Der Herr



Laurenço-Marques. Kinder-Kreuzzug: Mädchengruppe.

MARTINS

Pfarrer richtete einige herzliche Worte an die Kinder und gab ihnen dann kurzerhand die Abzeichen. Als einige Knaben ihre Schärpen erhalten hatten, verließen wir schon das Gotteshaus, um das Nötige für die fotografische Aufnahme herzurichten und sie aufzustellen. Leider sind nicht alle Kinder auf die Bilder gekommen, da einige Eltern sie sofort mit nach Hause nehmen wollten. Die dunkleren Kinder sind Sinder, doch sind auch einige vollständig Weiße durch den Schatten dunkel geworden. Schwarze sind nicht dabei. Als alles vorbei war, teilte der geistliche Vater noch eine große Dose Plätzchen aus, damit die jugendlichen Kreuzfahrer doch nicht hungrig nach Hause gehen sollten.

An jenem Tage wurden ungefähr 135 Kinder in den Eucharistischen Kinder-Kreuzzug aufgenommen, und seitdem ist die

Zahl am Steigen. Die Leute fanden das Fest sehr schön. Gott Dank kenne ich nun fast alle meine kleinen Helden und Heldinnen, und ich hoffe, daß manche Kinderseele dem Eucharistischen Heiland näherkommen wird. Ja, so sei es, Gott will es!

Schw. M. Archangela C. P. S.



Unserer himmlischen Mutter zum Geburtstag

An der Wiege Mariens, zum 8. September

Laß mich schauen, süßes Kind,
Deine Äuglein, himmlisch rein!
Klarer, als die Sternlein sind,
Leuchtend, wie der Sonne Schein,
Schau'n sie mir ins Herz hinein.

Holdes Kind aus Himmelhöh'n,
Morgenrot, vorhergesagt,
Tauchst du auf, so wunderschön,
Denn aus dir die Sonne tagt,
Aus der unbefleckten Magd.

Deine Händlein, jetzt so klein,
Tragen einst den Gottessohn,
Der in deines Herzens Schrein
Nimmt als Gottmensch seine Wohn,
Kommend von des Höchsten Thron.

Ave, kleine Gottesbraut,
Jungfrau, Mutter, Königin,
Dir hab ich mich anvertraut,
Nimm mich ganz zum Opfer hin,
Leib und Seel' und Herz und Sinn!

M. B.

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

Drei Wegstunden von der Missionsstation Maryvale entfernt stand ein Kaffernkraal, nämlich sieben runde strohgedeckte Hütten. In jeder Hütte wohnte ein Kaffernweib mit ihren Kindern. Etwas abseits von den sieben Hütten war der Viehkraal, ein großer, von hohen stacheligen Gewächsen umzäunter Raum ohne Dach. Etwa hundert Stück Vieh — Ochsen, Kühe und Kälber — wurden da jeden Abend hineingetrieben, nachdem sie sich auf der Weide gesättigt hatten. Der Eigentümer von fünf Hütten, fünf Weibern, 30 Kindern und der Viehherde war Mantshonga, ein schon hochbetagter, aber doch noch rüstiger Neger. Zwei Hütten, ebenso viele Weiber, einige Kinder und einiges Vieh gehörten seinem ältesten Sohne. Der Kraal lag zwischen mehreren Hügeln weit ab von jeder Straße menschlichen Verkehrs. Unabsehbare mit Gras bewachsene Flächen breiteten sich rings um Mantshongas Heim.

Mgugu (der Edelstein), der jüngste Sohn des Großweibes, hatte das Vieh jeden Morgen auf die ausgedehnte Weide zu treiben und den ganzen Tag dabei zu bleiben, ob die Sonne noch so brannte, ob es donnerte und blitzte oder der Regen auf seinen nackten Körper niederplatschte. Erst am Abend, wenn er das ihm anvertraute Vieh hereingetrieben und auch nicht ein Stück verloren hatte, bekam er Maisbrei, wovon er seinem Magen soviel gab, daß er bis zum Abend des nächsten Tages daran zu verdauen hatte. Obwohl der Kraal des Mantshonga so weit von der Missionsstation entfernt lag, so drang die große Neuigkeit, daß fremde Männer und Frauen in Iscopo (Name der Missionsstation) angekommen seien, doch in seine Hütten. Jede Neuigkeit verbreitet sich eben unter den Kaffern wie ein Lauffeuer.

„Diese abelungu (Weißen) sind nicht wie die anderen Weißen, die vorher in dieses Land gekommen sind“, so erzählte eines Abends ein hergekommener Freund beim lustig lodernen Feuer, um das alle im Kreise saßen, ihre gebratenen Maiskolben verzehrend. Er nahm eine tüchtige Prise Tabak und dann fuhr er fort. „Sie sind schon ganz anders gekleidet. Die Männer tragen lange, weiße Kutten, worüber vorn und hinten ein langer schwarzer Streifen herabhängt, die Frauen (die Missionschwester vom kostbaren Blute) tragen ein wunderschönes rotes Kleid und hüllen ihren Kopf in ein schneeweißes Tuch. Eine dieser schönen Frauen ging in Begleitung eines Mannes aus unserem Stamme, der ihr den Weg zeigte, zu vielen Hütten unserer Leute. Sie spricht perfekt isizulu. Und sie sagte den Leuten, daß dort auf der Missionsstation ein Haus stehe, in das unsere Kinder eintreten dürften. Die Kinder

dürften sogar dort wohnen, sie selbst, die weiße Frau, wolle dieselben unter ihre Obhut nehmen, sie viele schöne, ungekannte Dinge lehren, sie wie weiße Kinder kleiden, ihnen gute Nahrung geben, kurz, sie wolle denselben Mutter sein, sie wie eine Mutter beschützen und für sie sorgen. Und dann nach einigen Jahren, wenn die Kinder recht vieles gelernt hätten, dürften sie wieder zu ihren Eltern heimkehren und könnten ihnen dann mit den erworbenen Kenntnissen großen Nutzen schaffen. Ihr wißt, die Leute unseres Stammes trauen den Weißen nicht, wer weiß, was für schlimme Absichten sie mit unseren Kindern haben; manch: unserer Leute fürchten gar, sie wollen dieselben in ihren großen, eisernen Kesseln kochen und dann verspeisen. Doch diese Frau mit dem prächtigen roten Kleid und dem weißen Tuch über dem Kopf sprach so freundlich und herablassend mit den Leuten, daß wirklich einige ihr Vertrauen schenkten und ihr ihre Kinder anvertrauten. Sie hat jetzt 20 Kinder von unserer Hautfarbe, 17 Knaben und 3 Mädchen in ihrem Hause, das sie isikole (Schule) nennen. An dem Tage, an welchem die Kinder hingebracht wurden, hatten wir ein köstliches Festmahl, ich bin auch dabei gewesen. Denkt euch nur, diese Männer in den weißen Kutten haben einen Ochsen für uns geschlachtet, und wir bekamen Fleisch zu essen, soviel wir nur essen konnten. Dann redete einer von ihnen, den sie umfundisi (Missionar) nennen, zu uns in unserer Sprache. Er redete von Nkulunkulu (dem Größten der Großen), der alles erschaffen hat, und er sagte, daß wir in unseren Nöten zu ihm unsere Zuflucht nehmen sollen, daß wir ihm für Leben, Gesundheit und Gedeihen der Feldfrüchte danken müssen, und daß die Geister unserer Ahnen keine Macht hätten, wir sie daher nicht verehren und anrufen dürften. Ich kann mich zwar nicht so schnell entschließen, unseren Ahnengeistern untreu zu werden, doch scheint es mir, dieser Prediger habe recht. Und erst die Kinder, welche dort untergebracht sind! Ich möchte sie fast beneiden! Die sind jetzt mit uns nicht mehr zu vergleichen, bayasidhlula (sie übertreffen uns) sie sind gekleidet wie Weiße, sie lernen die Künste der Weißen, wovon wir keine Ahnung haben. Sie können ihre Gedanken und Reden mittels Zeichen auf Papier bringen, dieses Papier können sie einem entfernten Freunde senden und ihm so Mitteilungen machen, ohne sich persönlich zu ihm zu begeben. Zum Beispiel: Dein Sohn arbeitet in den Goldgruben von Johannesburg und du wünschest, daß er heimkehre. Nun bringst du mittels der erlernten Zeichen deinen Wunsch auf ein Papier, die Weißen senden dieses Papier für dich nach Johannesburg, teilen dort dessen Inhalt deinem Sohne mit, und --- in wenigen Tagen kommt dein Sohn heim. Nützliche Künste dies.

Die Kinder lernen in dieser Schule auch Geld oder andere viele Dinge zusammenzählen, ganz staunenswert große Summen zählen sie zusammen. So einen, der in dieser Schule gelernt hat, kann niemand beim Einkaufen betrügen. Nebenbei werden den Kindern auch künstlerische Arbeiten gelehrt, die Knaben lernen schreibern, schmieden, Schuhe machen usw. Die Mädchen lernen Kleider machen. Manche unserer Männer sind auch schon bei diesen neuen Weißen in Arbeit gegangen. Nicht wie bei den Farmern wird man dort mit Peitsche oder Stiefelabsatz traktiert, wenn man eine Arbeit nicht recht versteht, o nein, sondern diese guten Männer erklären und zeigen jede Arbeit so freundlich. Ausdrücke wie: „Get away, black dog“, hört man dort nicht. Diese abafundisi (Missionare) sind gut gegen alle unseres Stammes, sie geben den Reisenden Speise und Nachtlager, sie geben den Kranken Arznei, viele aus unserem Stamme nehmen ihre Zuflucht zu ihnen in Unglücksfällen und finden stets freundliche Hilfe. Uhlobo olutsha oluhle lwabelungu lolu (eine ganz neue, aber gute Sorte von Weißen das). Die Engländer nennen dieselben amaromä (die Römer).“

Mgugu, der geweckte Hirtenknabe, hatte diesem Redeschwall mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Eine große Sehnsucht für das Höhere, Bessere regte sich sofort in seinem Innern; er hatte es jedoch nicht gewagt, seinen Gefühlen durch ein Wort Ausdruck zu geben, denn in Gesellschaft von Erwachsenen hat ein Zuluknabe strenges Stillschweigen zu beobachten. Mgugu legte sich an jenem Abend mit einem heißen Wunsch auf seine Strohmatte, nämlich, doch bald Gelegenheit zu bekommen, die guten abafundisi und ihre glücklichen Schüler sehen zu können. Und die Gelegenheit kam, sie kam bald.

Mantshongo, sein Vater, schickte ihn nach wenigen Tagen in die vilitshi (Dorf) der Weißen einige Einkäufe zu machen. Der Weg nach der village führte Mgugu hart an der Missionsstation vorbei. Er machte halt. Horch! Was ist das? Wie schön das klingt! Es war eben Schluß der Schulstunde. Mit kräftigen Stimmen sangen die Schüler „Sikutusa Baba wetu“ (Großer Gott wir loben dich), und sprachen dann laut und deutlich das „Vaterunser“. Jetzt geht die Türe auf und heraus treten die Schüler. Sie sind alle von dunkelbrauner Hautfarbe wie er, Mgugu, aber sie sind nicht wie er mit Ziegenfell bekleidet, nein, sondern sie tragen saubere Anzüge nach europäischem Schnitt. Glück strahlt aus allen Gesichtern. Jetzt laufen sie herbei, Mgugu die Hand zu reichen.

„Sakubona' mgane (Wir haben dich gesehen, Freund), hast du nicht Lust, dich uns anzuschließen?“

„Yebo kakulu (O ja, gar sehr)!“

„So komm doch, komm herein in den Hof und wir führen

dich zu unserer inkosazana (Lehrerin), die für uns sorgt wie eine Mutter.“

Viele Hände wollten Mgugu schon fast hineinziehen, doch er sagte abwehrend: „Nicht heute, ich habe meines Vaters Aufträge auszuführen, doch wenn ich heimkomme, bitte ich ihn sofort um Erlaubnis, hierher zu kommen, ich komme morgen.“

„Daß du uns nicht betrügst!“

„Ich spreche keine Lügen, wenn mein Vater zustimmt, sollt ihr mich morgen wiedersehen.“

Schüchtern näherte sich denselben Abend Mgugu seinem Vater und redete ihn demütig an:

„Baba, ngiyatanda ukufunda esikoleni samaroma (Vater, ich möchte in der Schule der Römer lernen).“

„Gut, mein Edelstein, das kannst du probieren. Übergib morgen deine Herden dem Shemkungu und dann begib dich zur Schule. Der Nzara kann sich hinter dir auf den Pony setzen und dann denselben wieder heimreiten. Aber was du lernst, soll nicht für dich allein sein, das sag ich dir, mein Sohn. Du sollst mit deinen Kenntnissen mir und unserer ganzen Familie nützen und viel Geld für uns verdienen. Geh still fort, mein Kind, sag deinen älteren Brüdern nichts davon, die hassen die amaroma und würden dich lieber totschiagen, als dich zu den amaroma gehen lassen.“

Die Schwester war eben damit beschäftigt, Buchstaben und Zahlen an die große Tafel zu malen für die nächste Unterrichtsstunde, als jemand kräftig an die Türe klopfte. Ein Neger klopft eben nicht wie wir mit einem Finger, er klopft mit allen fünf. Die Schwester öffnet, und da steht ein gesunder, geweckter Kaffernjunge, dessen Alter sie auf 14 Jahre schätzte. Seine Lenden waren mit Ziegenfellen bedeckt und ein schmutziger Lappen hing über seine Schultern herab. Seine Haltung glich der eines Königssohnes, seine Augen leuchteten.

„Sei begrüßt, mein Kind! Was wünschst du?“ sprach die Schwester freundlich.

„Nginyacela ukungena evikoleni, ngifunde, nkosikazi.“ (Ich bitte, in die Schule aufgenommen zu werden, meine Herrin, um zu lernen.)

„Und was willst du denn in der Schule lernen?“

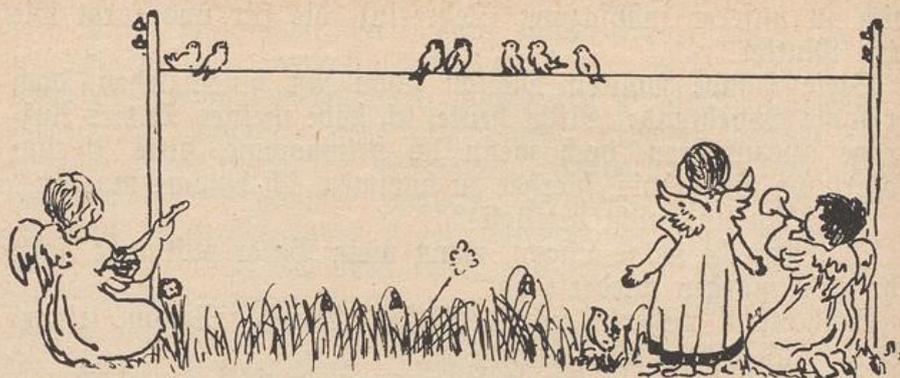
„Ich will von unkulunkulu (dem Größten der Großen) lernen und auch Lesen und Schreiben.“

„Aber du darfst nicht bloß lernen, du mußt auch schön folgen und fleißig arbeiten, mein Junge.“

„Ngeyavuma konke, nkosikazi.“ (Ich füge mich in alles, meine Herrin.)

„Gut, so lege deinen Schmuck ab.“

(Fortsetzung folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder!

Weil der Schutzengelmonat da ist, darum möchte ich euch diesmal so manches von diesem guten Engel erzählen. — Auch die Negerlein verehren ihn ganz besonders, und seine Hilfe macht sich oft in besonderer Weise kennbar. Diese Neuchristen, Kinder und Erwachsene, setzen großes Vertrauen auf ihn; mögen sie in fremde Gebiete reisen, bei Sturm und Wetter, oder wittern sie eine Gefahr von einem Tiger oder Leoparden, so rufen sie ihren Schutzengel an. Um die Kinder darin zu bestärken, erzählte ich ihnen aus meiner Kindheit Tagen sowie aus meinem Missionsleben, wie mein Schutzengel mich oft errettete; nicht selten konnte ich dann Tränen in ihren Augen sehen. Eine von diesen vielen auffallenden Hilfeleistungen des heiligen Schutzengels will ich euch erzählen.

Während des Krieges verlangte in Ost-Afrika die Regierung freiwilliges Missionspersonal, um die von den Ärzten verordneten Medikamente dem verlassenem Volk zu verabreichen. Ich war einige Monate Pflegerin bei Lungenpestkranken; in drei Monaten konnte ich 104 Heiden durch die heilige Taufe für den Himmel gewinnen. Da ich als Pflegerin auch von einem Ort zum andern reisen mußte, erhielt ich von der Regierung ein Freibillet I. Klasse.

Eines Morgens stieg ich in Korogwe in den Zug. Mein Abteil war besetzt von einem bejahrten Griechen und dessen Nefen. Durch den Umgang mit griechischen Kindern verstand ich diese Sprache einigermaßen und hörte nun, wie der ältere Herr einen Fluch ausstieß und zu seinem Nefen sagte: „Das ist ja die Schwester, die bei den Pestkranken herumkriecht; es ist zu gefährlich, sie kann uns beide anstecken.“ Ohne etwas zu sagen, ging ich hinaus, um in einem andern Wagen Platz zu

nehmen. Der schwarze Zugführer konnte das aber nicht wissen, und in dem gleichen Moment, wo ich im Begriffe war anzusteigen, fuhr das Züglein ab, und ich lag dicht neben den Eisenbahnschienen. Obwohl es nur ein niedriger Absprung zu sein schien, so waren doch der Schrecken und die Erschütterung so heftig, daß ich nichts mehr von mir wußte. Aber mein Schutzengel verließ mich nicht; ihm verdanke ich es, daß gerade an diesem Tage die junge Frau des mohammedanischen Zugführers der Bahnlinie entlang ging und mich in meinem bewußtlosen Zustande fand. Alles wurde getan, um mich wieder zur Besinnung zu bringen, und bald lag ich in einem Sanitätsauto vor dem kleinen Häuschen der Bahnstation Korogwe. Eine Schwester vom Roten Kreuz war mitgekommen, mich zu bedienen; sie wollte mich nach Wilhelmsthal bringen, jedoch ich lehnte es ab, da ich im Medizinkasten alles vorfand, womit ich mir selbst helfen konnte. Die guten Schwarzen umtanzten mich mit Freuden. Bald konnte ich auch zum Erstaunen aller meine Kranken besuchen; vom Morgen bis zum Abend war ich unterwegs, von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf und in engster Berührung mit den mit der heimtückischen Krankheit behafteten Patienten. Als die verpestete Luft wieder soweit frei war und die Seuche sich gelegt hatte, erwachte in mir wieder die Sehnsucht nach meiner Missionsstation. Aber nach Weisung der Behörde mußte ich mich, um Ansteckung zu verhüten, der ärztlichen Untersuchung und Beobachtung unterziehen. Ein englischer und zwei deutsche Ärzte stellten fest, daß meine Gesundheit recht angegriffen sei, und daß ich unbedingt 6 Wochen im Hospital zu Wilhelmsthal verbleiben müsse. Ich bekam für meine Person ein Zimmerchen; aber ein Tabernakel war im ganzen Städtchen nicht zu finden. So machte ich mich am ersten Sonntag beim Hahenschrei schon auf, um nach Gare zum Gottesdienst zu kommen. Kaum hatte ich das letzte Haus von Wilhelmsthal hinter mir, als ich von einem Wachtposten her eine Kommandostimme hörte:

„Msimama, utakufa, jasa hivi.“ „Bleib stehen, oder du stirbst sofort.“ Ich entgegnete: „Sabubu gani?“ „Warum?“

„Nani wewe?“ „Wer bist du?“

„Ich bin die katholische Missionschwester, die zur Zeit im Lazarett wohnt.“

Da wurde es mäuschenstill, und ich ging meines Weges weiter. Als ich gegen 11 Uhr vormittags wieder zurück kam, lag auf dem Tisch meines Stübchens eine offizielle Einladung, sobald wie möglich auf dem Amtsgericht zu erscheinen. In fünf Minuten war ich dort. Der hohe Beamte redete mich mit den Worten an: „Schwester, wenn Sie nicht einen so guten Schutzengel hätten, wären Sie jetzt tot. Beim Wechseln der

Wachtposten kam der beste Schütze, ein Abessinier und Ungläubiger, mit seinem geladenen Gewehr an und sagte: „Ein geheimnisvoller Zauber oder eine Hexe hat den Verschuß meiner Schußwaffe versperret: wiederholt wollte ich losfeuern, aber der Hebel ließ sich weder hin noch her schieben. Ich hatte mich getäuscht, denn ich glaubte eine deutsche Spionin zu sehen, und da war es die gute Schwester, welche zur Kirche nach Gare ging.“

Darauf antwortete ich: „Ja, Gott schützt die Seinen!“

Aber ich freute mich doch, liebe Kinder, daß meinem heiligen Schutzengel selbst von der Regierung ein so schönes Lob gespendet wurde. Darum vergeßt auch ihr euern lieben Schutzengel nicht und sagt oft das schöne Sprüchlein:

O heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein!



Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnetten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Bewahr unsere Seelen, Herr! Gewähr, um was wir flehen, daß wir vom Bösen immer mehr zum Guten übergehen!

Laß uns in unserer Lebenszeit der Tugend Früchte häufen!

Laß endlich uns zur Seligkeit, laß uns zum Himmel reifen!

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. September bis zum 15. Oktober gewinnen können:

1. Am Feste der sieben Schmerzen Mariä, 15. Sept.; 2. am Rosenkranzfest, 7. Okt.; außerdem kann man einen vollkommenen Ablass gewinnen, am Tage der Einschreibung, wenn man beichtet und kommuniziert und nach der Meinung des Heiligen Vaters betet; in der Todesstunde, wenn man nach Empfang der hl. Sakramente, oder, wenn man sie nicht empfangen kann, reumütig mit dem Munde oder, wenn dies nicht möglich, im Herzen den süßesten Namen Jesu anruft.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Das kostbare Blut verherrlicht die Kirche, und die Kirche verherrlicht das kostbare Blut. Diejenigen Heiligen, deren Leben uns besonders auffällt wegen des tätigen Interesses, das sie an der äußeren Politik und an den Schicksalen der Kirche nahmen, haben, wie wir fast immer finden, eine besondere Andacht zum kostbaren Blute gehabt.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnetten und langjährigen Wohltäter: Frau Rektor Saeker, Dortmund; Herrn Hövekamp, Wadersloh, letzterer ist der Vater unserer lieben Schwester Uletha; Herrn Josef Schmitz, Recklinghausen, Vater unserer lieben Schwester Clarissa. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, sich unseren Gebeten für die teuren Verstorbenen anzuschließen, damit sie bald zur Anschauung Gottes gelangen. R. i. P.

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1936



Christus Ist König und Herrscher allein
Über das Weltall – und alles ist sein!
Blutend hat er uns das Leben errungen,
Siegreich hat er die Hölle bezwungen,
Christus bleibt Sieger zu aller Zeit,
Christus bleibt König in Ewigkeit! M. B.

Die Rosenkranzönigin

Es war in einem Oktobermonat, als ein Missionsbischof zwei eifrige Missionare beauftragte, Ausschau zu halten nach einem neuen Arbeitsfeld. Mutig zogen sie an die Küste des Indischen Ozeans und schifften sich ein, um ins Ungewisse hinauszufahren; ein heftiger Sturm trieb das Schiff auf eine von Zanzibar weit entlegene Insel, Pemba, die noch auf keiner Landkarte zu finden war; es war ein herrliches Eiland, und die Bewohner machten den besten Eindruck. Als die beiden Patres, welche von den tosenden Wellen übergossen worden waren, mit nassen Kleidern am Ufer landeten, wurden sie ehrfurchtsvoll empfangen, und man gab ihnen sogar trockene Kleider zum Wechselln; dann hieß es: „Ehe wir auf unserer Insel einen fremden Gast aufnehmen, und ihn einquartieren, muß er zuerst zu unserm Gott des Glückes mit uns beten.“ — Das war für die Missionare nicht einerlei und berührte sie selbstverständlich unangenehm. Aber sie mußten wohl oder übel dem zusammengetretenen Rat des Volkes auf den Tempelplatz des Glücksgottes folgen. Sollten sie den Götzen anbeten? Um keinen Preis. Sie waren ratlos; wenn wir uns fahnenflüchtig zeigen, ergeht es uns schlecht, sagte jeder von ihnen unbemerkt. Sie beteten also beide aus tiefstem Herzen ihren Rosenkranz, bis sie zu dem Meeresfelsen kamen, wo die Glücksgöttin an einem Felsenvorsprung zur Verehrung unter einem Blätterdach auf steinernem Fußsockel aufgestellt war. Sobald sich die Großen des Landes und das Volk diesem Altärchen näherten, schmiegt sich die Machthaber dicht zum Bilde heran und murmelten ihr Gebet, denn sie wußten gar viele Wunder von ihrer Glücksgöttin zu erzählen.

Die zwei Patres fühlten sich plötzlich glücklich wie die Jünger auf Tabor; — der von ihnen gefürchtete Glücksgott war eine kleine Mutter-Gottes-Statue, die einen lieblichen Anblick bot. —

Welle um Welle hatte mit der Zeit silberglänzende Flutperlen angespült, die sich wie ein Rosenkranz um die Füße der Mutter Gottes wanden.

Höchst erstaunt erkundigten sich die Patres, wie diese kostbare Figur, die sie Glücksgöttin nannten, in ihre Hände gelangt sei.

„Mit diesem Bild ist der Himmelssegens in unser Land gekommen“, sagten sie, „neue frohe Menschen sind wir damit geworden, jedem geht es seitdem gut, und jeder lebt friedsam mit seinem Nachbar. Diese Göttin des Glückes schirmt uns wie eine Henne ihre Küchlein; sie tränkt unsere Felder, so daß niemand mehr zu hungern braucht, und sie wirft die Meeresfluten zurück.“

Mit einem Wort, die Leute waren von einem unendlichen

Vertrauen auf ihre Göttin beseelt und hingen mit einem Glauben daran, der Berge versetzen könnte. Freud und Leid trugen sie zu ihrer Glücksgöttin.

Die beiden Missionare freuten sich im Bewußtsein, daß sie vor der Statue ihrer treuen Herrin, Mutter und Himmelskönigin standen, neigten ihre Häupter in glühender Andacht und tiefer Verehrung, knieten vor ihr nieder und beteten laut den Rosenkranz. Ehrfurchtsvoll sahen und hörten die Ältesten des Volkes mit sichtlichem Wohlgefallen zu, drangen dann auf die Einwohnerschaft ein, für diese Fremdlinge eine große, geräumige Hütte zu bauen; und die Patres hatten gewonnenes Spiel. Maria, die Rosenkranzkönigin, hatte nicht nur ihre Angelegenheit glänzend erledigt, sondern viele Missionsstationen ins Leben gerufen. Die Apostel hatten leichtes Arbeiten, weil durch Maria die Pionierarbeit beim Volke schon geleistet war.

Endlich erfuhren die Patres auch die Geschichte dieser „Glücksgöttin“.

Ein schiffbrüchiger alter Mann kam mit dieser Figur, die er krampfhaft in seinen Armen trug, am Ufer angeschwemmt und gab sterbend durch Gebärden zu erkennen, daß das Volk dieses Bild in Ehren halten sollte, es würde ihnen Glück bringen. Sie hatten die Sprache dieses Mannes nicht verstanden, aber die Bedeutung, was er damit sagen wollte, doch begriffen und mit der Zeit erfahren, was für eine Kraft und Macht diese „Glücksgöttin“ spendete. Ebenso fanden sie bei diesem verunglückten Mann eine Perlenkette, welche fest um die Faust gewunden war, dessen Kettchen aber durch das salzige Wasser verrostet waren. Der Häuptling der Insel bewahrte die Kette zum Andenken als ein Geheimnis. Nun war die Freude der beiden Missionare noch größer, als sie in der besagten Perlenkette einen Rosenkranz vorfanden.

Heute sind auf dieser Insel blühende, christlich-katholische Gemeinden.

Diese wahre Erzählung bedarf keines Kommentars. Sie ist ein klarer Beweis der Macht der Gottesmutter und des Rosenkranzgebetes, das zu allen Zeiten die sichere Waffe gegen das Toben der Hölle war und jedem christgläubigen Herzen Schutz und Trost in schweren Stunden bleibt.

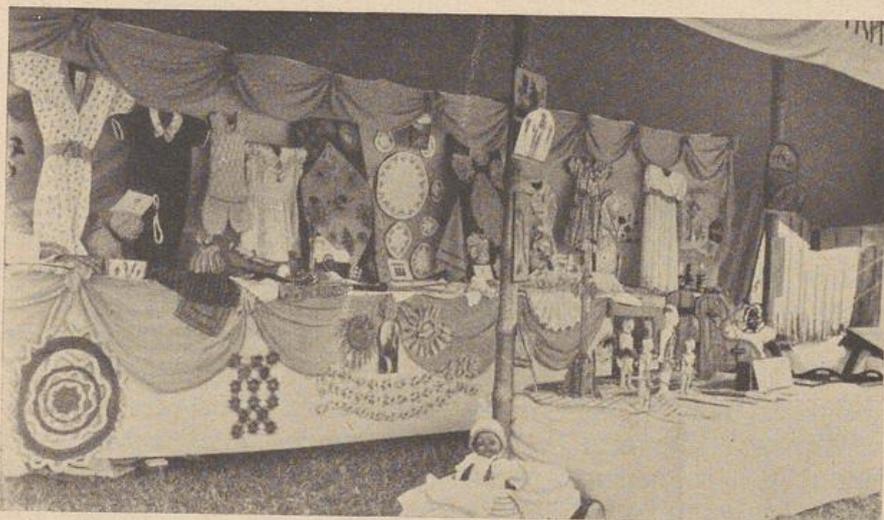
3

Unsere Ausstellung in Nakuru

Hier in der Kenya Colony ist jedes Jahr eine Landwirtschafts- und eine Industrie-Ausstellung, die meistens in der Stadt Nairobi gehalten wird und zu welcher jährlich im Juni auch alle Schulen eingeladen werden, dementsprechende Artikel zu schicken.

Wer nicht mittut, wird bei der Schulbehörde hintangesetzt. Wegen dem großen Wettbewerb der vielen andersgläubigen Schulen dürfen wir nicht zurückstehen. Und so gehen wir denn nach alter Sitte jedes Jahr mit unseren Sachen und Säckelchen, die die Kinder gemacht haben, zur Ausstellung.

„Wenn Ihr recht fleißig seid, dann bringen wir unsere Handarbeiten zur Ausstellung in Nakuru“, so sagten wir denn auch dieses Jahr zu unseren 119 Kindern in der Schule, kurz vor Ostern. Das half; in jeder freien Zeit, die ihnen sonst recht teuer war, wurde gebettelt, ihnen doch ja nur noch etwas Handarbeit für die Ausstellung zu geben, was wir denn auch oft taten, wohl manchmal zweifelnd, ob diese schwarzen Hände und



Ausstellung von Hand-, Flecht- und Näharbeiten unserer schwarzen Kinder in Nakuru, Ost-Afrika

Händchen die Handarbeit ohne Extraaufsicht sauber halten würden.

Die Tage der Ausstellung rückten immer näher; kurz vorher ließ der liebe Gott auf einmal regnen und immer wieder regnen, schon zweifelten wir ernstlich daran, ob wir überhaupt gehen können, besonders da das Lastauto sechs Stunden braucht bis Nakuru. Doch der Regen ließ am Pfingstdienstag, dem Abreisetag, etwas nach und wir machten uns auf den Weg, und zwar die vier hochwürdigen Patres von vier verschiedenen Missionsstationen mit ihrem Personenauto und Schwester Oberin und ich im Lastauto vorne neben dem Chauffeur, und hinten, bei all unseren kostbaren Ausstellungssachen, fünf unserer Mädchen. Diese nähen, sticken usw. bei der Ausstellung vor dem Publikum, um ihren schwarzen Mitbrüdern und -schwestern zu zeigen, daß sie wirklich all die schönen Sachen selbst angefertigt haben. Heuer gingen zum erstenmal auch die

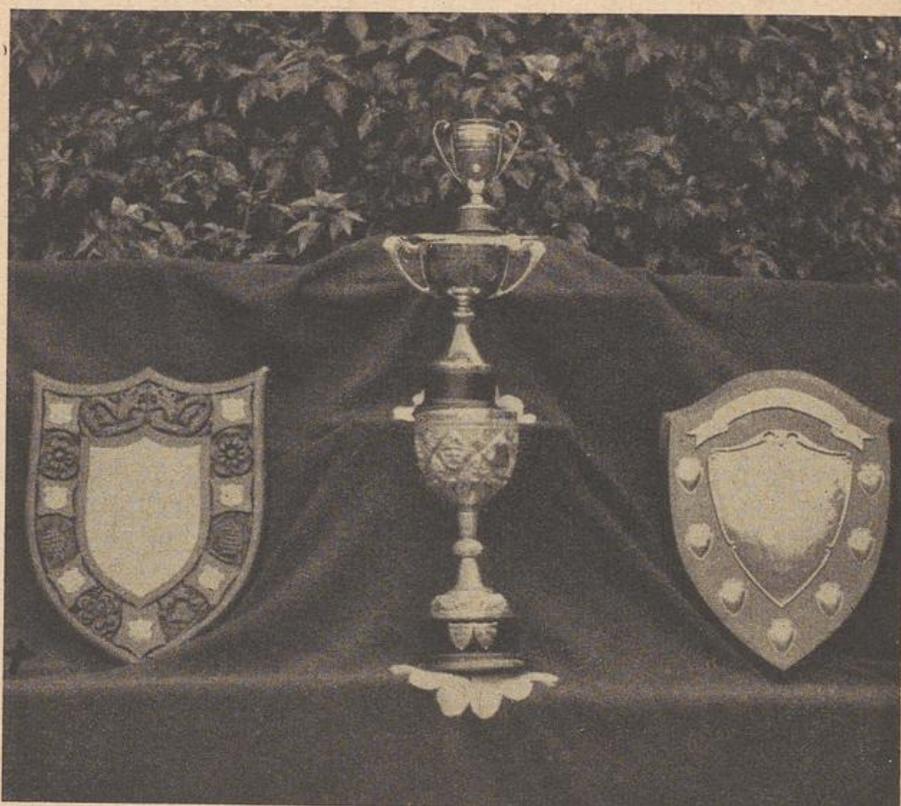
schwarzen Buben unserer Mission mit, um dort ihre Kerbschnitzereien, Laubsägearbeiten usw. zu zeigen und vorzumachen, wie sie es von Schwester Oberin M. Arsenia neu gelernt. Es war komisch anzusehen, als der Lastwagen endlich ans Rollen kam, beladen mit Proviant, mit Stangen und Tüchern für zwei große Zelte, mit Feldbetten für die hochwürdigen Herren, mit einem Chaiselongue für uns beide, sowie mit Decken und Kissen für alle. Auf beistehendem Bild sieht man unser Lastauto in der Steppe. — Raum hatten wir Nairobi verlassen, da setzte auch schon ein ganz feiner Regen ein. Es ging bergauf, bergab und immer noch lag vor uns Steppe und wieder Steppe... Wohl wechselte dreimal das Landschaftsbild ein wenig, wenn wir an Seen vorbeifuhren. Das dritte Mal war es, als wir nach sechsstündiger Fahrt endlich in Nakuru einbogen. —

Nakuru ist ein sauberes Städtchen, recht nett eingebettet in die sogenannten Löwenhügel (Lion-Hills), die die Gestalt eines schlafenden Löwen haben. An einer Seite sieht man den ziemlich großen See Nakuru liegen.

So zogen wir denn in Erwartung des Kommenden auf dem Ausstellungsplatz ein. Und was gab's zuerst. Einen zirka dreistündigen, heftigen Plagregen: Kisten und Koffer standen im Nu im Wasser. Wir wollten anfangen aufzubauen wegen der bereits vorgerückten Zeit (es war 3.30 Uhr), doch das Wasser goß in Strömen durch die vielen Ritzen und drohte unsere schönen Sachen zu verderben. Endlich gegen 6 Uhr abends hörte der Regen ein wenig auf und wir konnten nun bei anbrechender Dunkelheit unsere Arbeit beginnen; am andern Tage, morgens 8 Uhr, mußte alles fix und fertig dastehen. Unsere „Fathers“, die hochwürdigen Patres, hatten unterdessen auch unter fortwährendem Kampf mit dem Regen versucht, die beiden großen Zelte aufzuschlagen. Eins war für die hochwürdigen Patres für die Nacht bestimmt und eins für uns Schwestern. Die Kinder schliefen im Lastauto. Unser Zelt war wie ein kleines gemütliches Häuschen, darin sich links die Chaiselongue, rechts die Eßkisten und in der Mitte zwei große Kisten, welche als Tisch dienten, breit machten. Wenn man hier in Afrika weite Reisen macht, muß man in der Steppe sehr oft im Auto oder in einem Zelt übernachten, weil weit und breit kein europäisches Haus zu sehen ist. So waren wir denn auch recht froh, solch ein schönes, geschlossenes Zelt zu bekommen, weil in Nakuru und Umgegend keine Schwestern auf Missionen sind (die dortige Missionsstation ist sehr arm und klein), und im einzigen dortigen Hotel war alles besetzt.

Nach der ersten Nacht klärte sich der Himmel auf und ganz leise hofften wir, bei der Preisverteilung den ausgefetzten Silberpokal für die beste Eingeborenen-Schulausstellung zu gewinnen. Das ist nämlich von großer Bedeutung nicht nur im

Urteil der Europäer, sondern auch in dem der Eingeborenen. Sie wissen heute alle ganz gut, was es heißt, den Silberpokal zu gewinnen, und alle wollen gerne ihre Kinder in eine Schule tun, wo sie möglichst viel lernen und wovon sie ihren Bekannten erzählen können, daß diese Schule im Wettbewerb gesiegt hat. Der Fleiß und Kunstsinne der deutschen Nation kommt hier durch die deutschen Schwestern zur Geltung. 17 Kinder von protestantischen Schulen und von der Heilsarmee sind zu



Gewonnene Preise bei der Ausstellung

ARCHIV

Der mittlere Pokal wurde in Nakuru 1936, der obere kleine in Nairobi 1934 gewonnen. Die beiden Schilde 1935 und 1936

uns gekommen, um sich in Handarbeiten auszubilden. Deo gratias!

So warteten wir denn nicht ohne Spannung auf das Eintreffen der Preisrichter und -richterinnen (je 2 und 2), welche nachmittags gegen 3 Uhr begannen, ihr Urteil zu fällen. Sie waren alle andersgläubig, und da wir schon zweimal den Silberpokal und einmal einen Schild gewonnen hatten, wollten sie uns dieses Jahr absolut nichts geben. Wir dachten schon: „Auch gut, wenn der liebe Gott es so will!“ Doch plötzlich änderte sich die ganze Situation und Preis um Preis kam angezogen, bis es acht erste Preise waren und am Ende — — —

der Silberpokal, den wir aber erst am Schluß der Ausstellung abholen konnten. Wir schickten zwei unserer kleinen Mädchen in ihrer einheitlichen Tracht. Sie hüpfen vor lauter Freude, und erst als sie vor Sr. Exzellenz, dem Gouverneur, standen und aus der Hand der Gattin des hohen Herrn den Silberpokal in Empfang nehmen durften, da funkelten ihre schwarzen Augen in stolzer Freude.

Während dieser Ausstellungstage war das Wetter wirklich schön. Jede von uns hatte auch ihre bestimmte Aufgabe erhalten. Schwester Oberin hatte das Kochen übernommen auf drei dicken Steinen. Ich mußte im Ausstellungszelt die Leute begrüßen und immer und immer wieder versichern, daß alles gewiß unsere Kinder gemacht haben. „Wundervoll, herrlich“, so hieß es in allen Tonarten die ganzen Tage. Es kamen viele Hunderte von Europäern und Eingeborenen. Die ganzen Tage wurde es fast nicht leer.

Neben den Schulausstellungen waren andere Ausstellungen mannigfaltiger Art, wie hygienische und industrielle, dann verschiedene landwirtschaftliche Produkte usw. Jeder Besucher kam auf seine Kosten.

Am vierten Tage, morgens 8 Uhr, sagten wir Nakuru in unserm Lastauto „Lebewohl“, und fort ging es den bekannten, sechsständigen Weg heimwärts. Mit großem Jubel wurden wir mit dem Silberpokal in Nairobi und dann auf unserer Station, die etwa eine Stunde von der Mission entfernt liegt, empfangen. Wir selbst waren gewiß nicht am wenigsten froh, daß wir wieder daheim waren. Dank dem lieben Gott, daß alles so gut gegangen war.

3

Wie die kleine heilige Theresia, Patronin der Missionare, diesem Titel Ehre machte

Beim Nahn des Festes der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu tauchte ein altes Bild aus vergangenen Zeiten in meinem Geiste auf; es war noch in der schönen, alten Zeit, wo wir in Ost-Afrika, in unserer damals deutschen Kolonie, die bekanntlich $2\frac{1}{2}$ mal so groß war wie das Deutsche Reich selbst, mit dem Bauen begannen. Wir durften den Schulkindern außer der Sprache der Eingeborenen auch das Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen in unserer deutschen Muttersprache beibringen. Bei der jährlichen Schulprüfung gab es dann schöne Preise aus Moshi, und die besten Schüler der obersten Klasse bekamen von der Regierung schon eine kleine Anstellung als Gehilfen.

Die Schüler meiner Knabenklasse, von Hause aus alle Hirtenbuben, übten sich nebenbei im Schleuderballwerfen und Bogenschießen und wollten dabei den David nachahmen, der mit seinen Steinchen den Goliath getötet. Das deutsche Lied „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ wurde dabei aus voller Brust gesungen. Auf dem Stundenplan standen auch mit roten Buchstaben zwei Gesangproben in deutschen Vaterlandsliedern. Man glaubte sich in deutschen Gauen, als die kräftigen Bubenstimmen über Berg und Tal schmetterten: „Deutschland, Deutschland über alles“, oder: „Ich hatt' einen Kameraden“, dann wieder: „Morgenrot, Morgenrot“ und wie all diese schönen Volkslieder heißen; sie wurden gepfiffen oder getrillert von den Buben, wo sie gingen und standen. Wieder hatten wir einmal Gesangsstunde, und kräftig schallte es durch den Schulraum zur offenen Türe heraus: „Ich hab' mich ergeben“, als einer, der gerade in diesen Tagen an der Reihe war, das Vieh zur Weide zu führen, rief:

„Laß das freudige Singen, die große Mama hat durch einen Unfall das Bein zerbrochen.“ Auf diesen Schrei, der wie ein Hammerschlag wirkte, klang das Lied in schwermütigen Molltönen aus. Alles eilte ins Schwesternhaus hinüber. Da kamen ihnen auch schon die Mädchen entgegen mit den Worten: „Die Mutter von uns allen ist zusammengebrochen und kann nicht mehr auf den Beinen stehen.“

Tatsächlich hatte Schwester Oberin einen schweren doppelten Beinbruch erlitten. Die Sache war um so ernster, als damals kein Arzt im Innern Afrikas zu haben war. Das Bein schwoll immer mehr an, und das Wundfieber stellte sich ein. Die Schwestern waren ratlos; menschlicherweise war an eine Rettung nicht mehr zu denken. Das ganze Volk, Kinder und Schwestern nahmen nun ihre Zuflucht zur kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu, nachdem die Kranke bereits 48 Stunden wie leblos dalag. Die Schwestern hatten von der Frau Gräfin Ledochowska die Lebensbeschreibung dieser kleinen Heiligen erhalten, und der Inhalt derselben weckte bei den Schwarzen soviel Liebe und Interesse, daß sie einmütig beschloßen, zu ihr die Zuflucht zu nehmen. Am nächsten Morgen war die schreckliche Geschwulst geschwunden, und das Bein zeigte wieder seine natürliche Farbe. Alle legten eine unbeschreibliche Freude an den Tag, und es ist selbstverständlich, daß die kleine heilige Theresia an Ansehen und Verehrung bei ihnen gewonnen hat. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Missionsstation. Die kleine heilige Theresia hatte sich wirklich als „Patronin der Missionare“ bewährt, zu welcher sie der Heilige Vater erhoben hatte.

Sechs Wochen nach diesem Ereignis kam ein protestantischer Arzt bei einem Ausflug auf den Kibo durch unsere Missions-

station. Die Schwestern unterließen es nicht, den Unfall untersuchen zu lassen, und der Arzt konstatierte, daß nicht nur ein, sondern zwei Brüche vorhanden waren, und er konnte nicht begreifen, wie die Knochen zusammengeheilt waren, und sagte: „Hier kann die Heilung nur durch übernatürliche Kraft stattgefunden haben.“

Jedenfalls hat die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu ihre helfende Hand in dieser schweren Not gezeigt.



Unser Wirken in Moçambique

Von Schw. M. Gerardis, Lourenço-Marques

Moçambique, eine große portugiesische Kolonie, an der Ostküste Afrikas gelegen, erstreckt sich über 750 000 Quadratkilometer und ist fast neunmal so groß wie Portugal. Anfangs des Jahres 1924 war in unserm Mutterhaus eine Reihe von Schwestern eifrig damit beschäftigt, die portugiesische Sprache zu erlernen unter Leitung eines hochwürdigen Herrn Paters von Gemert, wenn ich mich gut erinnere, um demnächst auszuziehen nach dem fernen, so verlockenden Moçambique. Doch, wie es so manchmal geht, wendete sich das Blättchen und die mutige Schar verschlug sich plötzlich auf englisches Gebiet, als zwei hochwürdigste Herren Bischöfe von dem früheren Deutsch-Ostafrika in Heilig Blut um Schwestern anhielten. Die meisten dieser Schwestern wurden dann für Deutsch-Ostafrika bestimmt. Statt ihrer zogen im Juli Schwester Virginia und Lebuina weniger vorbereitet nach Moçambique. Im Oktober durften dann Schwester Aloysiana, Schwester Fintana und ich ihnen folgen. Wir reisten mit dem schönen deutschen Dampfer „Njassa“, der seine erste Reise nach Afrika machte. Nach fünfwöchiger Fahrt langten wir in Lourenço-Marques, der Hauptstadt von Moçambique, an, und dort stellten wir uns dem hochwürdigsten Herrn Bischof vor. Dann fuhren wir noch zwei Tage und zwei Nächte mit demselben Dampfer weiter und kamen nach Beira. Hier mußten wir eine Woche warten und fuhren dann einen Tag bis Chupanga am Zambesi. Es herrschte auf der ganzen Reise seit Lourenço-Marques eine unerträgliche Hitze. In Chupanga warteten wir abermals, und zwar 10 Tage, bis ein kleiner Dampfer kam und uns mitnahm. Dann fuhren wir noch 11 Tage auf dem Sambesi und kamen nach Tete. Dort blieben wir eine Nacht. Den nächsten Morgen brachte uns eine Gasoline in zwei Stunden nach Boroma, unserm Bestimmungsort. Es war Weihnachtsabend. So feierten wir frohe, stimmungsvolle Weihnachten miteinander. Am Dreikönigstage lagen wir

alle, mit Ausnahme von Schwester Virginia, an Fieber zu Bett mit schlimmen Eiterbeulen an den Händen und im Gesicht. Unsere opfermutige, heroische Schwester Lebuina, unsere Oberin, erlag den Strapazen im August nach dreitägigem Krankenzlager am Schwarzwasserfieber. Zwei portugiesische Priester versahen die Mission in einem Umkreis von acht Stunden. Die Mission war von Jesuiten errichtet worden, etwa im Jahre 1890; als ihre Gehilfinnen waren die St.-Josefs-Schwwestern von Clugny dort. 1910 wurden alle vertrieben. Dann wurden sie ersetzt durch die Väter vom göttlichen Wort und die Steyler



Auf der Heimkehr von Nakuru nach Nairobi

ARCHIV

Schwwestern, die aber auch nach sechsjährigem Aufenthalt die Mission verlassen mußten. Seitdem sind nur noch zwei portugiesische Priester dort. Wir wurden nach 1½ Jahren vom hochwürdigsten Herrn Bischof nach Lourenço-Marques abberufen. Die Vorbereitungen zu unserer Abreise wurden getroffen. Man schaffte unsere 21 Kisten auf eine große Galere. Wir, Schwester Fintana und ich, nahmen Abschied von den beiden anderen Mitschwwestern, die uns später folgen sollten, von den hochwürdigen Herren Patres Missionaren und vielen Eingeborenen, die teilnahmsvoll am Ufer standen.

Zwölf Ruderer setzten das Boot in Bewegung, das über die glatte Wasserfläche eilte, auf welcher die Sonnenstrahlen in

allen Farben spielten. Ein letztes Winken all den Lieben, die wir verlassen, und bald war unsere Mission unseren Blicken entschwunden. Weit und breit nichts als Wasser! Zeitweilig bildet der Zambesi-Fluss große, weite Seen, läßt kleine Inseln trocken liegen, auf denen hochbeinige Reiher stolzieren und sich vor jeder Verfolgung geschützt wissen.

Nach beinahe zweistündiger Fahrt landeten wir in Tete. Vor unserer Ankunft sahen wir einen Dampfer ankommen und glaubten zuversichtlich, unsere Reise fortsetzen zu können. Wir suchten den Kapitän auf und hörten zu unserem Schrecken, daß erst nach acht Tagen ein Dampfer unsere Galere mitnehmen kann. Zurück nach Boroma, das ging nicht mehr! Wir fanden aber liebevolle Aufnahme im Hause des Gouverneurs. Wir benützten die Zeit, um die Kirche, die sehr vernachlässigt war, zu säubern und Paramente und alte Kirchenwäsche in Ordnung zu bringen. Ich hatte dann auch noch Gelegenheit, ein noch ungetauftes Fräulein, das vor der Heirat stand, auf die heilige Taufe vorzubereiten.

Im Hause des Gouverneurs waren wir von Ameisen schlimm belästigt. Ein kleiner Mundvorrat, den wir bei uns hatten, wurde von diesen emsigen Dieben überfallen und während der Nacht besuchten sie uns selbst prozessionsweise auf unserem Lager.

Endlich kam der ersuchte Tag unserer Abreise. Der kleine Zambesi-Dampfer Douro war sehr besetzt. Oben waren wir 25 weiße Passagiere und unten wohl eben so viele Neger. Nach dreitägiger Fahrt kamen wir in Murraça an. Am letzten Tag kettete man an unseren Dampfer noch ein großes Ruderboot, das zu einer Pflanzung fahren mußte. Zwei Engländer, wohl die Besitzer des Bootes, kamen in unseren Dampfer, und die Ruderer, kräftige, gutgesittete Negerburschen, freuten sich, ihres Amtes ledig zu sein. In Murraça mündet der Chire in den Zambesi-Fluss und erweitert den Strom gewaltig. Das uns begleitende Boot verließ uns in Murraça und segelte in die dunkle Nacht hinein, seinen Weg wohl wissend. Wir verbrachten die Nacht im Dampfer. Am Morgen war die Küste des Indischen Ozeans in Sicht. Der Zambesi gibt hier in Chinde sein Wasser dem Indischen Ozean. Wir fuhren dann mit der Eisenbahn der Hafenstadt Beira zu. Zwei Boys versorgten unser Handgepäck und brachten uns zum Kloster der Franziskanerinnen Mariens, wo uns liebevolle Gastfreundschaft angeboten wurde. Vater Antonio Ribeiro, der jetzige Bischof von Portug. Guinea, nahm sich unser liebevoll an. Er erfuhr, daß schon am selben Tage mittags ein Dampfer landet, der uns nach Lourenço-Marques bringen konnte. Er besorgte unsere Kisten zum Schiff und begleitete uns zum Hafen. Ein gewaltiger indischer Dampfer lag auf hoher See. Es war stürmisch und regnerisch. Ein kleiner Rachen sollte uns zum großen schwimmenden Haus

bringen. Zwei Negerburschen arbeiteten sich mit großer Anstrengung auf dem kleinen Kahn durch die hochgehenden Wogen und wir saßen, begossen vom Regen und den spritzenden Wellen, voller Angst einander gegenüber. Endlich langten wir am Dampfer an. Unser Boot schaukelte gewaltig und den beiden Burschen wollte es nicht gelingen, den Rachen am Dampfer zu befestigen. Endlich war es soweit, daß wir die Schiffsbrücke erreichen konnten. Damit wir nun nicht noch eine hohe Treppe vom unteren Deck zum obern im Sturm ersteigen mußten, wurden wir durch einen großen, matt erleuchteten Saal geführt, in dem bei 100 Mohammedaner weilten, teils liegend, teils sitzend auf ihren Lagern. Scheu bemusterten sie uns. Es herrschte dort so geheimnisvolle Stille und wir atmeten auf, als wir das Ende des Saales erreicht hatten. Nun waren wir in der Mitte des Schiffes. Von dort aus führte uns eine Treppe auf das Oberdeck. Wir waren froh, als wir in unserer Kabine angekommen waren. Wir waren nur zu zehn Passagieren bei Tisch. Jeder hatte vor sich einen viereckigen Kasten, der eines jeden Gedeck vor dem Herunterrutschen bewahren sollte, und doch half das nicht viel; man nahm ein wenig Speise und machte sich davon. Bei den nächsten Mahlzeiten waren wir nur mehr zu drei, die übrigen waren alle seckkrank. Zwei Tage und zwei Nächte hielt der Sturm an. Auf dem Deck war es fürchterlich zu sehen, wie dieser Schiffskolosß auf und nieder ging und sich keuchend durch die aufgeregte Flut arbeitete. Morgens wurde es still. Wir nahten der Delagoa-Bucht, und gegen Mittag langten wir im Hafen von Lourenço-Marques an. Wir hielten Ausschau, aber niemand kam auf den Dampfer, um uns zu holen. Lange warteten wir, vergebens, schließlich nahmen wir unser Handgepäck und verließen das Schiff. Einer der Patres von Boroma hatte uns einen Brief mitgegeben für einen Confrater in Lourenço-Marques. Den Brief nahmen wir in die Hand und zeigten ihn ab und zu vorübergehenden Personen, und so wanderten wir, wie wir später sahen, in einem großen Umweg zur Wohnung des Pfarrers. Der war erstaunt, uns allein zu sehen, und bemerkte, daß ein Pater zum Dampfer gegangen sei, um uns zu erwarten. Weil aber der Dampfer so lange auf sich warten ließ, ging der Pater zum Mittagessen, und unterdessen waren wir davongegangen. Der Herr Pfarrer schickte einen Boy mit uns zu unserer Wohnung. Aus einer großen Allee bogen wir in eine schmale Seitenstraße ein, und in der Mitte derselben sahen wir nun unser neues Heim in einem großen Garten. Es machte von außen einen düsteren Eindruck, weil die vier großen Veranden, die das Unterhaus umgeben, ganz mit Mosquitodraht eingeschlossen sind. Drinnen aber ist es freundlich und kühl. So zogen wir ein und sahen uns drinnen um. Bald

darauf kam der Herr Pater, der uns am Dampfer in Empfang nehmen sollte. Schwester Fintana war noch seekrank und zu nichts fähig. So meinte der Pater, ich solle mit zum Dampfer gehen, um unsere Kisten auszulösen. Auf dem Inderdampfer hatten sie unsere ganze Bagage umsonst befördert. Beim Zollamt hatten wir keine Schwierigkeiten. Nun wurden unsere Kisten auf fünf Rikschas geladen und von Boys nach Hause gezogen. Rikschas sind leichte zweiräderige Federwagen. Der Herr Pfarrer meinte, es sei nötig, die davonziehenden Boys zu beaufsichtigen, damit sie unsere Sachen auch richtig ablieferten. So mietete ich eine Rikscha und fuhr in der Nähe der Kisten bleibend, heim. Es sah ja wohl sonderbar aus, aber es war ja niemand da, der es an meiner Stelle getan hätte. Zu Hause angekommen, zogen wir das Notwendigste heraus und richteten uns ein wenig häuslich ein. Zwei Tage darauf erkrankte Schwester Fintana schwer an Wechselfieber. Ich war in großer Sorge um sie und fühlte mich sehr verlassen und allein in fremder Stadt. Nach acht Tagen kam der hochwürdigste Herr Bischof von einer Missionsreise zurück. Er nahm sich unser liebevoll an. Der Zustand von Schwester Fintana wurde schlimmer und sie mußte, weil sich Schwarzwassersieber eingestellt hatte, ins Hospital gebracht werden. Ich siedelte mit ihr über, und wir hatten keine Hoffnung, daß sie genesen könne. Doch langsam besserte sich ihr Zustand. Bald kamen dann die beiden andern Schwestern, die noch in Boroma zurückgeblieben waren, an, und nun schafften wir gemeinschaftlich, was mir allein nicht möglich gewesen war.

Im Monat Juni richteten wir dann unsere Schule ein und begannen den Unterricht am 1. Juli mit vier portugiesischen Kindern, 3 Mädchen und 1 Knaben, und 1 deutschen Mädchen, das bis dahin in einem Pensionat bei deutschen Schwestern war, zwei Tagereisen von hier ab. Eine portugiesische Lehrerin half uns, denn mit dem Portugiesischsprechen war es noch nicht weit her. Die Schule wuchs mehr und mehr. Das schlimmste war mir, wenn die Glocke an der Haustür Besuch anmeldete und ich ins Sprechzimmer mußte. Ich hatte lieber mit Herren als mit Damen zu tun, denn die sprechen für gewöhnlich nicht so schnell wie die Damen. Ich sagte auch schon, wenn es angebracht war: „Sprechen Sie ein wenig langsamer, dann verstehe ich Sie.“ So kamen wir allmählich in die portugiesische Sprache hinein. Am Feste vom kostbaren Blut hatten wir dann auch das große Glück, den lieben Heiland bei uns beherbergen zu dürfen. Das kleinste Zimmerchen im Haus wurde Ihm eingeräumt, es war kein passenderes da, weil alle größeren Räume zu Klassen benutzt wurden. In unserm kleinen Kapellchen liest seitdem der hochwürdigste Herr Bischof Dom Rafael jeden Tag die heilige Messe, mit Ausnahme des

Sonntags, an dem der hochwürdigste Herr die heilige Messe in der Pfarrkirche liest. Wir gaben dann außer dem Religionsunterricht in unserer Schule an den schulfreien Nachmittagen Katechismusunterricht an Kinder von andern Schulen der Stadt, weil alle öffentlichen Schulen hier religionslos sind. An den Sonntagnachmittagen versammeln sich in der Pfarrkirche von 3 bis 5 Uhr viele Negerburschen, die in allen Teilen der Stadt in Dienst sind. Zwei Schwestern unterrichten sie und bereiten sie auf den Empfang der heiligen Taufe vor. Es ist erbaulich, wie fleißig sie den Katechismus lernen und wie begierig sie dem Unterricht folgen. Die meisten bleiben nach dem Unterricht noch in der Segensandacht und kehren dann wieder in ihren Dienst zurück. Sie bleiben dem Glauben treu und heiraten christliche Mädchen oder verlangen, daß sie noch vor der Heirat getauft werden. So tragen sie den katholischen Glauben in ihre oft weit von hier gelegene Heimat hin. Auch manchem weißen Heidenkind haben die Schwestern die Gnade des heiligen Glaubens verschafft, manche Mütter, die jahrelang den heiligen Sakramenten ferngeblieben waren, wieder mit Gott versöhnt und andere, die in wilder Ehe lebten, zu christlichen Eheleuten gemacht. Wenn der Raum es gestattete, könnten wir viele Kinder hier haben von Familien, die im Innern leben, wo weit und breit keine Schule noch Kirche ist, und die hier ihre Kinder in Pension in Häusern untergebracht haben, wo sie in großen Gefahren leben. Der hochwürdigste Herr Bischof hat ein sehr großes Grundstück gekauft, auf dem ein großes Institut erbaut werden soll, das zur Aufnahme solcher Kinder dient. Möge der liebe Gott mit seinem Segen unser Wirken stets begleiten und uns selbst würdiger machen der hehren Aufgabe, der wir uns hier für ihn hingeben dürfen.

4

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Fortsetzung)

Gar manches in die Missionschule kommende Kind erschrickt bei diesem Befehl und zögert. Mgugu jedoch löste mit fieberhafter Geschwindigkeit die blankgeputzten Messingringe von seinen Armen und Füßen, zerriß die an Hals und Lenden befestigten Schnüre, an denen er Medizinen zu allerlei abergläubischen Zwecken getragen hatte, und verlangte dann energisch eine Hose.

„Ja, gewiß, eine Hose und auch eine Jacke bekommst du, mein Junge“, sagte die Schwester, „nur muß ich dich dem umfundisi (Missionar) vorstellen.“ Der hochwürdige Pater

Hyacinth war hocheifrig von dem neuen, vielversprechenden Zögling, und nahm ihn freundlich in die Schule auf. Doch die so sehr gewünschte Hose bekam Mgugu noch nicht gleich. Seine Haare, die allerlei Frisuren hatten, wurden erst glatt geschoren, ferner mußte er ein warmes Seifenbad nehmen, und dann endlich wurde er bekleidet mit Hemd, Hose und Jacke. So neugestaltet führte ihn die Schwester in die Kirche, wo sie ihn lehrte, das Weihwasser zu nehmen, sich zu bekreuzen und die Kniebeugung zu machen. Nachdem die Schwester Mgugu (den Edelstein) dem Schutze der Patronin des Kirchleins, der schmerzhaften Mutter, empfohlen hatte, führte sie ihn in den Kreis der übrigen Schüler. War das ein Jubel! „Ufikile (er ist gekommen), so wie er gesagt“, riefen sie alle, ihn freudig umringend.

Mgugu wurde ein sehr eifriger Schüler und frommer Katechumene. Gar bald übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, Gehorsam und frommen Übungen. Er war ihnen überlegen in jeder Beziehung. Die Schwester, die das schwierige Amt der Leitung einer Missionschule übernehmen mußte, bekam an Mgugu bald eine Hilfe und Stütze. Ihm waren Autorität und Rednerkunst wie angeboren. Die Zahl der Missionszöglinge nahm stets zu, und nach einem Jahre hatte die gute Schwester schon 120 unter ihrer Obhut, Knaben und Mädchen jeden Alters, angefangen von zweijährigen Kindern bis hinauf zu Jünglingen und Jungfrauen im Alter von 30 Jahren. Heidenkinder, in Unwissenheit und bei schlechtem Beispiel aufgewachsen, bringen gar viele böse Gewohnheiten mit in die Missionschule, und es kostet viel Mühe und Geduld, ihnen bessere Sitten beizubringen. Zeigte sich jedoch irgendeine Unordnung unter den Schülern, da war es Mgugu, der nächst der Schwester jedem Uebel entgegentrat. Er selbst war ein Muster und Vorbild guten Betragens, und so hatten auch alle Respekt vor ihm. Gar oft traf ihn die Schwester, wie er zu gelegenen Augenblicken seine Mitschüler um sich versammelte und ihnen eine Predigt hielt voll Ernst und Energie. In seiner Gegenwart getraute sich kein Schüler etwas gegen die Schulvorschriften oder sonst etwas Böses zu tun.

„Er ist ein ganz außergewöhnlicher, von Gott begabter Negerjunge dieser Mgugu,“ dachte die Schwester oft bei sich selbst, „was wird wohl aus ihm werden?“ Ja, Mgugu tat ganz außergewöhnliche Werke, die nicht leicht ein anderer Negerknabe vollbringt. Er nahm die kleinen Zöglinge im Alter von 3 bis 8 Jahren in seine Obhut. Jeden Abend wusch er diesen die Füße und brachte sie in größter Ordnung zu ihren Ruhestätten. Er wachte über sie auch während der Nacht. Am Morgen wusch er seinen Schützlingen Kopf, Gesicht und Hände und führte sie dann pünktlich, schön paarweise in die Kirche zur hei-

ligen Messe. Mgugu aß nie Fleisch, sondern verteilte seine Portion stets an seine Mitschüler, eine Abtötung, deren Größe nur jener messen kann, der gesehen hat, mit welcher Eier der Schwarze jeden Bissen Fleisch verschlingt. Ebenso enthielt sich Mgugu aller Leckerbissen, wie Zuckerrohr, Bananen usw. Seine freie Zeit verbrachte er meistens in der Kirche oder er lernte seinen Katechismus. Noch Katechumene, betete er den Rosenkranz und ging den Kreuzweg täglich. Lange kniete er oft abends im Gebete auf seiner Strohmatte, bevor er seine müden Glieder zur Ruhe ausstreckte. Bei all seiner Frömmigkeit und seinen Werken der Abtötung war indessen Mgugu nichts weniger als ein Kopfhänger. Er war es besonders, der die Schulkinder stets mit Scherz und Spiel unterhielt. Sein Vorrat an interessanten Märchen und Geschichten ging nie aus, und seine Erzählungen begleitete er mit Gesängen, Gestikulationen und Grimassen, die jeden Zuhörer unwillkürlich zum Lachen reizen mußten. Selbst der hochwürdigste Abt hörte gar manchen Abend Mgugus Vorträgen mit Vergnügen zu. Mgugu war überaus gelenkig. Mit einem Satze konnte er wie eine Kaze auf einen Tisch oder über zwei Schulbänke springen. „Eines Abends“, so erzählte die Schwester, „sandte ich Mgugu mit einer Botschaft hinaus zu Jöglingen, die draußen beschäftigt waren. Hinter dem Schulgebäude war ein etwa 12 Fuß tiefer, ausgegrabener Raum, und Mgugu hatte zur Ausführung seines Auftrages in dieser Richtung zu gehen. Er kannte die gefährliche Stelle sehr wohl. Da es jedoch schon hübsch dunkel war, rannte er in seinem Eifer über den Damm und stürzte in die Tiefe. Er blieb etwas länger aus, als ich erwartete, und ich fragte bei seiner Rückkunft, was Ursache seiner Verspätung gewesen.

„Ich habe einen dummen Umweg gemacht,“ berichtete er mit ganz heiterer Miene, „bin in die Grube hinter dem Hause hinuntergegangen und mußte dann natürlich wieder hinaufgehen, und das war Zeitverlust.“

„Armer Kerl!“ sagte ich bestürzt, „in die Grube bist du hineingefallen! Gewiß hast du dir recht weh getan?“

„Gar nicht,“ antwortete er schmunzelnd, „als ich keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühlte, dachte ich, — jetzt fliegen statt rennen — breitete meine Arme aus, und kam ganz schön auf den Grund.“

„Es war dein Schutzengel, der dich beschützte, du hättest dir können den Hals brechen“, sagte ich darauf, und wir knieten nieder und beteten zum Danke das Vaterunser.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosenkranzkönigin!

Rosen leg ich dir zu Füßen
Dir, o Herzenskönigin,
Und mit Rosen möcht ich grüßen,
Dich, du unsre Mittlerin.

Rosen aus der Kindheit Tagen
Deines Sohnes, lieb und traut,
Weiße Rosen möcht ich tragen
Zu dir hin, o Himmelsbraut.

Rote Rosen möcht ich pflücken,
Ganz durchtränkt von Jesu Blut,
Möcht voll Lieb ans Herz sie drücken,
Denkend an die Gnadenflut,
Die so reichlich ist geflossen
Aus dem bitteren Leidensquell,
Als dein Sohn sein Blut vergossen,
Christi Blut, so rein und hell.

Goldne Rosen möcht ich bringen
Hin zu deinem Himmelsthron,
Möchte jubelnd freudig singen
Deinem auferstand'nen Sohn,
Mit den Engeln dich umkreisen,
Dich, o milde Herrscherin,
Und in tausend neuen Weisen
Preisen dich, o Königin.

Ave Maria!

m. B.

Das Singvögelchen unserer lieben Frau

(Fortsetzung)

Aus dem Leben nach erzählt von Schw. M. E.

Es war einmal an einem milden, lieblichen Maiabend, sie saßen alle drei nach getaner Arbeit in ihrem Gärtchen vor dem Hause. Eine schneeweiße Marienstatue stand in einer grünen Laubnische und leuchtete in der Dämmerung anmutig. Soeben war die Sonne wie ein glühender Lichtball verschwunden, violette Schatten stiegen aus den Bäumen und Blattpflanzen. Marion blickte sinnend der entschwundenen Sonne nach, dann sagte er, wie aus einem Traume gerissen: „So schwindet das Glück.“ „Was ist Glück?“ fragte Edeltraud nachsinnend. „Das Schweigen all unserer Wünsche, die dankbare Ruhe in dem Besitz“, meinte Angelina, ihr Köpfchen an die Schulter Marions legend. „Das wäre der Himmel“, entgegnete Marion schnell. „Auf Erden sind wir nie ohne unerfüllte Wünsche.“ „Angelina hat eine andere Philosophie“, entgegnete Edeltraud lächelnd, „ich wette, sie hat keinen Wunsch mehr auf Erden.“

Die junge Frau Marions blickte fragend mit großen Augen zu ihm auf und sagte: „Deine Schwester hat recht, aber ich sehe, daß du deinerseits nicht dasselbe sagen kannst.“ „Nein, ich könnte es nicht!... Aber, fürchte nichts, mein Lieb“, fügte er schnell hinzu, — denn in ihren blauen Augensternen lag plötzlich ein großer Schrecken, — „ich kann Dir versichern, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden und Gott dankbar dafür.“

Ja, das ganze Menschenherz ist ein Rätsel, man kann eine Sache wünschen und zur selben Zeit auch nicht.“ „So ein Kunststück mußt du uns aber erst erklären, lieber Bruder“, sagte lachend Edeltraud. „Nun, ihr liebt doch die strahlende Sonne so sehr, und doch seht ihr auch gerne ihren Untergang.“ „Ja, weil wir wissen, daß nur eine kurze Sommernacht zwischen Scheiden und Kommen liegt.“ „So freue auch ich mich über mein Glück, weil ich weiß, daß ich es nicht verlieren kann, ohne es besser und schöner wiederzufinden.“ Marion stand auf, leise singend:

„Wo die Himmel blauen, finde ich dich wieder.“

Auch Angelina war aufgestanden, es fröstelte sie plötzlich und ihre melodische Stimme hatte einen eigentümlichen Klang, als sie zu ihrer Schwägerin sagte: „Sonderbar, Marion hat manchmal Augenblicke, wo ich ihn nicht verstehe, da kommt oft so ein Ton in seine Reden, wie von einer zerrissenen Saite, was ist das Edeltraud? Auch fühle ich, es schwebt ein Geheimnis zwischen uns, was besser wäre, ich wüßte und verstände es, o Gott, ich möchte ihn ja so gerne glücklich, ganz glücklich machen.“

„Fasse das nicht so tragisch auf, liebe Angelina, aber du

mußt eben wissen, daß du nicht Marions erste Liebe bist, dein Ritter ist eigentlich Unserer Lieben Frau untreu geworden, oder vielmehr, Maria hat ihn dir selbst gegeben, es war ja nicht seine Schuld.“ Und Edeltraud erzählte Angelina, wie Marions größte, heiligste Sehnsucht gewesen, Priester zu werden, wie er schon als Kind, als Knabe der Lieben Frau Verschen gedichtet und sich ganz als Marienritter verschrieben habe. Angelina zitterte. Jetzt verstand sie alles und tiefes Mitleid erfaßte ihr edles Frauenherz. Angelina erriet auch, daß der Wunsch Priester zu werden, noch immer in Marions Herz schlummerte. Jetzt beobachtete sie ihn, wenn er in seiner Goldschmiede stand und oft in seinen Händen einen goldenen Kelch zitternd hin und her besah, wie in tiefem Sinnen ganz verloren, darum also war er ein Goldschmied geworden, um wenigstens die heiligen Gefäße auf diese Weise in den Händen halten zu können. In Angelinas Seele reifte ein Plan. Nur wollte sie einmal, ein einzigesmal darüber reden mit ihm, aber lange wagte sie es nicht, das Thema zu berühren. Einmal, wieder nach der Maiandacht, wo Angelina das „Singvögelchen Unserer Lieben Frau“ so schön und lieblich gesungen hatte, so wie dazumal, wo sie Marion zum erstenmal gehört, da fragte er sie selber, ob sie noch immer so treu ergeben, so voll heiliger Liebe zu Maria sei, wie in jenen Tagen, wo er nicht hinderlich in ihren Weg getreten. Sie sah ihn groß an. „Marion, du mir hinderlich, nein, keineswegs, meine Liebe ist gewachsen, Marion, und ich hoffe, daß auch du keinen Schaden an deiner Seele erlitten durch mich.“ „Gewiß nicht, mein Kind, denn siehe, ohne dich hätte ich wohl ‚Schiffbruch‘ gelitten, das sah mein geistlicher Freund voraus, deine Hand hat mich bewahrt, Angelina. Du warst mein Engel, und es war gut so, wie es gekommen ist, denn siehe, auch du wolltest ja ins Kloster gehen, auch dir ward der Eintritt verweigert wegen deiner schwachen Gesundheit. Siehe, so waren wir für einander bestimmt; mir war es gut so, daß ich dir, meinem Schutzgeist, begegnete, denn siehe, ich war stolz und anmaßend, nicht würdig, im Weinberg des Herrn zu arbeiten, darum wohl blieb mir die Pforte verschlossen. Wer sich vermessen herandrängt, muß verschmäht werden.“ So sprach Marion und hielt dabei ihre bebende Hand treuest in der seinen, und doch klangen seine Worte so schmerzlich, daß auch Angelinas zartfühlendes Herz mit ihm weinte.

Von jetzt an hatten sie nie mehr dieses Thema berührt. Aber wenn jetzt Angelina sang mit ihrer süßen Stimme, dann klang es ganz anders, so wie das Schluchzen einer Nachtigall, es hatte ihr Singen einen wehmütig schmerzlichen Klang. Sonst aber war sie heiter, stellenweise schien ihr Antlitz wie verklärt, sie betete und opferte insgeheim und schien den Himmel mit einer flehentlichen Bitte zu bestürmen.

Angelina liebte immer mehr die Einsamkeit, sperrte sich oft stundenlang in ihrem Stübchen ein, stückte und dichtete darinnen. Marion arbeitete fleißig in seinem Geschäfte, machte kunstvolle Sachen und wurde ebenfalls ernster und stiller denn je. In Zeitungen und Missionsblättern standen um diese Zeit interessante Spalten über die Neugründung einer Abtei weißgekleideter Mönche strengsten Ordens der Söhne des heiligen Benedikt in Afrika, welche viel von sich reden machte. Marion vertiefte sich in diese Blätter, mehr als ihm vielleicht gut tun mochte, sein geistlicher Freund sah es, aber schwieg... war nicht alles Gottes Walten!

Eines Sonntagnachmittags ergingen sie sich im nahen Wäldchen; die Luft war so rein, nach einem erfrischenden Gewitter, die Vöglein sangen in den Zweigen. Marion war heiterer als gewöhnlich, und auch sein geistlicher Freund und Edeltraud waren mitgekommen.

Auf einer grünen Moosbank nahmen sie Platz, und es war gerade wie in einer stillen Waldkapelle unter dem grünen Laubdache. „Wie schön es hier ist,“ sagte Marion, „bitte, Angelina, singe mal, die sanfte Aeolsharfe wird dich so sanft und lind begleiten.“ „Ja, mein Bruder, ich will dir ein Lied singen, das du noch nie gehört hast.“ Angelina sah ihm dabei so sanft in die Augen, ihre treuen Bergißmeinnichtsterne leuchteten wie in einem überirdischen Glanze.

Ganz leise, anfänglich mit zitternder Stimme begann sie:

Bald geh' ich hinauf in die Himmelsau,
Warum, du darfst mich nicht fragen.
Du aber sollst dienen der lieben Frau
Und Rittersgewande tragen.

Bald geh' ich zur einsamen Grabesruh,
Einen Becher will ich dir senden,
Ein goldgesticktes Gewand dazu,
Gewirkt von meinen Händen.

Der Königin geb' ich den Ritter frei,
Sie soll ihn hinüber führen,
Im weißen Mönchsgewande er sei,
Soll ihren Orden zieren.

Marion horchte gespannt, doch die Schönheit der Töne war der Schleier, der ihm die Gedanken Angelinas verhüllte. Er hatte nur das Singvögelchen Unserer Lieben Frau gehört, aber nicht ihr Herz verstanden. Anders sein priesterlicher Freund, der war rasch und tief bewegt aufgestanden und mahnte aufzubrechen, wollte die Schlußstrophe nicht mehr abwarten... Er verstand die Seele der wehmütigen Sängerin.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau

Rom, die Stadt der Kirchen.

In Rom gibt es heute 405 katholische Kirchen, in denen Gottesdienst gefeiert wird. Daneben stehen dem Kultus noch 207 Kapellen, 70 Drationen und 44 Katakomben zur Verfügung. Seit dem Jahre 1870 sind 98 kirchliche Gebäude ihrem Zwecke entfremdet worden. Wie in andern Weltstädten, so existiert auch in Rom das Problem der kirchenlosen Bannmeile. Während in den alten Stadtteilen oft jede Straße mehr als eine Kirche hat, entbehren die seit Kriegsende entstandenen Vorstädte vielfach der Gotteshäuser. Pius XI. hat im Jahre 1930 mit großer Weitsicht ein eigenes Werk für Kirchenbauten in der Bannmeile gegründet, das bisher 26 Kirchen, 5 Kapellen und 17 provisorische Kultusstätten erbaut hat.

England. Was katholisch England im Jahre 1935 geleistet hat. „The Catholic Times“ veröffentlicht eine Statistik über die Leistungen von kathol. Großbritannien im vergangenen Jahre: Neueröffnete und erweiterte Kirchen 70, Grundsteinlegung und Grundstückerwerbungen für Kirchen 42, neueröffnete und erweiterte Schulen 42, Grundsteinlegung und Geländeankauf für neue Schulen 33, Errichtung verschiedener Institutionen wie Pfarrhäuser usw. 44.

Indien. Der Ministerpräsident des südindischen Staates Kotschin, ein Hindu, hat kürzlich in einer Rede wieder wie schon öfters seine Bewunderung für die katholische Religion ausgesprochen. „Seit meiner frühesten Jugend“, so sagte er, „hat die christliche Lehre und das christliche Ideal einen gewissen Einfluß auf mich ausgeübt. Man hat schon oft disputieren hören über die Frage, ob die Missionstätigkeit etwas Nützliches sei. Aber was man auch darüber sagen mag, ich habe die Überzeugung, die aus meiner Erfahrung stammt, daß das heutige Indien und vor allem unser Land den edlen Missionaren viel Dank schuldet, weil sie unserer Bevölkerung einen neuen Geist eingeprägt haben.“ Der Ministerpräsident hob vor allem hervor, daß die Missionare mit ihrem apostolischen Eifer das indische Volk aus seiner Gleichgültigkeit und Stumpfheit aufgerissen hätten, und das christliche Ideal der Hingebung und des Opfers sei auch dazu angetan, die Inder zu den echten Bürgertugenden zu erziehen, zur verantwortungsvollen Mitarbeit für Volk und Staat.

Südamerika. In einer freireligiösen Zeitschrift, die in dem südamerikanischen Staat Argentinien erscheint, „The Christian Century“, findet sich ein Bericht, der als ein objektives Zeugnis vom Fortschritt der katholischen Kirche in Südamerika gelten darf. Sie schreibt: „Die in der vorigen Generation vorherrschende Auffassung, daß Südamerika unreligiös sei, trifft heute nicht mehr zu. Nachdem verschiedene Strömungen über das Land hinweggegangen sind, hat die historische, d. h. die christliche Kirche seit ungefähr zehn Jahren aus einer neuerwachten religiösen Bewegung neuen Kräftezustrom erhalten. Wir haben kürzlich eine Rundfrage bei einer Anzahl führender Missionare und Sozialarbeiter über die religiöse Lage in den verschiedenen südamerikanischen Republiken veranstaltet. Als Gesamtergebnis konnte festgestellt werden, daß die römisch-katholische Kirche jetzt eine führende Stelle unter den verschiedenen Konfessionen einnimmt. Dieses Ergebnis läßt sich wie folgt zusammenfassen: Allgemein wird anerkannt, daß die römisch-katholische Kirche gegenwärtig die vorherrschende Kirche ist und daß sie eine Erneuerung ihres Einflusses und ihrer Macht erlebt. Überall kann eine gesteigerte Teilnahme am Gottesdienst festgestellt werden; Straßenprozessionen finden heute statt in Städten, die dergleichen Rundgebungen früher streng zu verbieten pflegten; ihre Schulen weisen eine wesentliche

Zunahme an Schülern auf, vor allem die theologischen Seminare, die von der einheimischen Jugend sehr stark besucht werden. Auffallend ist eine Atmosphäre des allgemeinen Vertrauens und aufrichtiger Hochachtung in der Einstellung nichtkatholischer, vor allem behördlicher Stellen gegenüber der Kirche."

5

Gute Bücher

Marienbilder aus aller Welt. Von Sepp Schüller. Mit 50 Bildbeilagen. Kartoniert RM. 2,—. Verlag Bugon & Bercker, Revelaer. Durch alle Buchhandlungen.

Die christliche Kunst Außer-Europas ist bisher unverständlicher Weise noch niemals in einer zusammenfassenden und eingehenden Darstellung behandelt worden. Mit der vorliegenden Ausgabe wird zum ersten Male das außereuropäische Marienbild gezeigt und damit ein wichtiger Abschnitt der christlichen Kunst der Missionsvölker in ihrer interessanten geschichtlichen Entwicklung wiedergegeben. Der als Miterbauer und Rustos des Aachener Missionsmuseums und durch zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge im In- und Ausland bekannte Verfasser ist mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer umfassenden Buchreihe über die Geschichte der christlichen Kunst Außer-Europas beschäftigt. Er konnte daher aus reichen Bildarchiven die besten Beispiele echter Marienkunst für das vorliegende Büchlein auswählen. Was hier in jahrelanger Arbeit aus verschiedensten Quellen und in direkter Verbindung mit Missionaren aller Welt zusammengetragen wurde, ist außerordentlich erstaunlich. Wer ahnt, daß beispielsweise aus der Zeit um 1500 ein chinesisches Madonnenbild erhalten ist und daß aus dem folgenden Jahrhundert selbst am indischen Kaiserhofe christliche Darstellungen verbreitet waren? Von Marienbildern aus aller Welt will die Neuausgabe in Wort und Bild berichten. Sie führt von primitiven Negerarbeiten über eine bemerkenswerte Indianerdarstellung zu alten und neuen indischen Werken, zu javanischen Schnitzereien, Lederarbeiten und Malereien und endet schließlich mit den herrlichen Seidenmalereien aus China und Japan. — Für jeden Freund der Völkerkunde und der Kunst, des Christentums und der Mission ist diese Schrift hochinteressant, weil sie für jedes Gebiet ein Neuland eröffnet!

5

Plauderedchen

An den vielen einlaufenden Sendungen ersehen wir, daß ihr, liebe Missionsfreunde, an keine Ferien denkt. Und wenn einer von euch um Ferien anfragen würde, dann lautete die Antwort: „Das gibt's nicht!“ Denn wer einmal den Kampfplatz verlassen hat, der wird schwerlich denselben sicheren Platz wiederfinden, und somit fällt seine ganze bisher so erfolgreiche Arbeit ins Wasser. Also mutig weiter! Wir stehen in hl. Gemeinschaft mit den Missionaren und Schwestern in den Heidenländern und helfen durch Gebet und durch die Tat.

Da muß ich gleich mit Christel Klinkenberg aus Walsum beginnen. Sie ist meinem Wunsche gefolgt und sendet mit ihrer Silbersammlung einen schönen, langen, ausführlichen Brief. Mein Freude war groß, liebe Christel, und schlau warst du auch. Hat dir die Silberhochzeit deiner guten Eltern auch die Silbertruhe gut gefüllt? Das Paket war ja ziemlich groß. Mit Interesse habe ich deine Schilderung über den schönen Festtag im trauten Familienkreise gelesen. Gelt, bei solch einer Gelegen-

238

heit würdest du wohl wünschen, daß ein Tag die Länge einer Woche hätte, ohne zwischendurch schlafen zu müssen. Wie wäre es, wenn du in deinem Eifer auch deine Freundinnen für die Mission begeistern würdest? Da würde sich vielleicht in Walsum bei vereinten Kräften noch manche Bezieherin der Caritas-Blüten melden. Wie wird's ausfallen?

Dem Kindergarten in Altenbeken einen extra lieben Gruß aus der



Martha, Emma und Maria Heinzmann repräsentieren sich uns heute. Gewiß nicht im Eifer nachlassend, ist das Paket trotzdem leichter geworden. Wann wird es den früheren Umfang (160 Hefte) wieder erreichen?

Nachbarschaft und ein inniges „Vergelt's Gott“ für das Silberpapier, welches in zwei Koffern wohlverpackt glücklich sein Ziel erreichte. Gerne wüßten wir die Namen der eifrigen Sammlergruppe in Heiderhof, die da so sehnlichst ein Brieflein erwarten.

Fräulein El. Hausstein und Anna Schade aus Elbing, was habt ihr denn für liebe unbekannte Helferinnen, daß ihr in so kurzer Zeit ein so großes Paket beisammen habt? Ja, diesmal kam das Paket unbeschädigt an, dafür hat das dicke Packpapier gesorgt. Und die 12-Pfennig-Freimarke? — Sie sagt mir genug. — Inzwischen hat sich das Briefstäublein

von Neuenbeken gewiß schon in Elbing und Heiderhof zurechtgefunden und freundlich grüßend an die Stubenfenster der treuen Missionshelfer und Helferinnen geklopft und um Einlaß gebeten.

Wesel und Umgegend drängt sich jezt immer mehr in den Vordergrund. Zwei Sendungen kamen gleich hintereinander an. Jeder einzelnen einen lieben Extragrüß und sorgt, daß ihr auf eurem Posten bleibt. In Beuthen und Alme-Au sind sie ebenfalls immer noch fleißig an der Arbeit, und nach längerem, wohltuendem Schläfchen haben Dortmund und Meckenheim sich auch wieder aufs Kampffeld begeben. Nur flink wieder hinein in die Schar der Getreuen. Euch ebenso ein herzliches „Vergelt's Gott“.

Und nun noch eine Frage: Wer macht den Versuch, einen oder gar mehrere neue Bezieher unserer Caritas-Blüten zu gewinnen? Gewiß rufen da alle eifrigen Missionsfreunde, und das wollt ihr ja alle sein, wie aus einem Munde: Ich! — Wir sehen es euch an, daß keine von euch zurückstehen möchte. Die Belohnung, welche den Eifrigen bis Dezember dieses Jahres beschieden ist, ist euch ja bekannt. Die Auszeichnung für das neue Jahr behalte ich mir noch vor.

Vergeßt nicht, in diesem Monat euren treuen Lebensbegleiter, den hl. Schutzengel, dessen Fest wir am 2. Oktober feiern, oft und gerne zu grüßen durch ein kleines Stoßgebeten.

Unter heil'ger Engel Hut lebt sich's fröhlich, stirbt sich's gut.
Drum gelobt sei'n ohne Ende diese heil'gen Engelhände,
Denen Jesus anvertraut uns're Seele — seine Braut,
Sie zu zieren, sie zu führen zu des Paradieses Thüren,
Wo der Engel Amt vollbracht, und uns Christus selig macht!
Es grüßen euch herzlich

die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

3

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritas-Blüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Entschlusses in unsere und der Kinder Gebet.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut. 1. Am Feste des allerheiligsten Erlösers (23. Dkt.). 2. Am Feste Allerheiligen (1. Nov.). 3. Am Allerseelestage (2. Nov.).

Goldkorn.

Ein einziger Tropfen Blutes, vom Sohne vergossen, hätte genügt, den Zorn des Vaters zu befänstigen. „Was aber der Gerechtigkeit genügte“, sagt der hl. Chrysostomus, „das genügte der Liebe nicht!“ Jesus gab all sein Blut bis zum letzten Tropfen.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnentin Frau Kath. Finken aus Oberkassel, ebenso bitten wir um ein inniges Gedenken für unsere liebe verstorbene Wohltäterin und langjährige Abonnentin Frau Luhn aus Erfurt. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 11

November

1936

Allerheiligen

Wende heute deinen Blick hinauf zum Himmelsthron,
Zur hehren Stätte, wo dir winkt des ewigen Heiles Lohn.
Sieh, in dem höchsten Glanz der Herrlichkeit dort thront
Gott Vater, und der Sohn mit ihm verherrlicht wohnt.
Und über ihnen schwebt der Heil'ge Geist so süß:
Das ist die ew'ge Sonne im Himmels-Paradies.

Und unter Gottes Augen und rings in Gottes Näh',
Da wohnen all die Heil'gen hoch über Erd und Weh;
Die reinen Engel oben in neunfach heil'gem Chor,
Wie Gott sie singend loben, rauscht hoch ihr Lied empor;
Die heiligen Apostel, geführt vom Fürstenpaar,
Patriarchen und Propheten, hochheilig ernste Schar;

Die Martyrer, erglänzend im roten Purpurkleid,
Stehn tausendfach und jubeln: „Dahin ist Schmerz und Leid!“
Bekenner, die durch's Leben gegangen makellos,
Sie danken Gott und preisen ihr überselig Los.
Der Jungfrau'n Chor, in Kleidern erschimmernd lilienweiß,
Singt - niemand sonst versteht's - ein Lied nach Wunderweis,

Doch sieh', bei Gott am nächsten, wer kniet - so sonnenklar? -
Es ist die heiligste Jungfrau, die seinen Sohn gebar.
Mein lieber Christ, betrachte dies oft in deinem Sinn:
Des Himmels hohe Wonne, der Heiligen Gewinn.
Kein Auge hat's gesehen, kein Ohr hat es gehört,
Welch Seligkeit und Freude dort oben wird beschert.
O wolle für uns bitten, Maria, Mutter rein,
Daß wir zur Himmels-Seligkeit auch einstens gehen ein!

(Altes Kirchenlied.)

Das Königtum der Liebe

Ein Aufruf zum Weltmissionssonntag 1936

von Erzbischof Costantini, Sekretär der Propagandakongregation
und Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung

Der heilige Ignatius von Antiochien sagte in der Frühzeit des Christentums, die römische Kirche besitze das Königtum der Liebe. Dieses Wort beschreibt das Wesen der Missionsliebe, die immer in der Kirche bestand und die in diesen jüngsten Zeiten mit neuerwachtem Missionseifer der ganzen katholischen Welt in wunderbarer Weise sich vertiefte und verstärkte.

Im Mai dieses Jahres verteilten wir an die Missionen 41 Millionen Lire des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung und 6½ Millionen Lire des Päpstlichen Werkes vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus; ferner wurden 12 Millionen Lire verteilt, die vom Werk der heiligen Kindheit gesammelt wurden.

Das sind sehr schöne Ziffern, die zeigen, wie die Gläubigen in ihrer Seele das Missionsproblem mitempfinden und mit unerschöpflicher Freigebigkeit an seiner Lösung mitarbeiten. Zur Bildung dieser Summe trug einen guten Teil das Scherflein der Witwe, d. h. die Gaben der Armen, bei, die von Gott mit besonderem Wohlgefallen angenommen werden.

Wenn man ferner an die Zeit der Wirtschaftskrise denkt, die die ganze Welt peinigt, erhalten die mitgeteilten Zahlen noch eine größere Bedeutung. Im Jahre 1930 konnte der Generalrat des Werkes der Glaubensverbreitung über 67 Millionen Lire verteilen. Diese Zeiten werden wiederkehren, denn die Krise wird weichen. Und immer blüht das Königtum der Liebe unserer Kirche, d. h., die Liebe, mit der die Gläubigen die Kirche in die Möglichkeit versetzen, den stets wachsenden Bedürfnissen der Mission zu Hilfe zu kommen.

Es ist mir ein Herzensanliegen, allen Gläubigen und allen edlen Wohltätern der Mission ein inniges Dankeswort zu sagen und dabei auch die Gefühle unserer Missionare zum Ausdruck zu bringen, die unermüdlich den Schützengrabenkrieg der Weltmission führen. Im Vorjahr gewannen sie eine halbe Million Seelen für den katholischen Glauben. Wir schauen auf sie mit Liebe und Bewunderung. Sie aber blicken auf uns, vertrauend unserem Gemeinschaftsgeist und unserer helfenden Treue. Die Bedürfnisse wachsen, da die Missionen sich jedes Jahr vermehren. Wir aber vertrauen im Glauben, daß auch die Caritas sich mehre.

Ein Bischof der Eisregionen berichtete neulich an die Propaganda von einem Unfall, der seinem greisen Bischof, dessen Hilfsbischof er ist, zustieß: „Im verflossenen Jahre hätte dieser

unermüdliche einundsiebzigjährige Missionsbischof bei einem tragischen Unglücksfall, der seinem Reisegefährten, einem Missionar, das Leben kostete, beinahe selbst das Leben verloren. Die beiden befanden sich auf einer Kanufahrt im äußersten Norden des Vikariats. Das Kanu wurde von einem Wasserwirbel fortgerissen. Ein Baumzweig, unter den das Kanu getrieben wurde, segte den Missionar mit allen Vorräten (Tragaltar, Kleidern, Lebensmitteln) ins Wasser. Der alte Bischof konnte nach unerhörten Anstrengungen zu einer Uferstelle gelangen, ohne des von der Strömung verschlungenen Gefährten noch einmal ansichtig zu werden. Ganz allein befand sich nun der greise Bischof an diesem Orte der Tragik, erschöpft, ohne irgendwelche Hilfsmittel, mehr als 40 Kilometer von jeder menschlichen Behausung entfernt. Er beobachtete die Strudel des Flusses, ob sie nicht den Leichnam des Gefährten herausgäben. Vergebens! Ruhig erwartete er dann selbst den Tod — oder eine Hilfe, die ihm die göttliche Vorsehung vielleicht schicken würde. Zwei Tage später kam an der Stelle zufällig ein Goldsucher vorbei und rettete den armen Bischof.“

Diese Tatsache, die sich in anderer Form recht häufig in den Missionen wiederholt, ist auch ein Gleichnis. Es zeigt an, wie die göttliche Vorsehung gerne den treuen Missionaren hilft, die von so vielen Gefahren und Nöten umgeben sind. Die Vorsehung bedient sich der Menschen, um ihnen zu helfen. Von uns verlangt sie, daß wir die Werkzeuge ihrer mütterlichen Sorge für den Unterhalt der Missionare seien. Wir sind wahrhaft diese edlen Werkzeuge, wenn wir für die Ausbreitung des Gottesreiches beten, wenn wir den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter auf das Feld der apostolischen Arbeit sende, wenn wir mit unserer Caritas den Missionaren die Möglichkeit schenken, zu leben und zu arbeiten.

Um die Caritas zu mehren, muß der gewaltige Missionskreuzzug der Gläubigen organisiert werden. Das Geheimnis des Erfolges liegt ganz in der Organisation. Wir wenden uns an unsere verdienten Mitarbeiter, an die Nationaldirektoren des Priestermissionsbundes und der Päpstlichen Werke, damit sie nicht innehalten in der Arbeit, die weltumspannende Missionsorganisation immer weiter vorwärts zu tragen. Alle Priester sollten Mitglied des Priestermissionsbundes werden. Dieser Bund ist gleichsam ein warmer Blutkreis, der durch seine feinsten Adern alle Pfarreien erreicht. Im verflossenen Jahr vermochten die Katholiken einer Nation trotz der besonderen Schwierigkeiten ihren Missionsbeitrag zu erhöhen. Die Erklärung dieser beispielgebenden Tätigkeit bietet das Wort „Organisation“. Alle guten Katholiken sollten Mitglied des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung werden! Alle Priester

und Seminaristen mögen sich stets des Päpstlichen Werkes für den einheimischen Klerus annehmen, es überall bekannt machen und ihm Hilfsmittel zuführen, damit es ihm ermöglicht wird, die jungen Priesterkandidaten heranzubilden, die sich in den einheimischen Seminarien drängen. So bereiten sie die Ankunft des Reiches Christi in den Heidenländern vor.

Im Mai vorigen Jahres gründete ein spanischer Priester eine Studienbursche für einen einheimischen Seminaristen. „Das ist mein ganzes Geld“, sagte er zum Nationaldirektor des Werkes für den einheimischen Klerus. Dann besann er sich einen Augenblick, als ob er etwas vergessen hätte, faßte in seine Tasche und übergab dem Nationaldirektor seine goldene Uhr mit Kette. „Geben Sie dies bei Ihrer Komreise dem Papst für den einheimischen Klerus.“ Ich durfte dem Papst diese goldene Uhr selbst übergeben. Hat sie doch eine moralische Bedeutung, die kostbarer ist als der Metallwert selbst. Der Papst, der die Missionsaktion so sehr liebt und so sehr begünstigt, wertete die karitative Geste sehr und gab mir den Auftrag, in seinem Namen dem schlichten Priester zu schreiben.

Jeder von uns wird auch in schweren Zeiten irgend etwas finden, um das Königtum der Missionsliebe, der Liebe zur heiligen Kirche, immer mehr zu entflammen! Betag 1936 zu feiern. Er ist bestimmt zum Leben und zum Wachstum des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung. Er soll eine Welt-Heereschau der Missionshilfe sein. Am Weltmissionssonntag sollen wir 1. für die Missionen beten, 2. immer mehr den Missionsgedanken verbreiten, 3. die Mittel sammeln, damit die 500 Missionen, die unter den fernen Riesenmassen der Heiden errichtet sind, leben und arbeiten können.

Möge der eindringliche Ruf Christi unsere Herzen rühren: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstall sind; und es ist notwendig, sie zu mir zu führen, damit ein Schafstall und ein Hirt werde.“

3

Der Glaube

Ich glaube, Gott, mit Zuberficht,	Mein Glaube kommt von Gott,
Was Deine Kirche lehret;	Ihm bleib ich treu bis in den Tod.
Es sei geschrieben oder nicht,	Was Gott, die ewge Wahrheit, spricht,
Denn Du hast ihr's erkläret.	Dran glaub ich fest und zweifle nicht.

Hab und Gut, ja Leib und Leben
Sollst du für den Glauben geben.
• Schäme dich des Glaubens nicht,
Sonnst trifft dich ein schwer Gericht.

Allerlei aus der Mission

Flandria, Congogebiet

Schw. M. Agnella

Wenn neue Schwestern aus Europa kommen, freuen sich nicht nur unsere alten Missionarinnen, sondern auch unter der schwarzen Bevölkerung herrscht großer Jubel. Das Begrüßen will kein Ende nehmen, ebensowenig das Fragen nach den ihnen bekannten Mamas aus Europa, besonders nach Mama Paula und Mama Ebba, die sie bei der Visitation kennenlernten. Mit großer innerer Befriedigung nehmen sie dann die Grüße aus Europa entgegen; besonders unser Koch in Bamania, der Vater der kleinen Paula, war recht stolz auf die Grüße und Geschenke von Mutter Paula, welche bei ihrem Aufenthalt im Kongogebiet Patenstelle bei seinem Töchterchen vertrat.

Die Arbeit in der Krankenpflege brauchte ich hier nicht zu suchen. Morgens vor 6 Uhr kommen in Bamania schon 40 bis 50 Kinder und große Leute Arznei und Salbe holen für ihre Krankheiten und Wunden. Interessant ist dann, was sie einem dabei erzählen. Sie glauben nämlich, daß sich auf der Stelle, wo sie Schmerzen haben, Tiere befinden, und sagen dann, das Tier beißt, oder das Tier sagt: ka ka ka oder kei kei kei usw. Sie haben sehr gerne Einspritzungen und sind stolz darauf, wenn sie eine solche bekommen. Wir sind aber auch selbst oft darüber erstaunt, welche gute Erfolge wir bei den schlimmsten Wunden und Krankheiten der Schwarzen mit den europäischen Medikamenten haben.

Eine schwierigere Aufgabe ist es, die Neger zur Arbeit anzulernen, besonders wenn man an europäische Hast und Schnelligkeit gewöhnt ist. Diese kennt der Neger ebensowenig, wie Sorge und Überlegung. Den ganzen Tag hört man sie ihre eintönigen Weisen singen. Sobald aber Arbeitsluß ist, hört man große Freudenrufe; die ganze Gesellschaft verschwindet so rasch, daß man das Aufräumen für sich selbst hat, wenn man nicht acht gibt.

Sonst geht das Leben hier seinen gewöhnlichen Gang, wie in Europa, nur gibt es hier nie Frost oder Kälte. Tagtäglich steht die liebe Sonne hoch am Himmel und sendet uns ihre heißen Strahlen. Unerträglich ist die Hitze jedoch nicht.

Hier in unserer Nähe sind ausgedehnte Palmplantagen und eine große Palmölfabrik. Dieses Palmöl wird nach Europa exportiert zur Seifenbereitung. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt unsere Mission, mitten im Urwald. Von morgens 6 Uhr bis abends 5 Uhr hört man Holz hacken und Gras schlagen. Auch das Feuer muß seine Dienste tun, um den Boden urbar zu machen. Die Riesenstämme von einigen Meter

Durchschnitt werden ausgebrannt; in der Nähe unseres Hauses brannte ein solcher Baum 14 Tage lang, ehe er verkohlte. In dunkler Nacht erscheinen diese brennenden Riesenstämme wie Feuersäulen. Ein Wächter ist beauftragt, während der Nacht zu sorgen, daß das Feuer den mit Palmblättern gedeckten Lehmhäusern keinen Besuch abstattet.

Das Volk hier ist allerdings noch ziemlich wild, aber sehr zutraulich. Für die Schwestern geben sie auch gerne von ihrem Eigentum etwas ab. Wir haben berechtigte Hoffnung, daß Flandria eine der blühendsten Missionen wird. Gott wird weiter helfen!

Eingeborenen-Mission in Lourenço Marques

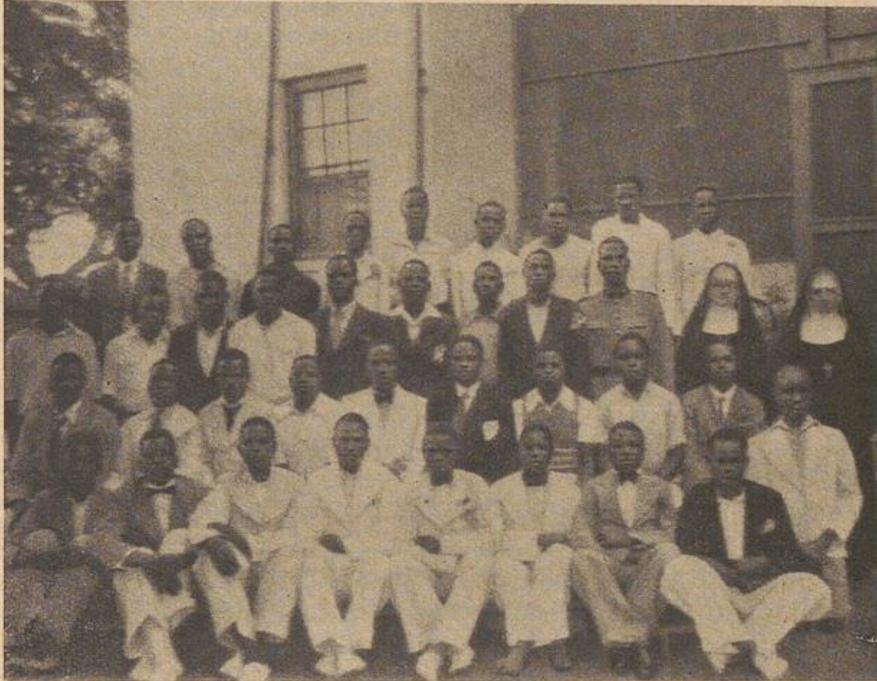
Als wir vor zehn Jahren unsere Tätigkeit unter der europäischen Bevölkerung in Lourenço Marques aufnahmen, da wurden wir viel bekritelt und benörgelt, daß wir in Afrika unsern Wirkungskreis an den Weißen anstatt an den Schwarzen ausüben wollten oder vielmehr sollten. Ja, selbst einige Schwestern wären nicht gern hierhin gekommen, aus dem einfachen Grunde, weil hier ja keine Eingeborenenmission sei. Meine Jugendträume handelten auch vom Kaffernkraal und Ausfäzigenheim, von Wanderungen durch dürre Steppen bei glühendem Sonnenbrand, von ausgefetzten Kindern am Waldesrand und Taufen in Hülle und Fülle. Die göttliche Vorsehung führt die Menschen eben wie sie es für gut findet, und das ist so tröstlich.

Ich war aber gleich für Lourenço Marques begeistert. Und diese Liebe wurde bedeutend verstärkt, als vor einigen Jahren ein Priester sagte, daß wir hier in Lourenço Marques voll und ganz als Missionschwestern an unserm Plage seien. Schon gleich am Anfange unserer hiesigen Tätigkeit, als unsere Schwestern hinreichend portugiesisch sprachen, wurden zwei derselben vom hochwürdigsten Herrn Bischof bestimmt, des Sonntagsnachmittags zur Pfarrkirche zu gehen, um dem hochwürdigen Herrn Pfarrer im Religionsunterricht der großen schwarzen Jungens, die hier zu Tausenden im Dienst sind, zu helfen. Wie schon öfters bemerkt wurde, geben in den südlichen Ländern nicht nur Priester, sondern auch Schwestern und Laien Katechese in der Kirche.

Die Art des Unterrichtes, wie sie hier gebräuchlich war, war überaus ermüdend und so wenig erfolgreich. Um einen herum und vor einem saßen die Jungens, jeder mit seinem Katechismus in der Hand. Der Unterricht war von 3 bis 5 Uhr festgesetzt, daran schloß sich der sakramentale Segen. Jede Schwester hatte ihre bestimmten Schüler. Fanden sich des Sonntags 30 ein, so kam auf jeden vier Minuten Unterrichtszeit, da Einzelunterricht herrschte; kamen aber 40 Burschen, so erhielt

jeder nur drei Minuten. Ja, es kam des öfteren vor, daß die letzten fortgeschickt werden mußten, weil keine Zeit mehr war. Zuerst mußte das Gelernte abgehört werden; wieviel Zeit blieb dann noch für die Erklärung? Die Schwestern konnten sich nur schwer mit dem veralteten System abfinden; aber wir wissen ja alle, daß es nicht so leicht ist, mit dem Althergebrachten zu brechen. Es schien fast unmöglich, Abteilungen und Gesamtunterricht bei den Sonntags-Katechesen einführen zu können.

Mittlerweile war dieser Unterricht schon zweimal an andere Schwestern übergegangen, teilweise, weil erstere zu viel zu tun



Lourengo Marques

Gruppe ungetaufter Eingeborener, die des Sonntagsnachmittags zur Katechese kommen, mit Schw. M. Theresilla (mit Brille) und Schw. M. Thomasa

hatten, und teilweise wegen Versetzung. Als vor anderthalb Jahren im Dezember die großen Sommerferien begannen, und mehrere Schwestern verreisten, wurden die Katechesen einer stellvertretenden Schwester und der portugiesischen Lehrerin als Gehilfin übertragen. Kaum war 1935 anfangs Januar die Taufe der Jungens und die feierliche Kommunion vorbei, da nahm sich die Schwester die Freiheit und den Mut und teilte die Katechumenen in Getaufte und Ungetaufte und jede Partie wieder in zwei Abteilungen, von denen die eine von 3 bis 4 und die andere von 4 bis 5 Uhr kommen sollte. Zuerst kamen die bestimmten Jungens nicht so ganz pünktlich und waren auch nicht so ganz zufrieden, weil nicht jeder seine Lektion aussagen konnte. Anfangs Februar kamen Schwester Theresilla und

Schwester Thomasa, die eigentlichen Katechistinnen, aus den Ferien von Mariannahill zurück. Sie wurden mit der neuen Methode bekanntgemacht und nahmen dieselbe mit großem Eifer und viel Freude auf. Die Jungens gewöhnten sich bald daran und sind schon lange sehr pünktlich.

Schwester Theresilla und Schwester Thomasa gehen ganz in dieser so liebgewonnenen Tätigkeit auf und haben sehr schöne Erfolge. Jede von ihnen hat etwa 40 Schüler, die in zwei Abteilungen eingeteilt sind. Viele von ihnen haben die Katechesen so gern, daß sie nicht nur eine, sondern zwei volle Stunden der Schwester zuhören, und nachher bleiben sie noch in der Andacht. Die Jungens lernen ihre Antworten gut, betragen sich musterhaft und machen den Schwestern viele Freude, so daß diese öfters ganz begeistert von ihrer sonntäglichen Beschäftigung nach Hause zurückkehren. Der Segen und die Wirkung dieser Katechesen sind doch etwas Besonderes. Man muß bedenken, daß am Sonntagnachmittag halb Lourenço Marques im Kino sitzt, auch die schwarze Bevölkerung. Da bleiben diese großen, lebenslustigen Burschen zwei Stunden zu den Füßen einer einfachen Schwester sitzen, lassen Kino und Spaziergang im Stich und gehen noch fast alle Wochen zu den heiligen Sakramenten! Die Schwestern ihrerseits tun alles, um den guten Jungens kleine Freuden zu machen.

Gestern wurde hier das Herz-Jesu-Fest in der Kirche feierlich begangen. Wegen Aussetzung des Allerheiligsten fiel die Katechese aus. Da die Jungens frei waren, bestellten Schwester Theresilla und Schwester Thomasa sie zu unserer Schule, um sie zu fotografieren. Die Burschen versammelten sich draußen. Als die festgesetzte Zeit gekommen war, schickten wir unsern Luis, einen der eifrigsten, hinaus, die Geladenen in den Schulhof zu geleiten. Stillschweigend kamen sie heran, zwei und zwei, wie in einer Prozession. Während des Aufstellens und des Fotografierens wurde kein Laut gehört, abermals ein schöner Beweis der Ehrfurcht, den diese großen Kinder für ihre Schwestern haben. Wir freuen uns und danken Gott für diesen Erfolg unserer Eingeborenenmission. Schw. M. Archangela.

4

Das Singvögelchen unserer lieben Frau

(Schluß)

Aus dem Leben nach erzählt von Schw. M. E.

Nur kurze Zeit noch lebten sie so schön zusammen wie Bruder und Schwester in süßer Eintracht und heiliger Liebe; das war die letzte und glücklichste Frist ihres Lebens. Einige Monate später hatte Marion eine Geschäftsreise zu machen. Angelina sollte ihn begleiten, war jedoch auffallend schwach und kränklich geworden. So nahm sie Abschied von ihm, sie war

bleich, aber sehr heiter und sagte: „Du gehst nach Neapel, wo es heißt ‚Neapel sehen oder sterben‘... ich aber gehe zum Himmel, von wo aus ich dich überall sehen, dir überall folgen kann.“ Er verwies ihr solche traurige Reden, und versprach, recht bald retour zu kommen.

Edeltraud aber schüttelte den Kopf, sie war in banger Sorge um Angelina, sie konnte gar nicht verstehen, wie Marion so blind sein konnte und nicht sah, wie es um Angelina stand. War es ein wohltuender Schleier, mit welchem ihm der Herr gleichsam die Augen verbunden hatte? Der geistliche Freund aber ahnte Angelinas rasches Ende.

Totenröslein blühten auf ihren Wangen und jetzt, kaum wo Marion verreist, stürzte ein Blutstrom über das weiße Bett und schmückte sie mit roten Rosen. Ein Telegramm wurde an Marion geschickt. Der Arzt stand trostlos an ihrem Lager; er gab an, noch nie solchen raschen Fall erlebt, aber auch noch nie so eine glückselige Sterbende gesehen zu haben. Sie war noch bei vollem Bewußtsein und so dankbar für alle Liebesdienste, so heiter, als ginge es per Eilpost in den Himmel, nach welchem sie so heiße Sehnsucht verzehrte. Marion kam, er war wie von Sinnen, hielt es einfach gar nicht für möglich, daß er das sanfte Singvögelchen Unserer Lieben Frau sterbend in seinen Armen halte. Ihre Nähe wirkte so heilig, als wäre sie nicht mehr auf Erden, als gehöre sie nicht mehr ihm, sondern der Lieben Frau dort oben in Himmelhöhen. Ihr letztes Wort war ein Gebet für ihn... „Marion, — einen Kelch“ — dann legte sie das Köpfchen auf seine Schulter und starb.

Die blauen Augen hatten sich für immer geschlossen. Wie kam es nur, daß sie so schnell von ihm gegangen?... Was hatte der Herr vor mit ihm? Angelina hatte ihm ihr Leben geopfert, jetzt fiel der Schleier von seinen Augen. Still und verschwiegen, wie die Schönheit ihrer Seele, war Angelinas Tod. Sie hatte ihr Geheimnis mit hinübergenommen. Jetzt aber ahnte, verstand Marion alles. Als er so da saß in ihrem Gemache, vor ihrem lieblichen Porträt, da war es ihm, als spräche sie: „Mein Leben ist der Preis deiner Gnade.“ Er öffnete ihren Schreibtisch. Es war ihm eine wehmütige und doch süße Beschäftigung, die Kleinigkeiten und Andenken ihres Frauenlebens zu ordnen. Was fand er nicht alles, was ihren hohen, edlen Sinn verriet! Blumen, Vöglein, die sie selber gemalt, Lieder, die sie selber gedichtet hatte. Alles stille im Verborgnen. Siehe, da lag auch ein Brieflein für ihn, ihr letztes. Nur wenige Worte, sie schienen mit Tränen benetzt: „Marion, mein Freund, mein Bruder! Wenn Du diese Zeilen liest, grüße ich Dich vom Himmel herab. Zürne mir nicht, daß ich Dir Schmerz bereitet, er wird rasch vorübergehen. Ich habe Gott gebeten, inbrünstig gebeten, mich von dieser Welt hinweg zu nehmen,

damit Du frei würdest zu seinem heiligen Dienste. Ich fühle, er hat mich erhört. Lebe wohl! Deine Schwester Angelina.“

Marion legte den Kopf auf seine verschlungenen Arme. Sanfte Tränen flossen leise auf die Tischplatte, auf ihren Brief. Dann wurde es plötzlich so stille in seiner Seele. Himmlischer Trost erfüllte ihn. Wie eine Vision kam es über ihn. Er sah sich in Afrika, in wilder Gegend, unter schwarzem Wolke als Missionar und Priester. Er sieht den Zug der Mönche im weißen Kleide, sieht sie schreiten, voran die Brüder, darauf junge Mönche mit Gesichtern wie Milch und Blut, deren durchgeistigte Linien der Gedanke meißelt, reife Männer folgen, denen um Auge und Mund ernste Runen stehen, die von Kampf und Sieg, von viel Weisheit reden, — und er sieht sich mitten unter ihnen. Er sieht des Abtes hohe, schlanke Gestalt mit markigen Zügen, wie er segnend seine Hand auf sein Haupt legt. Dann hört er, ja, er singt selber das Salve Regina kräftig mit. Nur ein Moment war es, aber so deutlich, als befände er sich jetzt noch in den ernstesten Klosterhallen. Was war das? Hatte er denn geträumt, war es denn Wirklichkeit, was er geschaut? ... Marion wußte es nicht, er konnte sich nicht klar werden, aber er fühlte unbeschreiblichen Trost, Gottes Nähe war ihm fühlbar, wie er es noch nie empfunden. Und ein Wunsch, ein glühender Wunsch erfüllte ihn, bei denen zu sein, die er soeben so klar im Geiste geschaut.

„Salve Regina“, hallte es in seinem Innern wie ein fernes Echo. „Königin, laß mich dein Ritter sein! Angelina, bitte für mich. ...“

Jetzt trat seine Schwester Edeltraud zur Türe herein, mit einem mit weißem Seidenpapier sorgfältig umhüllten Paket. Sie legte es nicht ohne tiefe Rührung auf den Tisch vor ihm hin. „Das ist das letzte Geschenk Angelinas“, sagte sie und öffnete mit zitternder Hand das Paket. Ein herrlich fein gearbeitetes Messgewand lag vor ihm; noch war es nicht ganz vollendet. „Es ist für dich bestimmt. Angelina sagte mir, ich soll es fertig machen, dann dir zusenden, wenn du es benötigst, die Zeit sei nahe.“ Edeltraud sprach mit zitternder Stimme und tränenvollen Augen. Marion küßte das Gewand und sagte mit leiser Stimme: „Ja, die Zeit ist nahe“, er blickte dabei wie geistesabwesend in die Ferne. Edeltraud verstand ihn nicht. Marion erhob sich. Noch einmal auf ihr Bild blickend, sagte er, wie für sich selber: „Du hast mir den Weg gezeichnet — nun sehe ich klar, was ich tun soll.“ Er griff an seine Stirne, das Bild, das er geschaut, oder war es Traum — war es eine Gnade, — Herr, führe mich zu ihnen! — Marion nahm Hut und Stock und eilte auf den Gottesacker. Noch war der Grabhügel kahl, nur der weiße Grabstein mit der Immaculata zierte es. „Bevor ich gehe, werde ich goldene Ähren und Reben

pflanzen; sie sollen dein Grab schmücken und in den Zweigen wird das Singvögelchen Unserer Lieben Frau den Triumphgesang der Liebe und des Opfers singen.“

*

Es ist nicht viel mehr in den vergilbten Blättern zu lesen. Mit Hilfe seines geistlichen Freundes gelang es Marion Gott- hold leicht, seine Wege zu ebnen. Ersterer war bekannt mit dem Abte des strengen Mönchsklosters in Afrika. Dieser nahm Marion mit Freuden auf. Jetzt schritt er auf leichtem Pfade zum Heiligtum und niemand sprach mehr: „Noli intrare.“ Das Tor war geöffnet, obwohl es über das Weltmeer ging, und das Schiff gelangte sicher ans Gestade des Friedens. In strengem Stillschweigen und harter Arbeit, im opfervollen Missionsleben dieser Mönche beschloß Marion sein Gott geweihtes Leben. Dort verstummte seiner Sehnsucht Schrei, dort jubelte er sein Salve Regina, „Sei gegrüßt, o Königin, du, meine einzige Hoffnung, sei gegrüßt!“ Obwohl ein Spätberuf, hatte er viel in der Mission gearbeitet und war ein guter Hirte seinen schwarzen Schäflein, die er an heilige Quellen geführt hat. Gar feierlich war Marions Priesterweihe in Afrika.

„Du hast meine Bande zerrissen, o Gott, deswegen will ich dir darbringen ein Opfer des Lobes.“ ... Er hatte das Messgewand angetan, das ihre Hände für ihn gearbeitet, und diesen Psalmtext hineinstickten, als er an einem hohen Marienfesttage seine erste heilige Messe las. Er trug nun das Gewand eines alten ehrwürdigen Ordens und wurde zugleich ein eifriger und beliebter Missionar Afrikas. Er trug den „Kelch“ und den „Wassenschmuck“, den sie für ihn in gewaltigem Ringen dem Engel des Todes abgenommen. Weil ihm, Marion, nun hieß er Pater G., zweimal das Herz gebrochen, kam die Gnade in doppelter Fülle. Er weinte süße Tränen des Glückes, aber er gedachte auch ihrer, so wie man sich der Engel erinnert, die uns Gott auf rauhem Pfade zugesellt. Seine Verbindung mit ihr war ja nur ganz kurze Zeit, kaum 13 Monate, und sie hatte ihm das Tor geöffnet, weil er den Weg über den grünen Hügel ihres Grabes genommen, vorbei an dem „einsamen Marmorhaus“. Sein Talisman war die Frucht ihres Todes.

„Bald geh' ich ins einsame Marmorhaus;
Einen Becher will ich dir bringen,
Einen Becher, hoch wie ein Priesterkelch,
Mit Steinen aus meinem Ringen.“

5

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Fortsetzung)

Dstersamstag im Jahre 1893 war der große Tag, an dem die ersten Negerkatechumenen der Missionsstation Maryvale durch das Sakrament der Taufe von Sünden gereinigt und in die heilige katholische Kirche aufgenommen wurden. Fünfzig Zulus, Knaben, Mädchen, Männer, Frauen, Greise und Greisinnen, schwuren an jenem Tage dem Teufel und seinen Werken ab, und wurden Kinder Gottes, Erben des Himmelreiches. Mgugu war einer der Glücklichsten unter den Glücklichen, sein Name war nun Mloysius. Im Laufe des Nachmittags kam er zur Schwester, um seine glücklichen Gefühle in Worten auszudrücken. „Mutter, ich habe heute Gott versprochen, ihm zu dienen. Ja, es ist mir Ernst, ich will Gott dienen, ich will Priester werden; erkläre mir, Mutter, wie kann ich Priester werden.“

„Mein Sohn, ich fürchte, du verstehst nicht, was du dir da vornimmst. Du hast keinen Begriff, wie erhaben und schwer das Amt eines Priesters ist, und du müßtest vieles, vieles lernen, dazu brauchtest du viele Jahre lang.“

„Ja, das will ich, viele, viele Jahre lang lernen, so lange, bis ich tun kann, was der Baba (hochwürdige Pater) tut.“

„Ich weiß nicht, ob das für dich jemals möglich wäre, lieber Mloysius. Geh, sprich darüber mit dem Baba odumisekayo.“

Der hochwürdige Pater Hyacinth erklärte Mloysius kurzweg, es sei keine Aussicht für ihn, Priester zu werden, er solle sich diesen Gedanken ausschlagen. Er dürfe Katechet werden, dann könne er in die Dörfer gehen und seine Stammesgenossen unterrichten. Mloysius bekam fortan täglich speziellen Unterricht in verschiedenen Fächern, um dann möglichst bald als Katechet verwendet zu werden.

Das tadellose Betragen des guten Kaffernjünglings, seine Lernbegierde und besonders seine gediegene Frömmigkeit machten schließlich den hochwürdigen Pater Hyacinth doch nachdenklich, und als der hochwürdigste Abt Amandus wieder auf Besuch nach Maryvale kam, stellte er ihm den Jüngling vor. Mloysius kniete demütig nieder, den Segen des Abtes zu empfangen, küßte ehrerbietig dessen Ring, und sagte dann zum Erstaunen der Anwesenden treuherzig zum Abte: „Ngicela ukufunda ubupriste 'nkosi“ (Herr, ich bitte, lernen und Priester werden zu dürfen.) Abt Amandus, der wenige Jahre später im Rufe großer Heiligkeit starb, erkannte sofort, daß der Jüngling von Gott berufen sei und traf sehr bald Anstalten, ihn nach Rom in das Kollegium der Propaganda zu senden.

An einem hellen, sonnigen Tage, wie es deren in Natal so

viele gibt, wagte es die Schwester, ihren von Gott so sehr bevorzugten Zögling Aloysius in seinen Heimatskraal zu begleiten. Es galt, von dessen Vater die Erlaubnis zu erbitten, ihn über das Meer zum Lernen senden zu dürfen. Die gute Schwester machte den weiten Weg von drei Stunden zu Fuß. Sie nahm noch mehrere andere Schulknaben zu ihrer Begleitung mit.

Unter brennenden Sonnenstrahlen ging es auf schmalen Fußpfaden über weite Grasflächen. Es hatte sich bisher noch keine Missionschwester von Maryvale so weit in die Wildnis hinausgewagt. Das Erscheinen der Schwester im blutroten Habit und dem weißen Schleier war daher für die Eingeborenen gespensterhaft. Kinder liefen erschreckt den Hütten zu, und schlüpfen eiligst durch den runden Eingang, um sich im Innern zu verbergen. Selbst ein Weib schrie aus Leibeskräften um Hilfe, als sie der Schwester ansichtig wurde. Von einigen Hütten aus hezte man die Hunde auf die Vorübergehenden, welche jedoch die Schulknaben mit ihren Stöcken mutig abwehrten. Einige Männer und Knaben jedoch, die schon öfter eine Missionschwester gesehen hatten, kamen herbei und reichten der Schwester freundlich die Hand. Endlich, um die Mittagsstunde erreichten die müden Wanderer Mantshongas Kraal, das Heim unseres Aloysius. Als sie noch in einiger Entfernung der Hütten gingen, schien es, als seien alle Bewohner derselben in großer Aufregung — es war ein wildes Hin- und Herrennen und Durcheinanderrufen, und viele Personen entfernten sich nach allen Richtungen. Nun aber war alles still, mäuschenstill. Alle hatten sich ins Innere der Hütten zurückgezogen. Nur ein Mann stand mit gebieterischer Miene im weiten, von stacheligen Gewächsen umzäunten Hof. Er trug zwei dicke Ringe auf dem Kopfe, das Zeichen eines großen Kraaleigentümers. Einige Schwänze wilder Tiere, über seine Lenden herabhängend, bildeten die ganze Bedeckung eines starken, hochgewachsenen Körpers mit glänzender, dunkelbrauner Hautfarbe. Es war Mantshonga. Aloysius ging freudig auf ihn zu und sagte: „Sakubona Baba (Wir haben dich gesehen, Vater), ich bin gekommen, dich zu sehen.“

„Das ist schön, mein Edelstein; aber was will dieses Heer hier?“ erwiderte Mantshonga, seinen Blick auf die übrigen Knaben gerichtet.

„Das ist kein feindliches Heer, Vater, die sind meine Schulkameraden, meine besten Freunde, und hier ist meine Lehrerin, meine weiße Mutter“, sagte Aloysius, die Schwester seinem Vater vorstellend. „Bedenk es, Vater, mir zu lieb hat sie diesen weiten Weg zu Fuß gemacht. Keine andere weiße Frau tut das für ein Zulukind. Meine Lehrerin wünscht mit dir zu sprechen, Vater.“ „Gut, setzt euch“, sprach darauf der Kraalgebieter. Alle Knaben setzten sich auf die bloße Erde nieder. (Fortf. folgt.)

REQUIESCANT IN PACE!



Unsere lieben Verstorbenen Oktober 1935 bis Oktober 1936

Schwester Lewinna, Justina Brand, geboren am 19. April 1879 in Borgenteich, Westfalen, trat am 4. Mai 1903 in unsere Genossenschaft ein und starb am 31. Oktober 1935.

Am letzten Tag des Rosenkranzmonats holte die liebe Gottesmutter unsere liebe Schwester Lewinna heim. Nach vierwöchiger Krankheit, die sie mit großer Geduld und Heiterkeit ertrug, verschied die gute Schwester, wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten, ohne jeden Todeskampf in unserem Krankenhause in Paderborn. Sie gehörte über 32 Jahre unserer Genossenschaft an. Ihre Bestimmung für das Studium und die Mission durchkreuzte ein Leiden, das Schwester Lewinna auch in späteren Jahren manche Beschwerde verursachte. Aber viel hat ihre Umgebung davon nicht gemerkt. Ihr wurde der Versand und die Verbreitung der Karitasblüten übertragen. Das war ein weites Arbeitsfeld für die seeleneifrige Schwester. Ganz besonders bemühte sie sich um die Ausbreitung der Verehrung des kostbaren Blutes. Groß ist die Zahl der Mitglieder, die sie für die Erzbruderschaft vom kostbaren Blute gewonnen hat. Mit Liebe und Fleiß arbeitete sie ein Büchlein aus und stellte darin die schönsten Gebete und Andachtsübungen zum kostbaren Blute zusammen. Der Segen, der aus diesem Büchlein fließt, kommt sicher unserer lieben Mitschwester zugute. Gott allein weiß, wieviel Briefe sie geschrieben, wieviel Mühe sie darauf verwandte, um die Abonnentenzahl der Karitasblüten zusammenzuhalten. Er wird ihr ein reicher Vergelter sein! Wie friedlich war ihr Tod, ein getreues Echo ihres Lebens!

Schwester M. Anysia, Anna Meiers, geboren am 30. März 1883 in Neuerburg-Affler, Rheinland. Sie trat in unsere Genossenschaft ein am 2. Oktober 1912.

In der Allerseelenoktav wurde unsere Schwester Anysia in Tienray von ihrem schweren Magenkrebsleiden erlöst. — Am Abend des 6. November kam Würdige Mutter zur Visitation

nach Tienray und wurde von der sterbenskranken Schwester noch mit heiterem Lächeln begrüßt. Und gleich, als hätte sie nur noch auf Würdige Mutter gewartet, rüstete sie sich schon am anderen Morgen fast unmerklich zur Reise in die Ewigkeit, nachdem sie noch kurz zuvor die heilige Kommunion empfangen hatte. Schwester Anysia war eine sehr strebsame, einfache und bescheidene Schwester. Sie war eine große Verehrerin der lieben Gottesmutter. Die Lourdesgrotte zu schmücken, war ihr immer die größte Freude. Im Schatten des Marienheiligums durfte sie ihr schmerzreiches Leben beschließen, in dessen trauer Nähe darf sie nun der einstigen Auferstehung entgegenschlummern. Sie ruhe in Frieden!

Schwester M. Angela, Rosa Michel, geboren am 18. Februar 1849 in Gerchsheim, Baden, trat in unsere Genossenschaft ein am 23. Dezember 1885 in Mariannahill.

Am 10. November 1935 verschied im Sanatorium zu Tzopo, Südafrika, unsere Schwester Angela, eine unserer ältesten Schwestern, welche schon mit der zweiten Partie im Jahre 1885 in unsere noch kaum gegründete Genossenschaft eingetreten ist. Ihr war es vergönnt, fast 50 Jahre im Ordensberufe als treue, selbstlose, eifrige Missionschwester dem lieben Gott im Heidenlande zu dienen. Schon im Jahre 1887 finden wir Schwester Angela als Oberin der kaum gegründeten Station Otting, dann in der gleichen Eigenschaft in Reichenau, und später in Emaus, dem letzten Werke unseres hochseligen Vaters Stifter. Sie war dem greisen Vater in den letzten Lebensjahren eine liebevolle, treubeforgte Pflegerin und durfte ihm auch in der Sterbestunde beistehen. Der Gehorsam wies Schwester Angela noch einmal in Otting ein Arbeitsfeld an, dann siedelte die gute Schwester im Jahre 1925 ins Sanatorium bei Tzopo über, wo sie sich noch durch kleine Hilfeleistungen nützlich zu machen suchte. Die liebste Beschäftigung der Hochbetagten waren aber die Anbetungsstunden vor dem Allerheiligsten, deren sie täglich mehrere und trotz ihres Alters immer kniend hielt, ganz in Gott vertieft. Mit kindlicher Freude hat sie noch das Jubiläum der Genossenschaft mitgefeiert. Ein Fall auf dem ebenen Boden und ein altes Leiden brachten ihr ein zwei Monate langes schmerzliches Krankenlager, das sie klaglos, mit heroischer Selbstüberwindung ertrug. Still und ruhig ist sie ins bessere Jenseits hinübergegangen, wo gewiß unser hochseliger Vater Stifter seine getreue Tochter zum Throne Gottes geleitet hat, um den Lohn zu empfangen für ein 86 Jahre ganz im Dienste Gottes verbrachtes Erdenleben. Möge sie ruhen in Frieden!

Schwester M. Franziska, Maria Anna Kraus, geboren in Hiltersdorf, Oberpfalz, am 6. Oktober 1865. Sie trat in unsere Genossenschaft ein am 3. April 1892.

Bald nach dem Hinscheiden von Schwester Angela läutete neuerdings das Totenglöcklein im Sanatorium. Es galt der lieben Schwester Franziska. Unermülich hatte sie auf ihrem Posten als Oberin von Centocow ausgeharrt, bis man sie schwerleidend drei Wochen vor ihrem Tode ins Sanatorium bringen mußte. Die Ärzte konstatierten unter anderen Leiden eine Gehirnlähmung, die sich allmählich über den ganzen Körper ausbreiten werde. Acht Tage vor ihrem Tode konnte sie gar nichts mehr nehmen. Aber immer beschäftigte sie sich noch mit dem lieben Gott und lallte Stofgebete. Endlich erlöste ein sanfter Tod am Freitag, dem 29. November, die gute Schwester von ihrem schmerzlichen Leiden. Der gerade im Sanatorium weilende Franziskanerbischof Mgr. Siegebald Kurz nahm selbst die Beerdigung vor. So hat der liebe Gott schon hier seine treue Dienerin ausgezeichnet, der alle Schwestern das Lob spenden, daß sie eine musterhafte Schwester, und als Oberin ihren Untergebenen eine wahre Mutter war. Besonders wird der lieben Verstorbenen nachgerühmt, daß sie nie ein nachteiliges Wort über andere gesprochen habe.

Schwester M. Burkharda, geboren am 22. September 1874 zu Dratsch bei Klein-Strehlitz in Schlesien. Sie trat am 4. Mai 1903 in unsere Genossenschaft ein.

In die tiefe Stille eines nebeligen Novembertags klangen kurz nach dem Aufstehen die wehmütigen Klänge unserer Klostersglocke. Unsere Schwester Burkharda hatte ausgelitten. Aber 16 Jahre war sie ans Kreuz des Krankenbettes gefesselt, voll Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Wer kannte nicht unsere liebe Schwester Burkharda, die stille Dulderin von Hl. Blut? Die alten Schwestern fanden mit manchem Anliegen den Weg zu ihr, die jungen empfahlen sich in ihr Gebet, bevor sie hinauszogen in die Mission oder auf die Filialen, und da wurde ihnen gewöhnlich die Zusicherung: „Ja, Schwester, ich werde sie an meinem Rosenkranz aufhängen.“ Und wollte man sie einmal bemitleiden, dann schaute sie innig zu ihrem Kruzifix und sagte: „Geb' nichts drum, der Heiland weiß es und er schaut mir zu.“ Schwester Burkharda hat in ihren ersten Klosterjahren viel und schwer gearbeitet; aber bald nahm sie der Heiland ausnahmslos in seine Leidenschule. Bis zum letzten Jahre waren die fleißigen Hände im Bett uner müdlich in Anfertigung von Kirchenspitzen und kunstvollen Handarbeiten. Aber seit etwa einem Jahre konnte sie auch diese liebgewordene Tätigkeit nicht mehr ausüben. Als einziges blieb ihr das Leiden. Unter vielen Schmerzen, Leiden und Beschwerden sollte die Opferkerze langsam verglühen. Am Morgen des 30. Nov. gegen 5 Uhr, nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht, bemerkte die machende Schwester eine kleine Veränderung in ihren Zügen.

Schnell wurden der Priester und die ehrwürdigen Vorgesetzten gerufen, aber sie kamen gerade in dem Augenblick, als liebe Schwester Burkharda ohne den geringsten Todeskampf sanft und ruhig ihr Leben aushauchte.

Schwester M. Marga, Rosa Woll, geboren am 8. Januar 1909 zu Merfschweiler, Saar. Eintritt: 14. Januar 1932 in Neuenbeken.

Übermals ertönte das Totenglöcklein, und zwar in Paderborn für unsere junge Schwester Marga, in der schönen Weihnachtsoktav. Am 2. Februar 1935 hat Schwester Marga die heiligen Gelübde abgelegt, kam dann einige Wochen nach M. Gladbach und sollte sich nun für die Abreise in die Mission rüsten. Wenige Tage vor der Abfahrt, es war schon alles gepackt, trat ein Blutbrechen ein, und so mußte die junge Schwester schweren Herzens ihr Missionskreuz einer anderen Schwester überlassen, während sie mit ihrem Kreuzchen der Krankheit nach Paderborn ins Krankenhaus übersiedelte. Hier erst erkannte man die todbringende Krankheit in ihrem ganzen Umfang. Mit Geduld und Gottergebenheit ertrug die junge Schwester ihre vielen Schmerzen der letzten Wochen, bis sie am 30. Dezember mit dem Namen „Jesus“ auf den Lippen ihre reine, unschuldsvolle Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab.

Schwester M. Gonzagis, Helena Dellwing, war in Hermeskeil, Rheinland, geboren am 3. Juni 1903. Am 15. September 1927 trat sie in unsere Genossenschaft ein, wurde am darauffolgenden 1. Februar eingekleidet und legte die ersten heiligen Gelübde ab am Lichtmeßtag 1930.

Am 6. Febr. 1935 verschied sie in unserem Herz-Jesu-Krankenhaus in Paderborn. Im Alter des lieben Heilandes, mit 33 Jahren, hat sie ihren Lauf vollendet und darf sich gewiß schon der seligen Anschauung ihres Heilandes erfreuen, mit dem sie durch eine vollständige Hingabe so innig vereint war. Schwester Gonzagis erlernte nach ihrer Profess in Paderborn die Krankenpflege und war nach Ablegung ihres Examens einige Zeit in Diefflen in der ambulanten Krankenpflege tätig. Doch bald schon nahm sie der Heiland in die Leidenschule. Völlig ergeben, anspruchslos und zufrieden mit allem bis zum letzten Augenblick, sah sie dem kommenden Tode entgegen. Er hatte für sie keine Schrecken, sie verlangte im Gegenteil sehnlichst danach und oftmals seufzte sie: „Heiland, wie lange noch?“ oder: „Mutter, komm mich doch holen!“ So kam ihr letzter Erdentag heran. In den ersten Morgenstunden erneuerte sie noch ganz klar und andächtig ihre heiligen Gelübde. Dann, aus einem kleinen Schlummer erwachend, sagte sie: „Hören

Sie, Schwester, das ist die Vorfeier, und dann —, dann kommt der Hochzeitstag. Heute ist der große, herrliche Tag, — heute.“ Jesus hat sie heimgeholt zur ewigen Vereinigung.

Schwester M. Ludgera, Franziska Grüter, geboren am 8. Februar 1861 in Westerholt, Westfalen, trat in unsere Genossenschaft ein am 6. Mai 1889.

Aus dem fernen Afrika traf die Nachricht ein vom Heimgang unserer Schwester Ludgera aus der Missionsstation Lourdes im Griqualand. Diese gute Seele war dort am Morgen des 20. Februar ganz still und ruhig eingeschlafen. Von den 47 Jahren ihres Klosterlebens verbrachte sie 44 auf der Missionsstation Lourdes als Wäsche- und Kleiderbesorgerin. Ihre Schwester Oberin rühmte sie als eine gute, pflichttreue Schwester, die sich besonders durch eine große Liebe zur heiligen Armut auszeichnete. Wo sie nur konnte, nahm sie immer das Geringste und Schlechteste für sich. Trotz mancher Leiden in den letzten Monaten schleppte sie sich immer noch in ihren Arbeitsraum und half mit, so viel sie nur konnte. Wenige Tage vor ihrem Tode sagte sie noch: „Ich habe immer getan, wie es die Vorgesetzten wollten.“ — O, wie hoch wird der liebe Gott ein solches Leben werten, so verborgen vor den Augen der Welt, einfach und still verbracht in täglicher, treuer Pflichterfüllung, ganz geheiligt durch den Gehorsam und die Hingabe an Gottes heiligen Willen!

Schwester Benigna, Rosalia Elsbett, geboren am 2. Juli 1867 in Salz bei Neustadt an der Saale, Bayern. Eintritt: 6. November 1896.

Am 2. März holte sich der liebe Heiland eine treue Leidensbraut aus der Missionsstation Clairvaux, unsere Schwester Benigna. Volle 27 Jahre verbrachte sie auf der genannten Station. Im November 1896 kam sie mit noch einigen mutigen Jungfrauen aus der Heimat direkt nach Mariannahill. Schwester Benigna hatte, wie ihre begnadete Namensschwester, Consolata, eine bescheidene Stellung im Kloster; sie diente als Krankenwärterin auf der kleinen Station den leidenden Gliedern Christi in Liebe und Demut beinahe drei Jahrzehnte. Wie manches harte Herz mag sie während dieser Zeit erweicht und dem lieben Gott, dem heiligen Glauben zugeführt haben! Sie war fast immer kränklich; andauernde Kopfschmerzen gaben ihr reichlich Gelegenheit, für die Interessen ihres himmlischen Bräutigams zu opfern. Ein schweres Krebsleiden brachte ihr rasende Schmerzen. Endlich kam die Erlösung. Am 2. März gab sie unter dem Beistande des Priesters und der lieben Schwestern ganz ruhig ihren Geist auf. Möge sie ruhen in Frieden!

Schwester M. Martha, Maria Feuerer, geboren am 13. Oktober 1865 zu Waldsassen, Bayern. Eintritt: 22. Oktober 1887.

Schwester Martha war aus Waldsassen gebürtig und kam im Oktober 1887 schon nach Afrika. In den ersten Jahren finden wir sie als Küchenschwester in Centocow. Später besorgte sie in Lourdes den Store. Nach einer schweren Erkrankung, welche die gute Schwester Martha an den Rand des Grabes brachte, nahm unsere damals in Süd-Afrika weilende Mutter Paula sie mit nach Mariannahill. Hier wurde ihr die Sorge für den großen Friedhof anvertraut. Die vorteilhaften Verbesserungen, welche man da im Laufe der Jahre beobachten konnte, waren das Werk dieses schwachen Schwesterleins und machten ihrem Eifer, ihrer Pflichttreue und Opferwilligkeit alle Ehre. So rückte langsam das Alter heran. Die Kräfte begannen zu versagen. Es stellten sich Anzeichen von Wasserfucht ein. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Am 17. April, gegen 9 Uhr, kam der himmlische Bräutigam und holte ihre Seele heim. Eine ganze Reihe Priester, der hochwürdigste Herr Bischof und Herr Pater Provinzial an der Spitze, gaben der treuen Friedhofschwester das letzte Geleite.

Schwester Norberta, Ottilia Gennewein, geboren 12. Dezember 1849 zu Beilstein, Osterreich. Eintritt: 17. Dezember 1887 in Mariannahill.

Die Verstorbene brachte den größten Teil ihres Ordenslebens in Mariannahill zu. Nur etwa 1½ Jahre war sie auf der Missionsstation St. Michael tätig. Außerst genau in ihren Arbeiten als Näherin zeichnete sich Schwester Norberta auch durch großen Fleiß und Pünktlichkeit bei allen regulären Übungen aus. Im Jahre 1923 siedelte sie wegen Arterienverkalkung ins Sanatorium über. Auch hier war sie das Muster einer treuen Ordensperson. Bis zu ihrem 80. Lebensjahre beteiligte sie sich immer noch an der nächtlichen Ölbergsstunde und war es ihr ein großes Opfer, als sie diese wegen der großen Schwäche in den letzten Jahren aufgeben mußte. Bis ins hohe Alter machte sie sich durch feine Häkelarbeiten nützlich, die sie sehr genau und sauber ausführte. Mancher Europäer, der dem Sanatorium einen Besuch machte, nahm gerne eine Arbeit dieser Schwester mit. Ein besonders schöner Zug an der lieben Verstorbenen war ihre Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten. Für die Namens- und Festtage hatte sie immer noch eine kleine Überraschung für sie. Über 48 Jahre gehörte Schwester Norberta unserer Genossenschaft an. Gewiß darf sie sich im Himmel schon des überaus großen Lohnes erfreuen, der dem treuen Arbeiter im Weinberg des Herrn verheißen ist. Sie möge ruhen in Frieden!

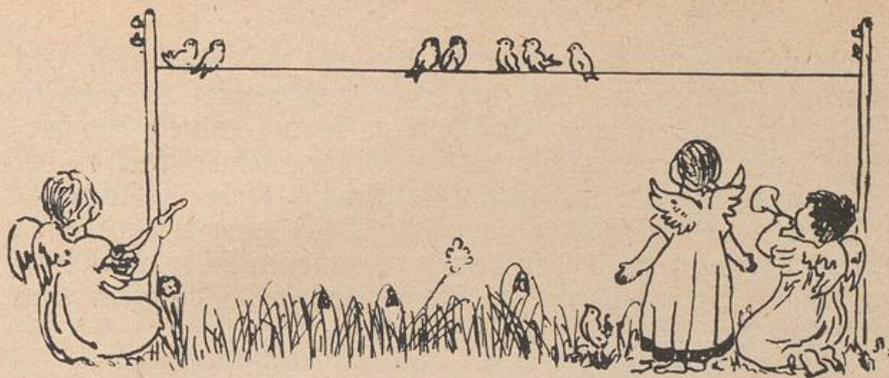
Schwester M. Leonis, Maria Juliana Köhnen, geboren am 20. Januar 1914 in Krefeld, Rheinland. Eintritt in Neuenbeken am 8. September 1933.

Ein schlichtes Berggipflein wollen wir im Geiste auch auf den Grabhügel der so jung verstorbenen Schwester M. Leonis legen, die auf dem Friedhof ihrer Heimatstadt Krefeld an der Seite ihrer früheren Lehrerinnen, den ehrwürdigen Schwestern Ursulinen, ein Ruheplätzchen fand. Schwester Leonis, Maria Juliana Köhnen, trat im Alter von 19 Jahren in Neuenbeken in unsere Genossenschaft ein und wurde 1935 am Fest Mariä Himmelfahrt eingekleidet. Schon in den ersten Wochen ihres Noviziates fing sie zu kränkeln an. Da sich bei der Untersuchung in unserm Krankenhause in Paderborn ein Lungenleiden herausstellte, zogen es die Eltern vor, ihr einziges Mädchen unter drei Kindern, zur Pflege nach Hause zu nehmen. Schwester Leonis erholte sich auch wieder ganz gut und beabsichtigte, ihr Noviziat wieder aufzunehmen. Doch der liebe Gott hatte andere Pläne. Er wollte diese reine, unschuldsvolle Blüte unberührt vom Hauche der Welt in sein himmlisches Reich verpflanzen. Eine Gehirnentzündung brachte sie dem Tode nahe. Drei Tage vor ihrem Tode, am 31. Mai 1936, durfte sie noch die Ordensgelübde ablegen. So hatte Schwester M. Leonis ihr ersehntes Ziel doch erreicht.

3

Mariä Opferung!

Das zarte Kind, wie steigt es voll Verlangen
Hinauf die hohen Stufen zum Altar!
Das Elternherz fühlt Freude und auch Bangen,
Es war ein Opfer, hehr und groß fürwahr.
Maria jubelt froh in ihrem Herzen
Und jeder Schritt ist Opfer und Gebet,
Und sieht sie auch im Geist das Meer der Schmerzen,
Das sie umtobt, wenn einst beim Kreuz sie steht,
Sie bringt, entflammt von heil'ger Gottesminne,
Mit hehrem Opfermut dem Herrn sich dar,
Sie weiht sich Ihm und schenkt Ihm Herz und Sinne
Und wanket nie, auch nicht am Kreuzaltar.
Ihr goldner Opferkelch bleibt stets erhoben,
Entgleitet nicht der zarten Mutterhand,
Und ob die Christusfeinde noch so toben,
Sie hält ihn fest und schauet unverwandt
Zu Ihm, der all sein Blut und Herz und Leben
Für unsere Schuld zum Bühnesopfer bringt,
Dem sie im Tempel sich ganz hingeeben.
Mit dem sie liebt und um Erlösung ringt. m. s.



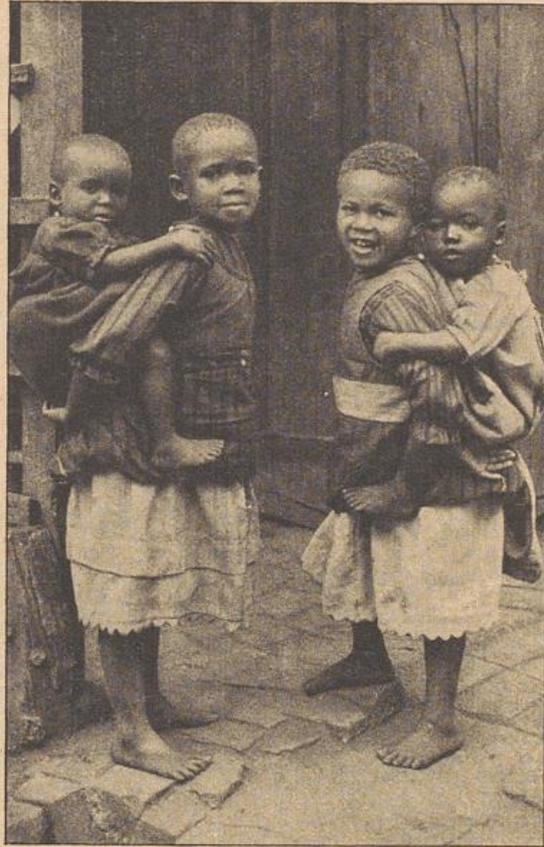
F ü r d i e K i n d e r

Maa

Heiß brannte die Sonne auf die lechzenden Fluren, wochenlang hatte es nicht mehr geregnet. Die stolzen Bananenstauden beugten sich demütig und lechzten nach kühlen Tropfen aus der Höhe. — Ich befand mich auf dem Heimweg von einer weit entlegenen Katechetenstelle, fühlte aber plötzlich den Drang in mir, noch eine abseits gelegene Hütte zu besuchen. Ich wollte diesem Drang widerstehen, nicht allein, weil Müdigkeit meine Kräfte lähmte, sondern auch weil auf der Station nachmittags noch andere Pflichten auf mich warteten. Schließlich aber zog es mich so gewaltig zur Hütte hin, daß ich nicht mehr zögern konnte.

Am Eingang stehend, rief ich den gewohnten Friedensgruß hinein, worauf zu meinem Erstaunen ein ganz feines Kinderstimmchen „Herein“ flüsterte. Alles war dunkel. Rasch machte ich mit einem Streichholz etwas Licht, um die Insassen sehen zu können, fand jedoch niemand, als ein etwa siebenjähriges Negermädchen, abgemagert zum Skelett, ausgehungert, mit Unrat bedeckt, um die Hüften ein verschlissenes fadenscheiniges Tuch. Als das arme Wesen mich erblickte, fuhr es erschrocken zusammen, ein heftiges Zittern fuhr durch die schwachen Glieder; das Kind hatte augenscheinlich noch kein europäisches Gesicht gesehen. Das junge Leben war nahezu am Erlöschen. Es bedurfte einige Zeit, bis es sozusagen zu sich kam und alle Angst verschwunden war. Dann legte es vertrauensvoll sein mit Ungezieser besätes Krausköpfchen in meinen Schoß. Nun trug ich die Kleine an die Luft und hielt Umschau, ob ich keine Angehörigen von ihr entdecken konnte. Da erfuhr ich, daß der Vater im Grabe ruhe, die Mutter folgte einem andern Manne, ließ aber das Kind allein in der Hütte zurück, unbesorgt, ob es ein Raub der wilden Tiere werde oder was sonst mit ihm geschehe.

Ich nahm also meinen Findling auf den Arm und trat meinen Heimweg an. Bei der Hitze und meiner übergroßen Müdigkeit wurde mir die Last doch zu schwer und ich bat vorübergehende Schwarze, mir zu helfen, aber keiner hielt es der Mühe wert, für ein so schmutziges Ding — wie sie sich ausdrückten — einen Finger zu rühren. Ich ging unverdrossen weiter, wußte ich ja, daß in dem verkommenen Körperchen eine unsterbliche Seele geborgen ist, für welche der Heiland sein Blut vergossen hat.



Hudepad

Endlich langte ich zu Hause an. Von allen wurde das arme Wesen bemitleidet. Rasch wurde warmes Wasser besorgt, die Kleine vorsichtig gebadet, sachte abgerieben und vom Unrat befreit, bis sie wieder einem Menschenkinde ähnlich war. Für den Keuchhusten kochte ich lindernden Tee. Schon strahlten die Augen ganz selig, und als das arme Kind ein neues Kleidchen und ein Holztellerchen erhielt, wich das Lächeln nicht mehr aus dem vorher so entstellten Kinderantlitz.

Unterdessen kam auch der besorgte Pater Missionar herbei; er machte den Vorschlag, das Kind bald zu taufen. Da es sich

aber nach und nach gut erholte, begann man erst mit den gewöhnlichen Vorbereitungen.

Als ich das Kind zum erstenmal in die Kirche brachte, um es dem lieben Heiland vorzustellen und es seiner Liebe zu empfehlen, kam das arme Geschöpf nicht aus dem Staunen heraus. Njaa folgte jeder meiner Bewegungen, suchte das Kreuzzeichen, die Kniebeugung, kurz alles nachzumachen und rief wiederholt aus: „Mzuri, mzuri! Schön, o schön!“ Ich setzte die Kleine auf ein Bänkchen vor dem Herz-Jesu-Altar und besorgte dann meine Arbeit in der Sakristei. Die Kleine konnte sich nicht satt sehen; immer hörte ich sie plaudern. Zu meinem Erstaunen sah ich, wie das schwache Kind hochaufgerichtet zu den Statuen der heiligen Philomena und des heiligen Schutzengels hinauf rief und auf Antwort wartete. Immer freundlicher, wichtiger und ernster fragte es: „Jambo sana watoto wazuri“ (Schöne Kinder, seid ihr gesund in euren schönen Kleidern?). Ich ging auf die Kleine zu und flüsterte: „Hier darf man nicht sprechen.“ Aber sie ließ sich nicht irre machen und fuhr mit aller Anstrengung fort: „O ihr schönen Kinder, hört doch meinen Gruß!“ Zitternd sagte sie dann: „Jambo rafikis. Seid gegrüßt, meine Freunde!“ Als sie wieder keine Antwort erhielt, kamen dicke Tränen aus den Augen und kläglich wandte sie sich an mich mit den Worten: „O diese Kinder hier sagen gar nichts; die lieben mich nicht so, wie Du es tust — sie fürchten meine schwarze Farbe!“

Bald machte ich sie aufmerksam, daß der liebe Gott im Tabernakel wohnt; da erwiderte sie: „Das ist nicht schön, daß er da eingeschlossen bleiben muß, meine Mutter hat mich auch in die Hütte eingeschlossen und die Türe zugebunden! Und wer gibt dem armen eingeschlossenen Gott etwas zu essen? Tun das die schönen Kinder?“ Ihr Gesichtchen verzerrte sich dabei und nahm einen ganz ängstlichen Ausdruck an.

Der großen Schwäche halber bekam das arme Kind fast jede Stunde in seiner Holzschale etwas Milch, um den Magen an Nahrung zu gewöhnen. Nicht selten humpelte es dann damit zur Kirche und trippelte siegesbewußt vor, bis zu den Stufen des Altars. Da ließ sich die Kleine nieder und wartete mit Sehnsucht auf den Moment, wo sie vielleicht mit dem lieben Gott hinter dem Türchen die Mahlzeit teilen könnte. Solche rührende Szenen wiederholten sich noch in verschiedener Weise, bis nach und nach diese Außerlichkeiten verschwanden und einem tiefen Glaubensgeist Platz machten, der dieses Kind mit einem außergewöhnlichen Verständnis für die Gegenwart Jesu im heiligen Altarsakrament erfüllte.

Njaa erhielt später in der Taufe den Namen Maria-Theresia. Sie bereitete sich mit der größten Sorgfalt auf die erste heilige Kommunion vor. Da schaute sie manchmal so sorgenvoll darein,

und als ich sie darum fragte, gab sie mir die schöne Antwort:
„Nun darf ich bald den lieben Gott empfangen, und das ist
etwas sehr Großes!“

4

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Können auch nicht alle gehen, Boten mag ein jeder senden
Helfen mit Gebet und Flehen und mit frommer Liebe Spenden,
Daß noch manch getreuer Bote Gottes Wort den Heiden bringe,
Mit des Heiles Morgenröte ihrer Seele Nacht durchdringe!
Cordula Peregrina.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. November bis zum 15. Dezember gewinnen können.

1. Am Feste Mariä Opferung, 21. November; 2. Am Feste des heiligen Franz Xaver, 3. Dezember; 3. Am Feste des heiligen Nikolaus, 6. Dezember; 4. Am Feste Mariä Empfängnis, 8. Dezember. Außerdem kann man einen vollkommenen Ablass gewinnen am Tage der Einschreibung, wenn man beichtet und kommuniziert und nach der Meinung des Heiligen Vaters betet; in der Todesstunde, wenn man nach Empfang der heiligen Sakramente, oder wenn man sie nicht empfangen kann, reumütig mit dem Munde, oder wenn dies nicht möglich, im Herzen den süßesten Namen Jesu anruft.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

Die Absolution ist das wirkliche Herabträufeln des kostbaren Blutes auf das Haupt des Sünders. In ihr erreichten menschliche Akte eine ihrer höchsten Höhen. Sie werden erhoben, um durch die Verdienste des kostbaren Blutes das Heil zu verdienen. Menschliches Leiden wird geweiht und göttlich gemacht durch die Berührung und Salbung des Leidens Jesu, und jene Salbung sollte uns nur erreichen mit dem Fließen seines Blutes aus seinen gnadenreichen Wunden. P. W. Faber.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen langjährigen Förderinnen Frau Wilhelmine Schneider aus Scheidegg, und unserer lieben Abonnenten dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Reiner mann aus Bonn, Frau Sondermann und Frau Tolle, beide aus Berlin-Spandau; ferner Wwe. Anna Bosh aus Brand, Frau Maria Hofacker und Fräulein Helene Cucker, beide aus Schröck. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, sich unseren Gebeten für die teuren Verstorbenen anzuschließen, damit sie bald zur Anschauung Gottes gelangen. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1936



Das Röslein, das ich meine, Die uns das Blümlein bringt,
Davon Isaias singt: Nach Gottes ew'gem Rat
Maria ist's, die Reine, Hat sie ein Kind geboren
Und blieb doch reine Magd.

Advent

In der dürftigen Lehmkirche in Uru im Kilimandjaro-gebiet waren die kriegslustigen Mangis am 3. Advents-sonntag zum Gottesdienst, der zum erstenmal auf ihrer eigenen Scholle stattfand, versammelt. Der Missionar predigte über das bekannte Johannes-Evangelium: dem Herrn die Wege zu bereiten. — Die alten heidnischen Zuhörer hatten unmittelbar nachher nichts Eiligeres zu tun, als schleunigst zu ihrer Behausung zu rennen, um ihre Arbeitswerkzeuge herbeizuschaffen.

Bald war eine halbe Armee schweißtriefend im Wettstreit mit Hacken, Buschmessern, Schaufeln usw. überall an den Wegen zur Mission beschäftigt, alles Unebene „eben“, alles Krümme „gerade“ zu machen, die Hügel abzutragen, so daß sich schöne Straßen bildeten. Ehe wir es gewahr wurden, war kein Unkraut mehr zu sehen. —

„Aber, was treibt ihr heute, am Sonntag, dem Tag des Herrn? Heut, wo doch niemand arbeiten soll?“ rief ich den guten, hochbetagten Heiden zu. —

Bewundert schauten sie von der Arbeit auf und antworteten: „Was seid ihr Weißen doch sonderbare Leute! Vorher hat der Vater in der Kirche mit gewaltiger Stimme gesprochen: „Alles Unebene soll eben, alles Krümme soll gerade werden, denn es kommt bald der allerhöchste Herr!? — Und jetzt sagt die Mama ‚Laßt ab vom Arbeiten!‘ —“

„Kinder, das war bildlich gesprochen, aber ihr habt es buchstäblich genommen! Ihr sollt die Wege in Euren Herzen vorbereiten, weil die Zeit und die Tage des Heils für euch gekommen. Nun seid ihr eurem Wunsche gemäß vom Riboschosprengel abgetrennt, mit dem ihr euch ja nie vertragen mochtet, jetzt könnt ihr im eigenen Land die heiligen Sakramente empfangen und so die Berge und Hügel des Heidentums abtragen. So suchte ich ihnen die Bedeutung begreiflich zu machen. —

Untertänigst suchten sie langsam wieder ihre Handwerkszeuge zusammen und trollten heimwärts.

Später, als der eine und andere aus dieser Schar Wegbereiter noch zur elften Stunde, am Abend seines Lebens, sich ernstlich bekehrt hatte, lachte er über sich selbst und seine damalige Auffassung und dankte für die Belehrungen. Oft sah man sie die Sehnsucht nach dem Erlöser an der Kommunionbank stillen, nachdem sie ihre Seelen im Blute des Gotteslammes gereinigt hatten. (Schw. M. F., Ost-Afrika.)

Diese armen Heiden hatten noch nicht das wahre Glaubenslicht, als sie mit Hacken und Schaufeln die irdischen Wege für Christus ebnen wollten, aber sie hatten den „guten Willen“, dem die Engel den Frieden versprachen!

Darum auch wurde das Glaubenslicht in ihren Herzen immer heller und es erging ihnen, wie den Männern auf den Fluren Bethlehems. Diesen einfachen, schlichten Hirten stand der Himmel offen; sie sahen eine unzählige Schar himmlischer Geister, ein Lichtermeer umflutete sie, Engel kündeten ihnen den Erlöser an und zeigten ihnen den Weg zur Krippe, zu Jesus, dem König und Herrscher der Welt, für den die Reichen und Wohlhabenden der Stadt Bethlehem keine Herberge hatten.

Und die Hirten, — voll des guten Willens —, eilen hin zur Krippe. Und was finden sie? Sie sehen Josef, den armen Zimmermann aus Nazareth, wie er in treuer Sorge wacht über das göttliche Kind und dessen reinste Mutter. Bei kärglichem Feuer und spärlichem Licht kniete er in der kalten feuchten Höhle vor dem Gott in Menschengestalt und beugt sein sorgenvolles Haupt über das Fleisch gewordene Wort.

Sie sehen Maria mit dem Kind. Sie fallen nieder auf die Knie. Die stille, die glückliche, die reinste Mutter hebt sanft lächelnd ihr göttliches Kindlein empor und zeigt es den armen Hirten.

O reinste Mutter! O Unbefleckte, auch wir kommen mit den armen Hirten zu dir; laß uns etwas von den geheimnisvollen Wundern schauen, die diesen armen Stall erfüllen.

Sie finden das Kind in der Krippe. Sie finden den Ketter, den Sohn Gottes, den Fürsten des Friedens, den Vater der Armen.

Er kennt ihre und auch unsrer Zeit und unsere Not.

Dieses arme Kindlein von Bethlehem streckt uns allen seine segenspendenden Händlein entgegen. Die ewige Allmacht ruft uns auf dem Schoße der fürbittenden Allmacht liebevoll zu: „Kommet alle zu mir und meiner Mutter. Hier findet ihr Ruhe, Glück und Segen und Frieden.“

Möge diese Segens- und Friedensfülle all unsern lieben Lesern und Leserinnen in reichstem Maße beschieden sein!

Selige, fröhliche Weihnachten!



Das Königtum der Liebe

Ein Aufruf zum Weltmissionssonntag 1936

von Erzbischof Costantini, Sekretär der Propagandakongregation
und Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung

Der heilige Ignatius von Antiochien sagte in der Frühzeit des Christentums, die römische Kirche besitze das Königtum der Liebe. Dieses Wort beschreibt das Wesen der Missionsliebe, die immer in der Kirche bestand und die in diesen jüngsten Zeiten mit neu erwachtem Missionseifer der ganzen katholischen Welt in wunderbarer Weise sich vertiefte und verstärkte.

Im Mai dieses Jahres verteilten wir an die Missionen 41 Millionen Lire des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung und 6½ Millionen Lire des Päpstlichen Werkes vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus; ferner wurden 12 Millionen Lire verteilt, die vom Werk der heiligen Kindheit gesammelt wurden.

Das sind sehr schöne Ziffern, die zeigen, wie die Gläubigen in ihrer Seele das Missionsproblem mitempfinden und mit unerschöpflicher Freigebigkeit an seiner Lösung mitarbeiten. Zur Bildung dieser Summe trug einen guten Teil das Scherflein der Witwe, d. h. die Gaben der Armen, bei, die von Gott mit besonderem Wohlgefallen angenommen werden.

Wenn man ferner an die Zeit der Wirtschaftskrise denkt, die die ganze Welt peinigt, erhalten die mitgeteilten Zahlen noch eine größere Bedeutung. Im Jahre 1930 konnte der Generalrat des Werkes der Glaubensverbreitung über 67 Millionen Lire verteilen. Diese Zeiten werden wiederkehren, denn die Krise wird weichen. Und immer blüht das Königtum der Liebe unserer Kirche, d. h., die Liebe, mit der die Gläubigen die Kirche in die Möglichkeit versetzen, den stets wachsenden Bedürfnissen der Mission zu Hilfe zu kommen.

Es ist mir ein Herzensanliegen, allen Gläubigen und allen edlen Wohltätern der Mission ein inniges Dankeswort zu sagen und dabei auch die Gefühle unserer Missionare zum Ausdruck zu bringen, die unermüdlich den Schützengrabenkrieg der Weltmission führen. Im Vorjahr gewannen sie eine halbe Million Seelen für den katholischen Glauben. Wir schauen auf sie mit Liebe und Bewunderung. Sie aber blicken auf uns, vertrauend unserem Gemeinschaftsgeist und unserer helfenden Treue. Die Bedürfnisse wachsen, da die Missionen sich jedes Jahr vermehren. Wir aber vertrauen im Glauben, daß auch die Caritas sich mehre.

Ein Bischof der Eisregionen berichtete neulich an die Propaganda von einem Unfall, der seinem greisen Bischof, dessen Hilfsbischof er ist, zustieß: „Im verflossenen Jahre hätte dieser

unermüdlische einundsiebzigjährige Missionsbischof bei einem tragischen Unglücksfall, der seinem Reisegefährten, einem Missionar, das Leben kostete, beinahe selbst das Leben verloren. Die beiden befanden sich auf einer Kanufahrt im äußersten Norden des Vikariats. Das Kanu wurde von einem Wasserwirbel fortgerissen. Ein Baumzweig, unter den das Kanu getrieben wurde, segte den Missionar mit allen Vorräten (Tragaltar, Kleidern, Lebensmitteln) ins Wasser. Der alte Bischof konnte nach unerhörten Anstrengungen zu einer Uferstelle gelangen, ohne des von der Strömung verschlungenen Gefährten noch einmal ansichtig zu werden. Ganz allein befand sich nun der greise Bischof an diesem Orte der Tragik, erschöpft, ohne irgendwelche Hilfsmittel, mehr als 40 Kilometer von jeder menschlichen Behausung entfernt. Er beobachtete die Strudel des Flusses, ob sie nicht den Leichnam des Gefährten herausgäben. Vergebens! Ruhig erwartete er dann selbst den Tod — oder eine Hilfe, die ihm die göttliche Vorsehung vielleicht schicken würde. Zwei Tage später kam an der Stelle zufällig ein Goldsucher vorbei und rettete den armen Bischof.“

Diese Tatsache, die sich in anderer Form recht häufig in den Missionen wiederholt, ist auch ein Gleichnis. Es zeigt an, wie die göttliche Vorsehung gerne den treuen Missionaren hilft, die von so vielen Gefahren und Nöten umgeben sind. Die Vorsehung bedient sich der Menschen, um ihnen zu helfen. Von uns verlangt sie, daß wir die Werkzeuge ihrer mütterlichen Sorge für den Unterhalt der Missionare seien. Wir sind wahrhaft diese edlen Werkzeuge, wenn wir für die Ausbreitung des Gottesreiches beten, wenn wir den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter auf das Feld der apostolischen Arbeit sende, wenn wir mit unserer Caritas den Missionaren die Möglichkeit schenken, zu leben und zu arbeiten.

Um die Caritas zu mehren, muß der gewaltige Missionskreuzzug der Gläubigen organisiert werden. Das Geheimnis des Erfolges liegt ganz in der Organisation. Wir wenden uns an unsere verdienten Mitarbeiter, an die Nationaldirektoren des Priestermissionsbundes und der Päpstlichen Werke, damit sie nicht innehalten in der Arbeit, die weltumspannende Missionsorganisation immer weiter vorwärts zu tragen. Alle Priester sollten Mitglied des Priestermissionsbundes werden. Dieser Bund ist gleichsam ein warmer Blutkreis, der durch seine feinsten Adern alle Pfarreien erreicht. Im verflossenen Jahr vermochten die Katholiken einer Nation trotz der besonderen Schwierigkeiten ihren Missionsbeitrag zu erhöhen. Die Erklärung dieser beispielgebenden Tätigkeit bietet das Wort „Organisation“. Alle guten Katholiken sollten Mitglied des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung werden! Alle Priester

und Seminaristen mögen sich stets des Päpstlichen Werkes für den einheimischen Klerus annehmen, es überall bekannt machen und ihm Hilfsmittel zuführen, damit es ihm ermöglicht wird, die jungen Priesterkandidaten heranzubilden, die sich in den einheimischen Seminarien drängen. So bereiten sie die Ankunft des Reiches Christi in den Heidenländern vor.

Im Mai vorigen Jahres gründete ein spanischer Priester eine Studienbourse für einen einheimischen Seminaristen. „Das ist mein ganzes Geld“, sagte er zum Nationaldirektor des Werkes für den einheimischen Klerus. Dann besann er sich einen Augenblick, als ob er etwas vergessen hätte, faßte in seine Tasche und übergab dem Nationaldirektor seine goldene Uhr mit Kette. „Geben Sie dies bei Ihrer Komreise dem Papst für den einheimischen Klerus.“ Ich durfte dem Papst diese goldene Uhr selbst übergeben. Hat sie doch eine moralische Bedeutung, die kostbarer ist als der Metallwert selbst. Der Papst, der die Missionsaktion so sehr liebt und so sehr begünstigt, wertete die karitative Geste sehr und gab mir den Auftrag, in seinem Namen dem schlichten Priester zu schreiben.

Jeder von uns wird auch in schweren Zeiten irgend etwas finden, um das Königtum der Missionsliebe, der Liebe zur heiligen katholischen Kirche, immer mehr zu entflammen! Bereiten wir uns mit neuem Eifer vor, um den Weltmissionssonntag 1936 zu feiern. Er ist bestimmt zum Leben und zum Wachstum des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung. Er soll eine Welt-Heereschau der Missionshilfe sein. Am Weltmissionssonntag sollen wir 1. für die Missionen beten, 2. immer mehr den Missionsgedanken verbreiten, 3. die Mittel sammeln, damit die 500 Missionen, die unter den fernen Riesenmassen der Heiden errichtet sind, leben und arbeiten können.

Möge der eindringliche Ruf Christi unsere Herzen rühren: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schaffstall sind; und es ist notwendig, sie zu mir zu führen, damit ein Schaffstall und ein Hirt werde.“



Gott allein genügt

Wenn des Lebens Last und Not,	Ach, des Lebens bunter Schein
Leid das Herz durchpflügt,	Wechselt rasch - und trägt;
Meine Seele, suche Gott:	Ruhe ist in Gott allein:
„Gott allein genügt.“	„Gott allein genügt.“

Blick, o Herr, mich gnädig an,
Daß an dich geschmiegt
Jederzeit ich sprechen kann:
„Gott allein genügt.“

In einem Weihnachtsmorgen kamen einige Urchristen zur Kirche nach Riboscho und baten mich, mitzugehen an die Stelle, wo ein Leopard des Morgens Mahlzeit gehalten hatte. Dort angelangt, sah ich mit Schaudern die Überreste einer Negermutter auf dem blutigen Grase liegen; ein sechsjähriges Büblein, in der Nähe versteckt, kam zum Vorschein. Die Mutter wollte auf dem Markt in Riboscho ihre Waren umtauschen, wurde aber von einem hungrigen Leopard überfallen und verspeist; als er satt war, ließ er das Übriggebliebene liegen, zog sich in sein Gebüsch zurück und schnarchte. Der kleine Junge wollte seiner Mutter nachspringen und als er die Bestie knurren hörte, kletterte er auf einen Baum und beweinte sie. Tröstend sagte ich zu ihm: „Wakitere, ich will fortan deine Mutter sein!“ Gerne ging er mit mir. Zufällig kam auch sein Vater zur Stunde an den Platz, und ich fragte vorerst, ob ich den Knaben behalten dürfte. „Gern,“ antwortete dieser heidnische Mann; „ich will ihn nicht, er ist böse. Gib mir ein Stück Brot dafür!“

Und wirklich, der junge Wakitere war ein böses Kind; im höchsten Grade jähzornig, rachsüchtig und eigensinnig. Tat man ihm nicht den Willen, so trotzte er, machte ein Gesicht, als hätte er unreife Zitronen gegessen und war dann durch nichts zu bewegen, eine Antwort zu geben. Auf's Wort folgen, war ihm eine unbekannte Sache, und fragte man ihn: „Warum tust du nicht, was man dir sagt?“ dann erwiderte er: „Weil du es mir zweimal gesagt hast. Ich lasse mir nicht zweimal das Nämliche sagen.“ Legten ihm die Kameraden das Geringste in den Weg, so rollten seine Augen fürchterlich im Kopf herum, er schnaubte wie eine Lokomotive und hob Steine auf, um damit zu werfen, oder wälzte sich auf der Erde und heulte wie rasend.

Von dem Tage an, wo Wakitere im heiligen Glauben Unterricht erhielt und von seinem heiligen Schutzengel, der alles in das Buch des Lebens aufschreibt, zu hören bekam, ging mit dem Knaben eine auffallende Veränderung vor. Er wurde so nachgiebig und fügsam, sanft und gefühlvoll, daß man ihn nicht wiedererkannte. Einige wenige Züge aus dieser Zeit seien hier erwähnt: Mit großem Zartgefühl beobachtete er uns Schwestern, um sich überall gegen uns gefällig und liebevoll zu erweisen. Ging er mit mir hinaus, die Kranken aufzusuchen, so lief er voraus, um die Steine und Unrat auf den Wegen wegzuräumen. Als er nach einigen Jahren am Stephanstage auf den Namen Emanuel getauft wurde, machte er sich große Sorge, daß er seinen heiligen Schutzengel und den lieben Jesusknaben durch soviel Unartigkeiten betrübt hatte.

In der Schule hörte er mich öfters husten. „Kameraden!“

bat Emanuel, „die Mama hat sich erkältet, wir wollen alle zusammen beten, damit der Husten aufhört. Eines Morgens hatte er sich zweimal zum Aufstehen rufen lassen. Diese Trägheit und dieser Verstoß gegen den pünktlichen Gehorsam bekümmerte ihn so sehr, daß er sogleich zum Beichten gehen wollte. Nach Empfang seiner ersten heiligen Kommunion machte er in der begonnenen Besserung noch größere Fortschritte.

An Namenstagen von den Patres Missionaren und Schwestern suchte er kleine Hellerfassungen anzustellen, um aus dem Ertrag zum Festgeschenk je 1—2 heilige Messen zu bestellen, und forderte seine Genossen auf, an diesem wichtigen Tage für das teure Namenstagskind gemeinsäm die heilige Kommunion aufzuopfern.

3

An die Unbefleckte!

Ich finde keine Worte
Zu preisen, o Schönste, dich!
O könnt ich es dir sagen,
Wie heiß ich liebe dich!

Was ist der Erde Schönheit,
Was ist der Sonne Glanz?
Das Licht, das dich umstrahlet,
Das ist der Gottheit Glanz!

Von diesem Licht umflossen
Bist du, o holde Frau!
In dieser Flut der Gnaden
Ich dich, o Mutter, schau!

Wie herrlich und wie milde
Bist du, des Geistes Braut,
Du goldener Gottestempel,
Vom Höchsten selbst erbaut!

Durch dich teilt er die Gnaden
In reicher Fülle aus,
Durch dich strömt Gottes Segen
In alle Welt hinaus.

O Jungfrau, Unbefleckte,
O laß mich preisen dich,
O Keinste, Gnadenvolle,
In Gott versenke mich!

Aus deinem Mutterherzen,
Aus deiner Mutterbrust,
Aus deinen Mutterhänden
Strömt Trost und Himmelslust
Hinein in unsere Seelen,
Die dir geweiht sind,
O Mutter, laß mich sterben
Als ein Marienkind! m. v.

Drei blutrote Rosen

(Aus der Kriegszeit in Ost-Afrika)

Im fernen Ost-Afrika, im britischen Kenja-Gebiet, liegt auf einem Hügel im Schatten hoher Kokospalmen eine Niederlassung der Väter vom Heiligen Geist, die Missionsstation Bura. Sie besitzt bereits eine aus Stein gebaute, geräumige Kirche, ein Marienhaus, mehrere Schulkale, ein Wohnhaus für die hochwürdigen Patres und ein Schwesternklosterchen, nebst den notwendigen Wirtschafts- und Ökonomiegebäuden.

Wenn wir das Auge in die Ferne schweifen lassen, so breitet sich vor unsern Blicken die endlose Steppe aus, kaum können wir noch die allgemeine Karawanenstraße unterscheiden. Am Fuße des Hügelabhanges sehen wir eine Baumwollpflanzung. Der Hügel selbst ist bewachsen mit blühenden Kaktusbäumen und verschiedenem Grün, meist stacheligem Gebüsch. Hinter uns begegnet der Blick einer herrlichen Gebirgslandschaft, dicht bewachsenen Bergen, tiefen Schluchten und zerklüftetem Gestein. Die Eingeborenen sprechen, mit einigen Ausnahmen, die Suaheli-Sprache.

Im September 1914, am Anfang des Weltkrieges, leitete der hochwürdige Pater Müller, aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, die Station. Drei Missionschwester unserer Genossenschaft, Schwester M. Genesia Gröbel, Oberin, Schwester M. Hermenegildis Kimmel und Schwester M. Eustachia Stöbich, unterstützten ihn in seiner Missionstätigkeit. Soeben war die Kunde vom Weltkriege auch nach Bura gedrungen und hatte das Herz des eifrigen Missionars mit banger Sorge erfüllt. Gedankenvoll überflog sein Auge die Gegend und blieb dann auf dem Missionskirchlein ruhen. Auf seiner Kirche, in der das heilige Taufwasser schon über so viele schwarze Krausköpfe geflossen war, — in der sein priesterlicher Segen so manches neubekehrte Paar fürs Leben verbunden hatte! Würde der Krieg seine zerstörenden Wellen auch bis hierher schleudern? Oder würde es ihm vergönnt sein, bei seinen schwarzen Christen zu bleiben? Würde das mit so vieler Mühe und so großen Opfern Erworbene der Mission erhalten bleiben? Wer wußte es?

Bald, leider nur zu bald, sollten sich seine trüben Ahnungen verwirklichen, jedoch in ganz anderer Weise, als er gefürchtet.

Vor mehreren Jahren hatte sich in der Nähe von Bura ein Anhänger einer Sekte niedergelassen. Er sah das Wirken und Arbeiten des katholischen Priesters und der Missionschwester. Haß und Neid bemächtigten sich seiner Seele, und auf alle mögliche Weise suchte er ihre segensreiche Tätigkeit zu hintertreiben. Schon manchen Verdruß, manche Schwierigkeit hatte dieser

Prediger dem katholischen Priester und den Schwestern verursacht, doch ohne viel Erfolg.

Da brach der Krieg aus. — Das schien ihm die günstigste Gelegenheit, um sich für immer der katholischen Nachbarschaft zu entledigen. Und er zögerte nicht. — Es kam ihm sehr gelegen, daß der Sammelplatz der englischen Truppen nur eine kleine Strecke von seinem Wohnort entfernt war. So erschien eines Tages der Sektarianer daselbst und beschuldigte den katholischen Priester und die Missionschwestern des Verrates und der Spionage. Er fand leicht Glauben bei seinen Landsleuten, da die Beschuldigten der feindlichen Nation angehörten, der Pater war wohl Elsässer, die Schwestern aber aus Deutschland und Oesterreich. Das Urteil war schnell gefällt!



Bazar der Eingeborenen in Mombassa

Es war am 6. September, als die Hiobspost eintraf — unverweilt sollte der Pater Missionar abgeführt werden. Er war gerade in der Kirche und hielt den Gottesdienst. Noch eine kurze Ansprache an seine lieben Schwarzen — und ehe die armen Leute noch recht begriffen hatten, um was es sich handelte, war ihr treuer Hirte schon auf dem Wege in die Gefangenschaft. Er wurde in die Küstenstadt Mombassa gebracht und von da nach Bombay in Indien.

Nach der Gefangennehmung des hochwürdigen Paters waren die drei Missionschwestern in großer Bestürzung zurückgeblieben. Sie ahnten, daß ihres Bleibens auf der Station auch nicht mehr lange sein würde, und ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Es waren kaum einige Stunden vergangen, da sahen sie ein Gefährt, das sich der Mission näherte. Es war bestimmt, sie in die Verbannung zu bringen.

Mit schwerem Herzen wurde schnell das Notwendigste zu-

sammengepackt, ein langer schmerzlicher Blick umfaßte noch einmal die liebgewordene Stätte, zum letztenmal fuhr die Hand der Schwester liebkosend und abschiednehmend über die dunklen Krausköpfe der lieben Kleinen, die laut weinend und schreiend die geliebten Schwestern festzuhalten suchten. Schluchzend riefen sie immer wieder: „Mutter, geh nicht fort.“ „Mutter, warum gehst du fort, wir haben dich so lieb.“ — Selbst die harten Krieger konnten sich der Rührung nicht erwehren, als sie die Kinder mit Gewalt von den Schwestern entfernen mußten.

Unter militärischer Begleitung wurden sie bis Voi gebracht. Oft noch wandte sich ihr tränenfeuchter Blick zurück nach der verlassenen Missionsstation, die ihnen zur zweiten Heimat geworden war. Schwester Genesia faßte sich zuerst. Ihre bebenden Hände umfaßten innig das kleine Brustkreuzchen und es den beiden Schwestern zeigend, sagte sie: „Er hat unschuldig gelitten, nicht weil er mußte — sondern weil er wollte — laßt uns ihm nachfolgen.“

Nach einem zweiwöchigen, an Entbehrungen überreichen Aufenthalt in Voi wurden die Missionschwestern durch die fieberreiche Steppe nach Mombassa befördert, wo sie bei den französischen Patres, den Vätern vom Heiligen Geist, liebevolle Aufnahme fanden. Leider war hier ihres Bleibens nicht lange; infolge der überstandenen Leiden und Entbehrungen hatten sie beständig mit dem Fieber zu kämpfen, besonders Schwester Hermenegildis konnte sich nicht mehr erholen; sie siechte langsam dahin. Sie wurden deshalb im öffentlichen Krankenhaus untergebracht, was für die armen Schwestern keineswegs eine Verbesserung ihrer traurigen Lage bedeutete. Die Pflegerinnen, sowie der englische Arzt kamen ihnen mit Mißtrauen entgegen. Schwester Hermenegildis' Zustand verschlimmerte sich täglich, doch man schien es nicht zu bemerken. Durch liebevolle, aufmerksame Pflege suchten deshalb unsere beiden Schwestern der Leidenden einen Ersatz zu bieten, obwohl sie ihr keinerlei Erleichterung verschaffen konnten. Die Krankheit war, was der Arzt erst nach ihrem Tode konstatierte, in ein bösesartiges Typhusfieber ausgeartet. O, was mußte die gute Schwester Genesia viele vergebliche Bitten tun, bis der Arzt ihr endlich erlaubte, einen Priester rufen zu lassen, um der Kranken die heiligen Sterbefakramente zu spenden. — Und es war höchste Zeit. — Zwei Stunden später hatte Schwester Hermenegildis ausgelitten. Es war am 25. Januar 1915.

Die aufopferndste Pflege ihrer zwei Lebensgefährtinnen hatte den Tod nicht von ihr fernhalten können. Unsagbar groß war der Schmerz der beiden Zurückgebliebenen, waren doch ihre Herzen durch das gemeinsam ertragene Leid so innig miteinander verbunden. Ganz niedergebeugt von Schmerz schrieb Schwester Genesia an die Ehrwürdige Mutter Generaloberin:

„Seit September mit außergewöhnlichen Leiden, Opfern und Prüfungen ganz vertraut geworden, will mir doch ob dieses Verlustes das Herz fast brechen. Meine zitternde Hand vermag kaum zu schreiben.“ Ach, die gute Schwester Oberin ahnte, daß ihrer noch mehr Opfer warteten — und — daß ihr das Herz wirklich brechen sollte.

Einige Tage nur ruhte Schwester Hermenegildis im Grabe, da zeigten sich auch bei Schwester Eustachia die Anzeichen von Typhusfieber. Ihr entkräfteter Körper, geschwächt durch die Leiden und Opfer der letzten Zeit, konnte der Krankheit keinen Widerstand mehr bieten. Schwester Genesia wich nicht von ihrem Lager gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, doch alles umsonst, der liebe Gott verlangte auch dieses Opfer von ihr — und großmütig, wenn auch mit blutendem Herzen, brachte sie es.

Am 28. Februar schlug die Trennungsstunde; Schwester Eustachia starb in den Armen von Schwester Genesia. — Doch sollte die Trennung der drei so innig Verbundenen nicht lange währen. Fünf Tage später kämpfte auch Schwester Genesia den letzten Kampf. Fünf Tage nur — und die edelmütige Dulderin war wieder mit ihren geliebten Schwestern vereint. Jubelnd flog ihre im Schmerz geläuterte Seele himmelwärts, um ewig in unaussprechlicher Wonne zu genießen, was, nach den Worten des heiligen Paulus, Gott denen bereitet, die ihn lieben.

Treu ergeben ihrer Genossenschaft bis zum letzten Atemzug, hatte Schwester Genesia, als sie ihr Ende nahen fühlte, mit sterbender Hand noch ein Briefchen an ehrwürdige Mutter Generaloberin geschrieben. Durch den holländischen Konsul in Bombassa wurde dies letzte Zeichen kindlicher Anhänglichkeit der Genossenschaft übermittelt. Es war nur ein halber Briefbogen mit Bleistift geschrieben, und was enthielt er? Worte der Dankbarkeit und Liebe für die Mutter ihrer Kongregation und für ihre Mitschwester, sowie für ihre lieben Angehörigen in der fernen Heimat. Er enthielt ein herzliches „Deo gratias“ für die unschätzbare Gnade der Beharrlichkeit im heiligen Berufe.

„Drei blutrote Rosen“ waren es, die, gepflanzt in die Genossenschaft der Missionschwester vom kostbaren Blut, sich reich entfalteten im Missionsfelde, wo der Todesengel sie nach harter Arbeit im Zeitraum von kaum sechs Wochen nacheinander brach.

Was ist aus dem Verleumder geworden? An ihm hat sich das Sprichwort bewahrheitet: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, oder „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.“ Er konnte dem Glanz des Goldes nicht widerstehen; viel Geld wollte er verdienen und schnell reich werden. — Er ward zum Verräter an seinem Vaterland. Auf frischer Tat ertappt und durch die aufgefundenen

Beweise überführt, ergab sich auch die Unschuld des katholischen Priesters und der drei Missionschwwestern. Er gestand, daß er den Missionar und die Schwestern fälschlich beschuldigt habe. Er wurde als Vaterlandsverräter zum Tode durch den Strang verurteilt. Möge Gott seiner Seele ein gnädiger Richter gewesen sein!"

Der hochwürdige Pater Missionar wurde sofort aus seiner Haft entlassen und ihm erlaubt, frei in seine Missionsstation zurückzukehren. Die drei Schwestern weilten nicht mehr unter den Lebenden, als ihre Unschuld bekannt wurde.

Nach seiner Freilassung reiste der hochwürdige Pater nach Europa. Gelegentlich dieser Reise kam er auch nach Holland und besuchte das Mutterhaus der Missionschwwestern vom kostbaren Blute. Jetzt erst, nachdem die eingehenden Schilderungen des hochwürdigen Missionars die kurzen Berichte der drei Schwestern vervollständigte, ergab sich ein klares Bild alles dessen, was die drei Missionarinnen zu erdulden gehabt hatten.

Wir hoffen, daß die so früh Dahingeshiedenen am Throne Gottes ihrer Genossenschaft viele neue Kräfte erbitten werden, denn nicht nur von den Priestern und Missionaren, sondern auch von den Missionschwwestern gilt das Wort des göttlichen Heilandes: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind so wenige.“



Am 18. Okt. 1936 reisten Schw. M. Stella Alt (links) u. Schw. M. Gerberta Jager (rechts) mit dem deutschen Amerikadampfer „Bremen“ nach New York-Princeton ab
(Näheres nächste Nummer)

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Fortsetzung)

Auf einen Wink Mantshongas schlüpfte ein Weib aus der nächsten Hütte mit einer Strohmatte. Sie breitete dieselbe vor der Schwester auf dem Boden aus und zog sich dann eiligst wieder zurück. Die Schwester ließ sich auf die Matte nieder, und Mantshonga setzte sich auf einen großen Stein — ein solcher dient meistens diesen schwarzen Gebieten als Thron — jetzt begann die bedeutungsvolle Unterredung:

„Kuluma 'nkosazana (Sprich, Herrin)!“

„Dein Sohn macht mir viele, viele Freude, 'nkosi (Herr), durch seinen ausgezeichneten Fleiß hat er schon vieles, sehr vieles gelernt, aber er wünscht noch mehr zu lernen. Wir wollen seiner Lernbegierde entgegenkommen und ihn etwas Großes, recht Großes lernen lassen. Etwas, das selbst nur wenige Weiße können. Er wird ein so großer Herr werden, daß seine Stammesgenossen mit Ehrfurcht zu ihm aufschauen.“

„Wird er aber dann mit seinen Kenntnissen auch mir Nutzen und Segen bringen?“

„O gewiß, dir und deinem ganzen Stamme wird er Nutzen und Segen bringen, einen Segen und eine Hilfe, so groß, daß du das jetzt noch gar nicht begreifen kannst. Zu diesem Zwecke muß aber dein Sohn petshya (über das Meer) gehen. Diese Reise kostet viel Geld, doch wird für deinen Sohn gesorgt. Und drüben, im Lande der Weißen wird es ihm sehr gut gehen. Er wird in einem schönen, großen Hause wohnen, bekommt Kleider und gutes Essen. Er darf den ganzen Tag lang lernen. Weiße Männer werden ihm Unterricht geben in vielen, vielen Dingen. Doch bis er das kann, was er lernen muß, um nachher dir und deinem Stamme großen Nutzen schaffen zu können, dazu wird er mehrere Jahre brauchen. Dann aber wird er wieder zurückkommen, du wirst ihn wieder sehen, deinen lieben Sohn, deinen Edelstein. Sein Wiederkommen wird Freude und Glück für dich sein. Willst du, daß wir deinen Sohn und dich so glücklich machen?“

Plötzlich erschallt von den umliegenden Hügeln Kriegsgesang. Viele Männer und Jünglinge hatten sich dort versammelt, als sie gewahr wurden, daß fremde Besucher sich Mantshongas Kraal näherten. Auf ein Zeichen wartend, lagen sie dort im Grase versteckt. Ein Jüngling, welcher die obige Unterredung abgelauscht hatte, gibt nun das Zeichen. Jetzt schwingen sie singend ihre Assegais und der Boden dröhnt von ihren wilden taktmäßigen Tritten. Sie bilden einen Kreis, um keinem Flüchtling Raum zu geben. Diesen Kreis wollen sie beim Heransturme enger und enger ziehen, bis sie die feindlichen Ein-

dringlinge erreicht haben, um sie dann mit wilder Lust zu durchspießen. — Die Schulknaben zittern.

„Iulani, izinuja (Still, ihr Hunde)!“ gebietet jetzt Mantshonga mit einer Donnerstimme, und sofort hört der wilde Lärm auf. Die Schulknaben atmen wieder auf.

„Ngugu, mein Kind“, sprach jetzt der schwarze Mann mild und gerührt, „bist du wirklich entschlossen, petsheya (über das Meer) ins Land der Weißen zu gehen?“

„Ja, Vater, und ich bitte um deine Erlaubnis dazu“, antwortete Aloysius herzlich bittend.

„Gut, so gehe, mein Sohn, aber komme wieder, und dann verdiene viel, viel Geld für mich. Und jetzt geh, treib eine gute Kuh herein, melke sie und gib deiner guten Herrin hier die Milch zu trinken.“

Aloysius erquickte alle seine Begleiter mit der köstlichen Milch, und nun mußte er von seiner Mutter Abschied nehmen; das gab einen harten Kampf. Mamncadi war das Großweib (erste Weib) Mantshongas. Sie hatte schon viele harte Zeiten durchlebt. Lange Jahre war sie sogar mit dem Ausfaze behaftet gewesen, der von ihren Fingern und Zehen nur kurze Stumpen übrigließ. Merkwürdig ist, daß bei ihr der Ausfaze wieder aufhörte. Aloysius meinte, das habe sein Vater mit seinen Medicinen zustande gebracht, denn er sei ein großer Doktor. Noch merkwürdiger ist, daß keiner der Angehörigen angesteckt wurde. Aloysius war das letzte Kind der Mamncadi und daher ihr Liebling, ja sie war es, die ihm den Namen Ngugu (Edelstein) gab. Als er ihr nun sein Vorhaben mitteilte, warf sie in wildem Schmerz die Kauhäute von sich, womit sie bedeckt war, gebärdete sich wie eine Verzweifelte und stimmte das bei den Kaffern übliche Totengeheul an. Das gab den rohen Männern und Burschen, die noch immer im Grase lagen, wieder Anlaß zum Ausbruch. Sie wiederholten ihren vorigen Kriegslärm, wurden jedoch von Mantshonga gleich wieder zum Schweigen gebracht.

„Musa ukukala 'Ma (Weine nicht, Mutter)“, sagte Aloysius jetzt sehr zärtlich zu der noch immer sich rasend gebärdenden Mutter. Dein Schmerz wird in Freude verwandelt werden. Siehe, diese weiße Frau hier wird jetzt öfter zu dir kommen und dir immer gute Nachricht von mir bringen.“ — Mamncadi beruhigte sich und warf der Schwester einen freundlichen, vertrauensvollen Blick zu.

Bald nach diesem für Aloysius so opfervollen Tage trat ein Missionar seine Reise nach Rom an und nahm den braven Aloysius mit in die Ewige Stadt, wo er im Kollegium der Propaganda seine Studien begann. Die Schwester tat, wie der scheidende Sohn seiner Mutter versprochen hatte, und besuchte dieselbe öfters. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie der alten

Heidin von Gott und seiner Güte. Schon beim ersten Besuche zeigte sich letztere, die sich bei der Abschiedsszene so zornig gebärdet hatte, so willig, daß sie gerne der Schwester ihre Um-
schlagdecke überreichte, welche sie mit langen Stichen rasch in ein Kleid umwandelte. Beim nächsten Besuch wurde Mamncadi mit einem neuen Kleide beglückt. Nachdem die Schwester das alte Mütterchen einigemal besucht hatte, wurden auch die Kinder, deren es in dem großen Kaffernkraal gar viele gab, zutraulich. Sie waren ohnehin gewohnt, viel beim Großmütterchen oder respektive Urgroßmütterchen zu sitzen, denn sie wußte gar interessante Geschichten zu erzählen. So saßen sie auch jetzt im Kreise um sie herum und horchten gespannt auf das, was die weiße Frau erzählte. Die Samenkörnlein der christlichen Religion fanden in den jungen Herzen gutes Erdreich und trugen nach Jahren herrliche Früchte.

Die gute Mamncadi wurde bald nach Beginn des Unterrichtes von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und so beeilte sich die Missionschwester, dieselbe genügend auf die heilige Taufe vorzubereiten. Dann kam ein Priester und taufte sie auf den Namen Maria. „Dein Schmerz wird in Freude verwandelt werden“, hatte Aloysius beim Abschied gesagt. Das Mütterchen erinnerte sich an ihrem Taustag dieser Worte, und sagte wiederholt: „Jetzt ist erfüllt, was mein lieber Sohn Mgugu gesagt hat. Ngijajabala (Ich freue mich), ich bin glücklich.“ Sie starb in der seligen Hoffnung, den Sohn einmal im Himmel wiederzufinden.

Bald nachdem Gott das alte Mütterchen des schwarzen Priesterkandidaten in den Himmel genommen hatte, wurde die Schwester auf eine andere Missionsstation versetzt, fünfzehnhundert Meilen weit entfernt von ihrem ersten Missionsfelde Maryvale. Der Missionar, welcher die Mission dort begonnen und mit so großem Erfolge geleitet hatte, wurde früh zum Empfange seines Lohnes in die Ewigkeit gerufen. Andere eifrige Missionare und Missionschwester setzten die Arbeit in Maryvale fort.

Als der neugeweihte schwarze Priester nach 9jährigem Studium von Rom zurückkam, wurde er mit Freude und Jubel auf der Missionsstation Maryvale empfangen; da fand sich zur schönen Empfangsfeier auch sein greiser Vater Mantshonga ein. Zum erstenmal erhob der junge Priester seine Hand, um der vor ihm knienden Schar aus dem Zulustamme den priesterlichen Segen zu spenden. Da sah er auch seine andern Mütter, nämlich die Weiber seines Vaters — seine Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten — alle ganz umgestaltet an Leib und Seele. Als Aloysius nach Rom abreifte, gingen sie alle noch nackt oder bedeckten sich spärlich mit schmutzigen, übelriechenden Kuhhäuten.

(Schluß folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

St. Nikolaus und Christkindchen in Matombo 1936

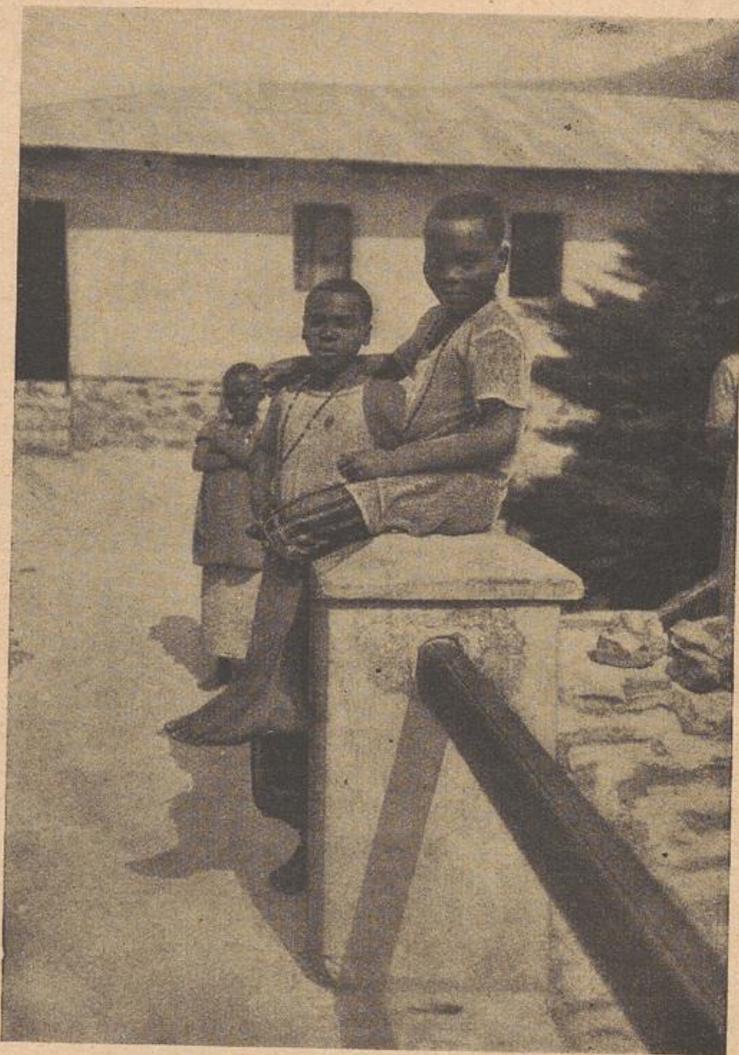
Ost-Afrika, Tanganjika-Gebiet

Welches Kind in Afrika kannte St. Nikolaus? Hier in Matombo keines. Als es nun so langsam auf Dezember zuing, hatte Schwester Majellis unseren Kindern von den schönen St.-Nikolaus-Bescherungen in Europa erzählt. Ja, das war etwas Neues und tagelang das Gespräch der Kinder. Was irgendwie zweifelhaft war, wurde vorgelegt, und es war oft schwierig, die richtige Antwort zu finden, um diese Plappermäulchen zu befriedigen. Immer und immer wieder wurde gefragt, ob St. Nikolaus nur die weißen Kinder so liebe. Ich sagte: „Nein, er liebt die guten Kinder, ob schwarz oder weiß. Soll ich St. Nikolaus einmal ein Briefchen schreiben? Vielleicht würde er, wenn ihr brav seid, am 6. Dezember bei seiner Rundreise auf Erden auch zu euch kommen.“

Sie wollten sich's überlegen. In der Zwischenzeit gingen sie bei den andern Schwestern Erkundigungen einziehen, und zufällig hörten sie, wie Schwester Majellis gerade ihren Kindern erzählte, daß Knecht Rupprecht die bösen Kinder in den Sack stecke. Erst wurde weiter geforscht, was Knecht Rupprecht mit den bösen Kindern im Sack doch mache. Aber bald stand der Entschluß fest: „Nein, unter keinen Umständen St. Nikolaus rufen, denn“, so raunten sie sich zu, „wer weiß, wie St. Nikolaus über uns denkt und — den Sack hätten wir ja alle verdient.“ Fränzchen zitterte wie Espenlaub bei dem Gedanken. St. Nikolaus könne alle seine Untugenden vor den Mädchen offenbaren; nein, lieber auf alles Süße verzichten, als diese Schande erleben.

Und die beiden Zwillinge, Marianne und Regina, erklärten unummunden, sich im Flusse zu verstecken, wenn die größeren mit dem Besuche des heiligen Nikolaus einverstanden wären. Ich lachte und schwieg; der Brief blieb ungeschrieben.

Inzwischen kam die heilige Adventszeit. — Marianne und Regina gingen zum erstenmal zur heiligen Beichte und nahmen es wirklich ernst. Wie oft kamen sie zu mir mit der Bitte: „Bitte, Mama, komm mit uns nach hinten auf die Veranda und hilf uns, unsere Sünden suchen.“ Ich schickte sie jedesmal zum lieben Heiland. Nach der Beichte, als ihre Herzen so rein und



Ostafrikanische Christenkinder

so froh waren, meinten sie ganz treuherzig: „So, jetzt könnte St. Nikolaus kommen, jetzt brauchen wir Knecht Rupprecht nicht zu fürchten.“ Aber jetzt rieten die Größeren ab.

Im Unterrichte belehrt, durch kleine Opfer in treuer Pflichterfüllung dem Jesulein Strohhälmchen fürs Krippchen zu sammeln, hub ein heiliger Wettstreit an. Im Schlaßaal war zu Füßen der Madonna ein Kästchen aufgestellt; unten war eine

Schublade mit feiner Holzwolle angefüllt. Für jedes Opferchen durften sie der lieben Gottesmutter ein Hälmlchen bringen. Es war eine Freude, diesen Wetteifer zu sehen. Da gab's kein Zanken und Lügen, kein Faulenzen und Drücken mehr. Jedes Maiskörnchen, das sonst so gern übersehen wurde, hob man auf; die Schalen von Bananen und Apfelsinen wanderten jetzt treu in die Abfallkiste. Niemand war mehr schwerhörig, wenn sein Name gerufen wurde usw.

St.-Nikolaus-Abend kam. Schwester Majellis erzählte ihnen, daß jetzt St. Nikolaus zu den guten Kindern in Europa gehe, welche ihm ein Briefchen geschrieben hätten. Da kam's wie ein Heimweh über unsre guten Negerlein, denn gut waren sie auch vorher, noch ehe der Advent begonnen hatte, und leise fragten sie mich, ob's denn nicht noch möglich wäre, ihn zu rufen, denn in den letzten Wochen wären sie doch einigermaßen brav gewesen und Knecht Rupprecht würde ihnen sicher nichts tun. Sie wollten ja auch fortan ganz brav sein. Ich sagte ihnen, es wäre zu spät, der Himmel wäre weit und St. Nikolaus wäre sicher schon auf Erden.

Es wurde dunkel. Stern reihte sich an Stern und wie die Kinder auch Ausschau hielten, St. Nikolaus war nirgends zu sehen. Da stellte sich klein Marianne mitten auf den Hof und rief mit gefalteten Händen laut zum Himmel in die Nacht hinein: „Lieber heiliger Mann, komm doch zu uns, vielleicht gehst du gerade hier in der Nähe vorüber, o komm doch, komm doch!“

Aber alles blieb still, und traurig gingen sie hinein zum Essen, immer wieder sagend: „O was waren wir dumm, warum ließen wir die Mama nicht schreiben!“ Sie machten die Türe fest zu; wer weiß, ob St. Nikolaus nicht doch noch gehört hat — Vorsicht ist besser — und schließlich, wer weiß, — hat die Mama nicht oft gesagt: wer ist rein in den Augen Gottes! — Kurz und gut, niemand brauchte an diesem Tage nach Tisch nach draußen zu gehen wie sonst, auch brauchte niemand den Mund auszuspülen — die Türe blieb verschlossen, und so sah auch niemand von ihnen, wie St. Nikolaus auf leisen Sohlen an ihren Fenstern vorbeihuschte, um sie nicht zu erschrecken, und wie er einen Sack, gefüllt mit schönen Sachen, die nur Krausköpfchen erfreuen können, an die Türklinke hing. Merkwürdigerweise hatte die Aufsichtschwester an diesem Tage auch keine Zeit, um hinüberzugehen; so blieb denn die Türe verschlossen, und St. Nikolaus setzte seinen Weg fort! Er kam gewiß mit Verspätung nach Europa, aber er konnte doch dem Flehen unsrer guten Kinder nicht widerstehen.

Eines unter ihnen dachte schließlich: „Wo doch die Mama bleibt zum Abschließen!“ Es öffnete die Türe nur eben auf eine Spalte. Da, ein Schrei, und alle stürzten die Treppe hinauf, warum, — daß wußte niemand. O, das Ungewisse, Weiße an

der Türklinke! Was konnte es sein? Auf den Schrei der Kinder hin lief ich hinüber, um nachzuschauen, was los sei. Da bot sich mir ein köstliches Bild dar: Eine Reihe Augenpaare schauten starr auf den Sack! Ich munterte sie auf, denselben abzunehmen, aber vergebens. Da entdeckte ich ein Briefchen an himmelblauem Bändchen mit folgendem Inhalt: „Viele Grüße an meine lieben Kinder des Internates — von St. Nikolaus, der im Himmel wohnt! Wenn Ihr Euch im nächsten Jahre nicht fürchtet, so werdet Ihr mich persönlich sehen!“ Bei diesen Worten löste sich der Bann.

Jubelnd umringten sie mich, liefen vor die Türe und riefen: „Lieber heiliger Mann, komm doch herein, wir fürchten uns ja nicht mehr, nur bitte, laß Knecht Rupprecht draußen!“ Aber er war schon fort und so vertrösteten sie sich zum nächsten Jahre. „Aber,“ rief ich, „so kommt und öffnet doch den Sack.“ Niemand wagte es. „So,“ sagte ich, „dann nehme ich ihn mit! Vielleicht hat St. Nikolaus sich mit der Türe geirrt, er wollte den Sack sicher zu den Schwestern bringen“, und schon hatte Schwester Annunciata ihn gepackt und wollte zur Türe hinaus.

Da wurden sie lebendig. „Nein, nein, der Sack gehört uns, das steht ja im Brief.“ „Nun, so öffnet ihn!“ Jetzt lag er auf dem Tische. Neugierige Näschen beschnupperten ihn. „Wirklich, er riecht nach dem Himmel — so einen feinen Duft gibt's nicht auf Erden — und das blaue Band, womit er zugeschnürt ist, kann nur ein Haarschleichen der Engelchen sein.“ So und ähnlich jubelte es durch das Zimmer.

„So öffnet doch!“ „Ach, Mama, bitte öffne du ihn doch, wer weiß, ob Knecht Rupprecht nicht doch noch drin sitzt, oder vielleicht ein böses Kind!“ Vorsicht ist besser als Nachsicht. Schwester Majellis packte ihn am Endzipfel und der Tisch war übersät mit Plätzchen, Nüssen und Weckmännchen! Das war ein Jubel! Redlich wurde geteilt, bis ich endlich mahnte, zu Bett zu gehen. Am nächsten Morgen ging der Jubel von neuem los. Allen Schulkindern wurde ausführlich alles erzählt, jeder mußte die Türklinke sehen, wo der Sack gehangen und jede mußte ihr Näschen mit dem Himmelsdufte füllen, der noch dem Sack entströmte. —

Die Adventszeit nahm ihren Weg. Christkindlein stand vor der Türe. Das Kästchen zu Füßen der lieben Gottesmutter war bis obenhin mit Strohhälmchen gefüllt und oft fragte Franzi, wann denn's Jesulein komme und ob's wohl auch die Strohhälmchen annehmen würde? Ich konnte die Plappermäulchen nicht mehr zur Ruhe bringen. In der Kirche wurde das Krippchen aufgestellt. Die liebe Gottesmutter, St. Josef, Ochs und Esulein waren da. — Wo war denn das Bettchen fürs Jesulein? Der Heilige Abend kam. Niemand durfte das Arbeitszimmer betreten, um durch Bewachung der Augen, wie es hieß,

die letzten Federchen für Jesuleins Kopfkissen zu sammeln. Mit abgewandtem Gesichte huschten sie an der verschlossenen Türe vorbei. Alles war dunkel, nur zuckende Blitze, die wohl in keiner Weihnachtszeit hier fehlen, erhellten die Heilige Nacht. Auf einmal öffnete sich die geheimnisvolle Türe, alle standen wie geblendet. Sie hatten nämlich noch nie einen Weihnachtstisch mit Christbaum gesehen. Einige bunte Papiersackeln erhellten den Raum. Unterm Christbaum lag für jedes Kind ein Bäckchen. Für die Mädchen ein neues Kleid, welches sie sich schon so lange sehulichst gewünscht hatten; für die Buben ein Höschen mit Mütze, dazu noch allerhand Leckerbissen. Erst standen sie sprachlos, dann klatschten alle freudig in die Hände und riefen: „O du gutes, liebes Jesukind, wie können wir dir danken!“ Es war zuviel der reinen heiligen Freude.

Nach einigen schönen Weihnachtsliedern suchte Schwester Majellis zu entziffern, wem jedes Bäckchen gehöre. Als die Freude sich etwas gelegt hatte, gewahrten sie unterm Christbaume, der fast jeden Schmuckes entbehrte, das leere Krippchen des Jesukindes. Sie begriffen seine Bedeutung. Rasch lief einer das gefüllte Kästchen mit Strohhälmchen holen, und dankerfüllten Herzens bereiteten sie davon ein weiches Bettchen im Krippchen, welches Schwester Majellis zur Kirche trug und auf welchem in der Mitternachtsmette das liebe Jesulein ruhte. So oft die Kinder zum Krippchen gehen, freuen sie sich, wie weich das liebe Gotteskind auf ihren Opferchen ruht, und gewiß gehen sie nie unbeschenkt von ihm weg. Klein Marianne trennte sich sogar von ihren zwei Pfennigen, die sie schon so lange als ihren größten Schatz verwahrte und legte sie zu ihren Opferchen ins Kripplein. Möge das Jesukind unseren Krausköpfchen den echten Kindesinn bewahren und sie unberührt vom Gifthauche des Lasters den Weg zur ewigen Weihnacht führen!

3

Bitte eines Künstlers

Unter den Papieren des verstorbenen trefflichen Schweizer Malers Raphael Ritz fand man folgendes charakterisierendes Gedicht:

Gütiger Gott, erhalte mir
Frisch und frei der Dinge vier:
Augen, Schönes zu ergründen,
Seele, Schönes zu empfinden,
Geist, das Schöne zu behalten,
Hände, Schönes zu gestalten.

Plauderecken

Meine lieben Missionsfreunde, wir stehen jetzt in der schönen Adventszeit, wo die heilige Kirche uns immer und immer wieder ermahnt, uns auf das Kommen des lieben Christkindleins würdig vorzubereiten. Da haben wir im deutschen Volke den schönen, sinnvollen Brauch, einen Adventskranz aufzustellen. Dieser ist ein Kranz von Tannengrün (ein kleiner Reifen genügt schon), mit vier Kerzen versehen. Dieser Kranz wird im Zimmer aufgehängt oder auf den Tisch gelegt. Am ersten Adventssonntag zündet ihr dann die erste Kerze an, als Zeichen, daß das liebe Christkindlein naht, um uns mit seinem Segen zu beglücken. Am zweiten Sonntag werden zwei, am dritten Sonntag drei und am vierten Sonntag vier Kerzen angezündet. Dann wißt ihr, daß uns nur noch wenige



Unsere neue Be-
förderin Helene
Dreikluft aus
Karlsruhe,

welche in kurzer
Zeit von 8 Hefen
auf 16 ge-
stiegen ist

Tage vom schönen Weihnachtsfeste trennen, daß das Himmelskindlein ganz, ganz nahe ist. Gleich den Kerzen laßt eure Herzen in Liebe glühen zum Kindlein in der Krippe und versprecht ihm, seine treuen Brüderlein und Schwesterlein zu sein und weiter zu arbeiten wie bisher für die Heidenkinder und für die ganze Missionsache.

Ihr wolltet uns sicher auch eine Weihnachtsfreude machen, denn in letzter Zeit ging es bei uns hoch her. Heinz Steckerborn aus Elgermühle denkt in seinem Eifer, „die Heidenkinder können alles gebrauchen“. Das ist gut und recht, aber die Mutter vermißt nachher die Seife, meinst du nicht auch, lieber Heinz? Leuber ließ sich zweimal hören. Da war der Segen reich gemessen, nur fehlte der Brief, der uns doch so viele Freude macht. Also in Zukunft! Ebenso sind Breslau, Helsum, Engeln, Hindenburg, Westbevern, Bochum, Mengerskirchen, Darfeld, Grafenwald, Düsseldorf und Holz auf dem Kampflaz erschienen. Unsere eifrigen und treuen Beförderer aus Telgte, Hilde und Maria, führen sicher etwas im Schilde, daß sie uns so auf das Silberpapier warten lassen. Das soll sicher am Heiligen Abend hier in Neu-
286

enbeken unter dem Christbaum stehen als Weihnachtsüberraschung. Rate ich recht? Sendet es ruhig ein, wenn es auch keine zehn Pfund sind. Wir sind voller Erwartung.

Es herrscht ja überall die schöne Sitte, sich Weihnachten mit Geschenken zu erfreuen zur Erinnerung an die göttliche Liebesgabe, die uns der himmlische Vater in seinem Sohne als unserm Bruder machte. Unser Weihnachtswunsch ist, daß jeder Missionsfreund und Leser der Caritasblüten einen Abonnenten gewinnen möge. Für jede einzelne aus euch gewiß eine kleine Mühe, fürs Christkindlein und für uns eine große Weihnachtsfreude. Eure Liebe und Opferbereitschaft wird belohnt, womit, verrate ich noch nicht. Wie ihr uns, so wollen wir auch euch überraschen. Wem es aber nicht gelingt, uns den Weihnachtswunsch zu erfüllen, der möge nicht traurig sein. Es gelingt ihm dann sicher im Laufe des neuen Jahres. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Zu Bethlehem liegt in einem Stall	Und mit den Äuglein so hell und klar
Ein holdes Kindelein,	Blickt es ins Herz hinein
Dem singen die Engel mit süßem Schall	Und redet dort so wunderbar,
Gar liebliche Melodein.	Das liebe Kindelein.
Es liegt gebettet auf hartem Stroh	Wie zög es so gerne an seine Brust
In einem Krippelein	Die Menschen groß und klein.
Und lächelt doch so freudig froh,	O folgten sie nur in seliger Lust
Das zarte Kindelein.	Dem Gotteskindelein!

Zu Bethlehem liegt in einem Stall
Ein göttlich Kindelein,
Dem singen die Engel mit süßem Schall
Und wir — wir stimmen ein."

Den Kleinen und Großen wünschen zum Weihnachtsfeste den reichsten Segen des lieben Christkindleins die Negerlein aus Afrika und die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut.

1. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage; 2. am heiligen Weihnachtsfeste, 25. Dezember; 3. am Neujahrstage; 4. am Feste der Heiligen Drei Könige.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Die unbefleckte Empfängnis ist wirklich ein Teil der Andacht zum kostbaren Blute. Sie ist der Schöpfung reichste Opfergabe, dargebracht von der Königin der Geschöpfe, die so im Jubel ihrer sündlosen Morgendämmerung das kostbare Blut krönte, indem sie selbst mit seiner kostbarsten Krone gekrönt ward. Faber.

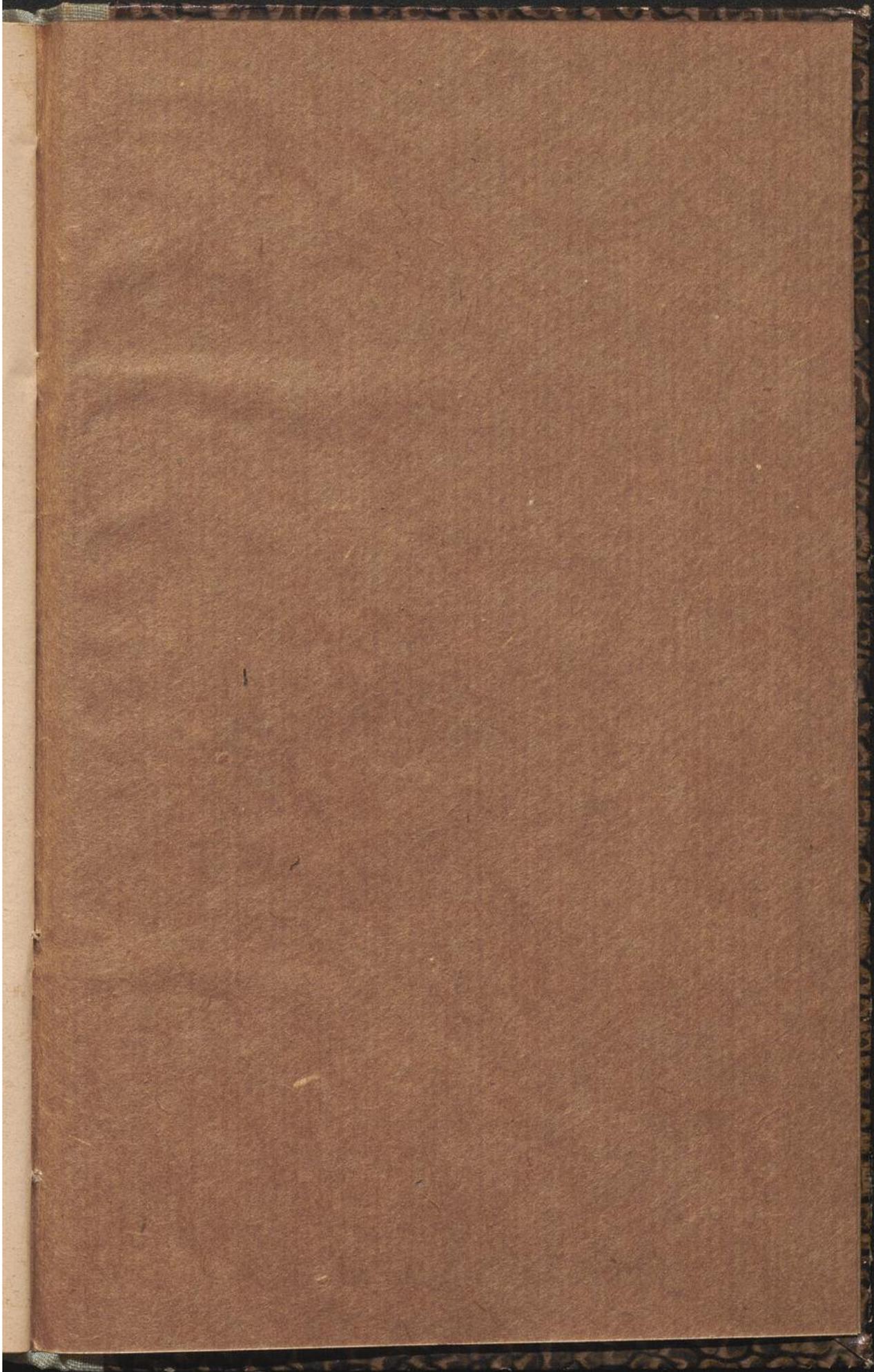
Das Totenglöcklein

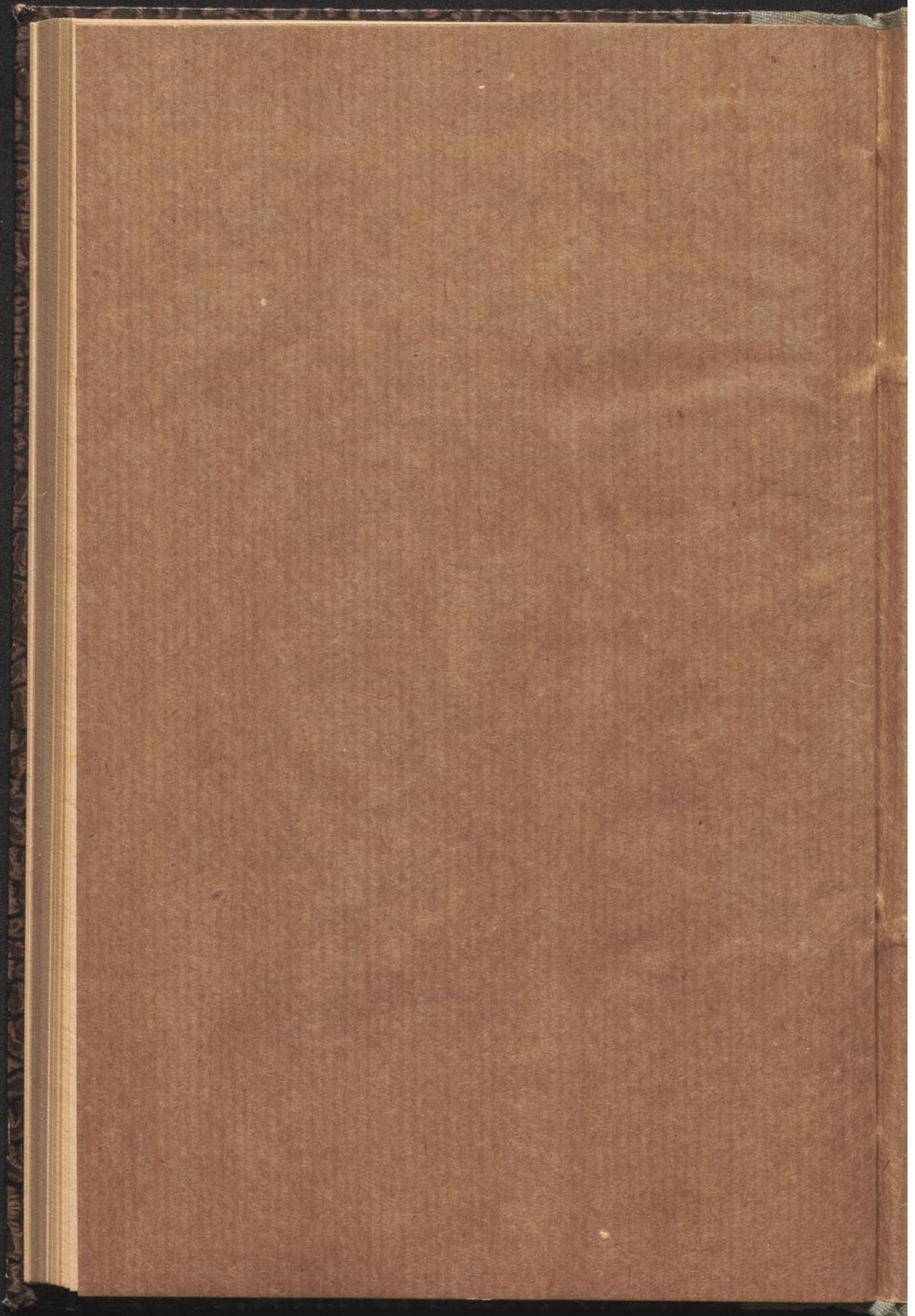
meldet das Hinscheiden unseres Wohltäters und treuen Abonnenten Herrn Rektor Collet, Hermeskeil, und unserer Beförderin Frieda Franziszi, Ottering, sowie unserer lieben Abonnenten Frau Maria Latte, Mehring, und Heinrich Eschenbüscher aus Dahl. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, mit uns recht innig für die teuren Verstorbenen zu beten.

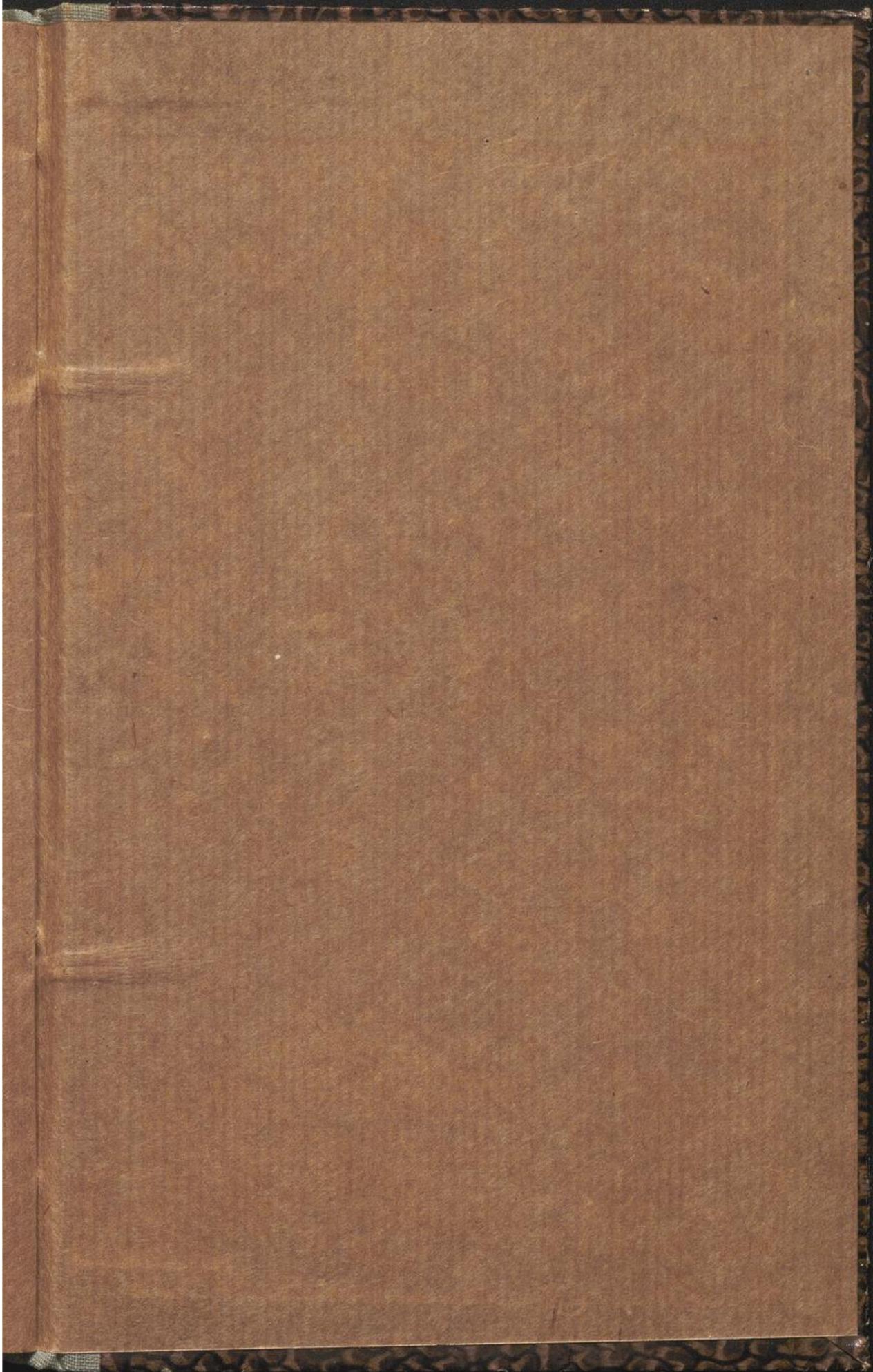
R. i. p.

Inhalts-Verzeichnis 1936

Gedichte: Neujahr	1	Fronleichnamsfeyer	135
Dein Kreuz	25	Zum kostbaren Blut Jesu	167
Freude ist Glück	32	Meine Mutter, eine Königin	170
Mein Heim	37	Du bist ein Christ	172
Ave Maria	49	Rehr heim	187
Am Fest des hl. Joseph	52	Unserer himmlischen Mutter	
Vertrauen	60	zum Geburtstag	209
Alleluja	73	Christ König	217
Christus im Kerker	77	Der Rosenkranzkönigin	233
Maria bei der hl. Kommunion	82	Allerheiligen	241
O Heiliger Geist	97	Der Glaube	244
St. Joseph hilft	111	Mariä Opferung	260
St. Hildegards Liebfrauenlied	119	Gott allein genügt	270
Gottes reichste Gabe	132	An die Unbefleckte	272
Erzählungen:			
Christkindlein in Rivungilo			7
Des Kindes Sehnsucht			9
Eine sterbende heidnische Braut			26
Wie aus einem heidnischen Hirtenbüblein ein treuer Missions-			
helfer wurde			33
Zwei wertvolle Ringe			36
Über die Tierwelt in Ost-Afrika			38
Entdeckter Schwindel des Kafferndoktors			40
Der Raupenmonat			41
Marienlegende			43
Durch Willenskraft zum Ziel			54
Mutters letzter Wille			61
St. Antonius hat geholfen			66
Meine erste Versetzung in Ost-Afrika			74
Schwere Missionsarbeit in Lourenco M.			78
Heiratschwierigkeiten eines Kaffern			83
Ein verirrtes Schäflein wiegerefunden			88
Aus dem Tagebuch einer Missionschwester		98, 122,	147
Im trauten Heim von Rivungilo			102
Etwas aus dem fernen Süden			108
Der Raub eines Bözenbildes			113
Eine Marienlegende			119
Was die weißen Ameisen tun können			133
Oliva, die Heldin		136,	156
Besuch bei einer Zauberin			159
Lebensschicksale einer Zauberin		162,	181
Gott erweist Barmherzigkeit, wem Er will			173
Das Singvögelchen Unserer lieben Frau		199, 234,	248
Eucharistischer Kinder-Kreuzzug			203
Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi		210, 230, 252,	278
Unser Emanuel			271
Drei blutrote Rosen			273
Nachrichten aus dem Mutterhaus		4, 53, 175, 196,	254
Allerlei Nachrichten aus Mariannahill u. den übrigen Missi-			
onsgebieten 16, 28, 43, 57, 78, 124, 127, 130, 150, 164, 178, 219, 225, 245			
Religiöse Abhandlungen 2, 50, 87, 90, 146, 171, 194, 223, 242, 266, 268			
Unsere Missionschülerinnen			198
Für die Kinder 20, 44, 69, 91, 140, 165, 188, 214, 261, 281, 286			
Lustige und Plauderecke		19, 47, 71, 95, 143, 190, 238,	286
Kirchliche Rundschau			237
Totenglöcklein 24, 48, 72, 120, 144, 168, 192, 216, 240, 264, 287			







Car

ritasblüt
1936